Entrückt in die Zukunft.

Sozialpolitischer Roman

von

Theodor Hertzka.

Berlin 1895.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Entrückt in die Zukunft.

Sozialpolitischer Roman

von

Theodor Hertzka.

Berlin 1895.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Inhaltsverzeichnis.

Es war im Frühling 1893, als mich dringende Geschäfte nach Paris riefen und zwangen, mehrere Tage dort zu verbringen. Meine freie Zeit wollte ich benutzen, um die Kunstschätze zu bewundern und die Theater zu besuchen; ich hatte den festen Entschluß gefaßt, daß diesmal die üblichen Höflichkeitsbesuche meiner Zerstreuung geopfert werden sollten. Stillvergnügt über meinen Vorsatz wandelte ich am Tage meiner Ankunft durch die Boulevards, als die Aufschrift einer Broschüre in der Auslage meine Blicke fesselte: „Über die Physiologie des Schlafes“ von Jules Raymont. Jules Raymont! Wie konnte ich nur so vergeßlich sein! Ich mußte ihn aufsuchen und, die Wahrheit zu gestehen, so lästig mir jeder andere Besuch erschienen war, auf diesen freute ich mich herzlich, denn ich war dem jungen Manne aufrichtig zugethan. Henry Raymont, sein Vater, war mein Freund gewesen von Kindheit auf. Gemeinsam hatten wir die Bürgerschule, gemeinsam das Gymnasium absolviert, hatten gemeinsam die Vorlesungen auf der Universität zu Heidelberg gehört und den Doktorgrad erlangt. Innige Sympathie verband uns. Seines Großvaters Tod machte ihn zum Besitzer großer Güter in Frankreich, und da nunmehr seine Anwesenheit daselbst erforderlich war, übersiedelte er nach Paris. Ein Jahr darauf verlobte er sich und bat mich im Namen unserer alten Freundschaft, seiner Hochzeit beizuwohnen. Ich nahm die Einladung gerne an. Zum erstenmale sah ich da die Weltstadt, deren Anblick meine Sinne betäubte und verwirrte, deren buntes Getriebe mich staunen und bangen machte. Wenn mir dann schwindelte vor dem rastlosen Gewoge der Menschenmenge, suchte ich Zuflucht bei dem neuvermählten Paare, das mich stets freudig aufnahm. So oft

ich seither nach Paris kam, war mein erster Gang zu Henry Raymont gewesen. Sein Glück währte nicht lange. Nach 10 jähriger Ehe starb seine Gemahlin, mehrere Monate darauf er selbst und ein Kind blieb einsam verlassen, ein Knabe. Der Onkel seiner Mutter nahm ihn zu sich und ließ ihn erziehen, aber er war kaum herangewachsen, als der alte Mann das Zeitliche segnete und Jules stand abermals allein. Ich hatte lange nichts von ihm gehört. Vor drei Jahren grüßte mich ein junger Mensch auf dem Boulevard des Italiens und fragte schüchtern, ob ich mich seiner nicht erinnere. Anfangs verneinte ich verlegen, besann mich aber alsbald und erkannte in ihm den Sohn meines verstorbenen Freundes. Er bat um die Erlaubnis, mich besuchen zu dürfen und im Laufe meines längeren Pariser Aufenthaltes entspann sich zwischen uns ein ziemlich reger Verkehr. Im dritten Stockwerk eines ihm gehörigen Hauses, Rue Montmartre, hatte er eine kleine Junggesellenwohnung inne und manchen Abend verbrachten wir plaudernd daselbst am Kamine, in dem das Feuer lustig flackerte und prasselte. Jules Raymonts Wesen war ruhig und bescheiden, seine Rede ernster, als es seinen Jahren angemessen schien, dabei heiter und anregend, sein Äußeres wohlthuend sympathisch. Er erzählte mir die Geschichte seiner jungen Jahre. Auf Wunsch seines Großoheims hatte er Medizin studiert und vor zwei Wintern promoviert, sich jedoch nicht entschließen können, seine Thätigkeit der Ausübung seines Berufes zuzuwenden, denn das Studium der Physiologie nahm sein ausschließliches Interesse in Anspruch. Dazumal hatte er seine schriftstellerische Begabung auf diesem Gebiete erprobt. „Ich fürchte jedoch", hatte er resigniert lächelnd gemeint, „daß der Wunsch, etwas zu leisten, bei mir größer ist, als mein Können." Nachher vernahm ich, daß seine Arbeit von seiten der Gelehrtenwelt wenig Anerkennung gefunden habe. „Der Mißerfolg seines ersten Versuchs hat ihn also nicht abgeschreckt", dachte ich mir, als ich heute den Weg nach dem Montmartre zurücklegte.

Der alte Pierre, der schon in unserer Studentenzeit des Vaters Diener gewesen war, führte mich zu seinem Herrn, der mich mit sichtlicher Freude empfing. Ich fand ihn ein wenig verändert, blässer und seine Wangen schmäler als sonst. Gegen meinen Verdacht, daß er sich überarbeitet habe, verteidigte er sich lachend,

indem er versicherte, daß der kleine Band, den ich bei dem Buchhändler gesehen, die einzige Frucht zweijähriger Arbeit sei. Wir speisten gemeinsam und verabredeten dann die Stunde, um welche er mich morgen im Hotel abholen sollte, das ganz in der Nähe seiner Wohnung lag und in dem ich diesmal ausnahmsweise abgestiegen war, weil meine Geschäfte mir gerade in diesem Viertel zu thun gaben. Kein Tag verging nun, den wir nicht, teilweise wenigstens, gemeinsam verbrachten, und er erwies sich mir bei jeder Gelegenheit so freundlich und aufmerksam, als ich nur immer wünschen konnte. Eines Tages hatte mich mein junger Freund eingeladen, mit ihm in die italienische Oper zu einer Glanzvorstellung der Signora Bellincioni zu gehen und um die festgesetzte Stunde harrte ich seiner in meinem Quartier. Er ließ lange auf sich warten. Endlich kam er, aber in so seltsam aufgeregter Stimmung, daß ich seinethalben einige Besorgnis empfand und ihm vorschlug, den Abend bei ihm zu verbringen und die Theaterkarten verfallen zu lassen. Dies wollte er durchaus nicht zugeben, versicherte, daß er öfters so sei, daß es aber wieder vergehen werde und gar nichts zu bedeuten habe. Zu langen Auseinandersetzungen war nicht Zeit, wir nahmen einen Wagen und als wir den Zuschauerraum betraten, hatte die Vorstellung eben begonnen. Die Bellincioni sang göttlich, aber ich konnte wohl bemerken, daß mein Begleiter von ihrem Zauber ungerührt und sein Auge starr am Boden haften blieb, während seine Finger nervös mit dem Opernglase spielten. Nach und nach heiterte sich jedoch seine Stirne auf und er fand seine frohe Laune wieder. In gehobener Stimmung verließen wir das Haus und ich nahm ihn unter den Arm, um mit ihm den Weg nach einem Restaurant einzuschlagen, als er sich entschuldigte und unter einigen Vorwänden erklärte, daß er jetzt nach Hause gehen müsse. Er habe eine angefangene Arbeit zu vollenden, sagte er, und brach dann, kurz Abschied nehmend, ab. Obzwar mich seine Grillen ein wenig Wunder nahmen, machte ich mir doch weiter darüber keine Gedanken. Ziemlich spät nach Mitternacht trat ich den Heimweg aus dem Restaurant an. Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich auf halber Strecke den jungen Arzt traf, der bei meinem Anblicke den Hut tiefer ins Gesicht drückte und ohne Gruß an mir vorüber-

hastete. Er hatte mich also getäuscht und war nicht nach Hause gegangen! Schließlich schuldete er mir nicht Rechenschaft über seine Handlungen und an dem Umstande, daß er mich früher verlassen hatte, um hinzugehen, wo ihm gutdünkte, konnte ich kein Arg finden. Aber die Verkettung der heutigen Begebenheiten, seine Erregung vor dem Theater, seine ungewöhnliche Munterkeit nachher, die Verlegenheit, mit der er sich von mir verabschiedete und vor allen Dingen ein gewisses Etwas in seinem Wesen, das ich nicht definieren kann, befremdeten, ja beunruhigten mich.

Ich schlief tief in den Tag hinein. Meine Geschäfte waren erledigt, mit dem Abendkourierzuge wollte ich Paris verlassen und so stand mir eine ziemlich schlaflose Nacht bevor, für die ich mich im Vorhinein schadlos zu halten gedachte. Mein erster Gang sollte heute zu Raymont sein. Nachdem ich also meine Toilette beendet und mein Frühstück verzehrt hatte, nahm ich Hut und Stock und verließ das Hotel. An der Hausthüre meines Freundes prallte ich auf den alten Pierre, der barhaupt, mit verstörtem Gesicht an mir vorübereilte, ohne meiner erschrockenen Frage Gehör zu schenken. In fieberhafter Hast eilte ich die Treppe hinauf und wurde in Raymonts Wohnung vom Portier empfangen, dessen Mienen nicht minder unheilverkündend, als die Pierres waren.

„Was ist geschehen? Wo ist Raymont?“ rief ich ihm entgegen und eilte, da ich keine Antwort erhielt, auf die Schlafstube zu. Aber die Thüre war versperrt. „Wo ist Raymont?“ wiederholte ich. Schweigend wies der Concierge auf die Thüre, deren Klinke ich noch in der Hand hielt.

„Wer ist mit ihm?“

„Niemand.“

„Raymont! Raymont! machen Sie auf, ich bin's, Ihr Freund!“ Nichts regte sich im anstoßenden Gemach. Ich polterte an der Thüre und mühte mich vergebens ab — sie wollte nicht weichen.

„Dem Herrn muß etwas zugestoßen sein!“ begann jetzt der Mann an meiner Seite mit bebender Stimme. „Seit einer halben Stunde mühen wir uns hier ab, Pierre und ich, aber er hört nicht. So taub kann der Schlaf nicht machen — nur der Tod. Wir haben versucht, die Thüre zu erbrechen, aber das Schloß ist zu stark. Pierre ist jetzt gegangen, um einen Schlosser zu holen —“

Während er so sprach, setzte ich meine Bemühungen, einzudringen, mit immer steigender Angst fort. Nach einer Weile, die mir damals wie ein halbes Jahr erschien, kam Pierre zurück mit dem Schlossermeister, der nach kurzer Untersuchung fand, daß er nicht imstande sei, aufzusperren, da das Schloß ungewöhnlich fein gearbeitet war. Er mußte ein Stück aus der Thüre aussägen, eine Arbeit, die nie enden zu wollen schien und, als endlich der Weg frei war und die beiden Diener ins Zimmer stürzten, zögerte ich noch einzutreten, denn mir graute vor dem Anblick, der sich mir bieten würde. Ein Schreckensruf Pierres riß mich aus meinem Zögern, ich überschritt die Schwelle — die Stube war leer.

„Er ist nicht hier," sagte ich aufatmend, „Gott sei Dank!"

Pierre bekreuzigte sich. „Verschwunden."

„Welche Thorheit von Ihnen beiden, solchen Lärm zu machen," fuhr ich fort, „wenn Sie nicht bestimmt wußten, ob der Herr daheim sei" —

„Wieso nicht wußten? Wo sollte er denn gewesen sein?"

„Ei, wo immer!"

„Und wer hat die Thüre zugesperrt?"

Ich war froh, nach überstandenem Schrecken lachen zu können. „Er selbst, als er fortging," sagte ich. „Der Schlüssel wird sich in seiner Tasche schon finden."

„Nein, gnädiger Herr", sagte der Portier, das Schloß aufhebend und mir zeigend, „hier steckt er."

Ich war ein wenig verwundert. „Das ist seltsam — aber nicht ganz unerklärlich. Raymout hat beim Aufsperren den Schlüssel nicht ganz umgedreht und das Schloß ist eingeschnappt."

Dagegen erhob der Schlosser Einsprache und erklärte, daß dies bei der genauen Konstruktion des Schlosses nicht möglich sei. Zum Überflusse erwies sich, daß der Schlüssel zweimal umgedreht worden war. Aber Wunder giebt es nicht. Wo konnte der Mensch hinausgegangen sein, der ohne Zweifel hier gewesen war. Durch eines der Fenster offenbar. Nach kurzer Prüfung mußte ich mich überzeugen, daß beide fest geschlossen und die Scheiben unverletzt waren. — Der vorhergegangenen Aufregung maß ich die Schuld bei, daß ich meine Gedanken nicht zu sammeln und für ein Rätsel, das doch gewiß nicht unlöslich sein könne, keinen Schlüssel zu finden

vermochte. Um also ein wenig Fassung zu gewinnen, gebot ich Pierre, mir zu berichten, was seit der Heimkehr seines Herrn sich ereignet habe.

Die beiden Diener hatten indessen das Zimmer von oberst zu unterst gekehrt und keinen Winkel undurchsucht gelassen. Nun trat Pierre heran und erzähte, wie folgt:

„Mein Herr kam um 1¼ Uhr nach Hause. Er schien unruhig, ließ sich beim Entkleiden von mir helfen, schickte mich aber fort, noch ehe ich mit meiner Arbeit fertig war und ich konnte hören, wie er die Thüre versperrte. Heute früh warte ich vergebens auf das Glockensignal. Es wird 11 Uhr. Mein Herr steht nie spät auf, ich bin also in Sorge, es könne ihm etwas zugestoßen sein, gehe an seine Thüre und klopfe, klopfe und rufe — keine Antwort. Ich werde immer lauter, aber es regt sich nichts. Endlich laufe ich zum Portier, hole ihn herauf, wir poltern eine Weile — und das Übrige wissen Sie selbst.“

Wie ich vermutet, war ich durch diesen Bericht in nichts klüger als zuvor. Ehe ich mich jedoch ganz geschlagen gab, wollte ich mich überzeugen, ob keinerlei Geheimausgang im Gemache zu finden sei. Jedes Brett der Parquette, jedes Fleckchen an der Wand wurde untersucht, wir klopften wohl drei Stunden lang an den Mauern herum, um nach dem Schalle eine geheime Thüre entdecken zu können, die unserm Auge verborgen geblieben — vergebens. Das Zimmer hatte nur den einen Ausgang — die versperrte Thüre.

Was war eigentlich vorgegangen, wie war Raymont verschwunden? Das Ereignis blieb unerklärlich. Ich begann zu verzweifeln, daß es mir gelingen werde, die Sache zu entwirren; dennoch wollte ich nichts unversucht lassen und begab mich unverzüglich auf die Agentur der Geheimpolizei, um selbst die Anzeige zu erstatten. Von zwei Detectivs begleitet betrat ich eine Stunde später abermals die Wohnung meines unglücklichen Freundes. Der Thatbestand wurde nach wiederholter gründlicher Untersuchung aufgenommen, die Detectivs versicherten, daß Nachforschungen aufs Genaueste gepflogen werden würden und entfernten sich dann.

Im Hotel angelangt, fand ich eine Depesche vor. Ich wurde dringend nach Hause gerufen und wenige Stunden später saß ich

im Eisenbahnwagen, nicht ohne vorher Pierre eindringlich zu empfehlen, daß mir jeder neue Vorfall sofort gemeldet werden sollte. Ich erhielt jedoch keinerlei Nachricht.

Einige Wochen lang beschäftigte sich die Pariser Presse mit diesem unheimlichen Fall und machte angestrengte Versuche, das Geheimnis ans Licht zu ziehen. Einmal glaubte man es hier mit einem teuflisch geschickten Raubmorde zu thun zu haben, ein andermal wollte man herausfinden haben, daß Raymont geflohen sei, indem es ihm gelang, seiner Flucht den Anschein des Verschwindens zu geben — all diese Vermutungen wurden sofort wieder fallen gelassen, da man sah, daß damit nichts erklärt sei. Ein junger Psychiater brachte den Vorfall mit Hypnotismus in Zusammenhang, wurde jedoch von maßgeblicher Seite verspottet und schwieg nunmehr, weil er, wie er sagte, nichts beweisen konnte. Nach einiger Zeit stumpfte sich das Interesse für das seltsame Ereignis ab, man schrieb wenig und endlich gar nichts mehr darüber.

Im nächsten Frühling führte mich mein Schicksal wieder nach Paris. Es bedarf kaum einer Erwähnung, daß mein erster Gang nach Raymonts Hause war, wo mich Pierre mit niedergeschlagener Miene empfing. Als ich ihn fragte, ob sich nichts ereignet habe seit meiner Abreise, schüttelte er den Kopf.

„Nichts, Herr Doktor," sagte er traurig und führte mich in das Empfangzimmer. „Jeden Morgen gehe ich in die Schlafstube und hoffe immer, da in dem Bett meinen armen Herrn schlafend zu finden —." Er wischte eine Thräne von den Wimpern. „Heute ist's ein Jahr, gerade ein Jahr seit jenem Unglückstag — ich hab' die Hoffnung aufgegeben."

Ich öffnete die Thüre zum anstoßenden Schlafzimmer. Alles war noch so, wie ich es im Vorjahre verlassen hatte. Pierre folgte mir langsam und murmelte leise klagend vor sich hin.

Plötzlich stieß er einen Schrei aus.

„Was giebt's?" fragte ich, überrascht nach dem Bette blickend, in der Zuversicht, den jungen Arzt dort liegen zu sehen. Aber der Alte wies mit allen Anzeichen äußersten Entsetzens nach dem Schreibtische.

„Da, da, Herr Doktor!" brachte er mühsam hervor.

„Sehen Sie Gespenster?" Ich glaubte nicht anders, als daß Pierres erregte Phantasie den Geist Raymonts erblicke.

„Nein — da, da!“

„Am Schreibtische?“

Mit schlotternden Knieen trat er näher und berührte scheu mit der Fingerspitze einen Gegenstand, den ich vorher wohl gesehen hatte, ohne ihm jedoch besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es war ein unscheinbares Ding, das nichts weniger als erschreckend aussah, eine Kapsel aus weißem Metall.

„Das macht Ihnen solche Angst?“ fragte ich erstaunt.

„Aber sehen Sie sich's nur an, Herr Doktor!“

„Nun?“

„Es geht nicht mit rechten Dingen zu, das Blech kommt von meinem Herrn.“

„Was soll das heißen?“

„Ja — ganz sicher — das hat mein Herr hergeschickt.“

„So erklären Sie sich endlich.“

„Eben war ich in dem Zimmer und der Schreibtisch war leer —“

„Leer?“

„Das heißt, es stand das Schreibzeug drauf, und die Mappe lag hier, und da die zwei Bücher und das Lineal — aber das Blech nicht — das kommt von meinem Herrn.“

„War außer Ihnen niemand in der Wohnung?“

„Kein Mensch.“

„Und sind Sie sicher, daß die Kapsel nicht hier lag?“

„So sicher — ich könnte meine Seligkeit daran setzen.“

„Seltsam!“

„Ich sag' ja, es geht nicht mit rechten Dingen zu — es ist Hexerei im Spiel.“

Während Pierre aus dem Vorfall seine Schlüsse zog, hatte ich das corpus delicti in die Hand genommen und von allen Seiten genau geprüft. Wie schon erwähnt, war es eine cylindrische Kapsel aus Metall, welches aber keinesfalls Pierres Aussage, daß es Blech sei, entsprach. Ich hätte nicht bestimmen können, was es sei, noch behaupten, jemals etwas gleichartiges gesehen zu haben. Weißglänzend leuchtete es beinahe und war so weich, biegsam und elastisch, daß es jedem geringfügigen Drucke nachgab, ohne jedoch im mindesten seine Form zu verändern. Ich wollte die Kapsel

öffnen, fand aber keine Fuge und so sehr ich zog und zerrte, ich kam nicht zum Ziel; das scheinbar zarte Ding schien meinen Anstrengungen Hohn zu sprechen. Endlich fand ich den Knopf, der deu Geheimmechanismus spielen machte — aber jetzt wußte ich noch nicht, wie er zu handhaben sei und erst nach halbstündigem Hin- und Herbewegen gelang es mir, die Schließe springen zu lassen. Die Kapsel öffnete sich der Länge nach und eine weiße Rolle kam zum Vorschein, die ich hastig herausnahm. Es war — ein Manuskript möchte ich es nicht nennen — eine Art Typendruck und nur ab und zu konnte ich Korrekturen finden — von der Hand meines Freundes. Die Rolle entfiel meinen Händen — von Raymont also doch! — Sogleich nahm ich sie aber wieder auf und warf noch einen Blick hinein, um mich zu überzeugen, ob ich mich nicht täusche. Nein, es war richtig; seine Schriftzüge standen unverkennbar auf den Blättern.

Das Material des Schriftstückes war eigentümlich und fremdartig. Es sah aus wie dünnes Papier, hatte aber eine gewisse Zähigkeit und Dichte, die diesem nicht eigen ist und konnte zwischen den Fingern geknittert werden, ohne daß sich ein Fältchen zeigte. Die Lettern waren beinahe plastisch, nur im Anfange nicht ganz leserlich, jedoch gewöhnte ich mich rasch daran und nun blieb noch ein Hindernis — die Sprache. Erst hielt ich's für englisch, aber ich kam bald von dieser Vermutung zurück, da ich Elemente der verschiedensten Sprachen darin erblickte. Von allen diesen Sprachen war es aber doch wieder keine und ich geriet in Verlegenheit, was ich aus dem Dinge machen sollte. Da kam mir der Gedanke, den Versuch zu wagen und frisch fortzulesen, wenn mir auch der Sinn anfangs nicht ganz verständlich war. Der Erfolg hieß meine Mühe gut. In kurzer Zeit hatte ich mich zurecht gefunden und so las ich fort bis es Nacht wurde und ich sagen konnte: ich bin zu Ende.

Der Inhalt lautete wörtlich, wie folgt:

I.

Ich erwachte und rieb mir den Schlaf aus den Augen. Mechanisch griff ich nach der Uhr auf meinem Nachttische, um nach der Stunde zu sehen, aber ein Blick auf dieselbe überzeugte mich, daß sie stehen geblieben sei. Es ist nicht das erstemal, daß sie mir einen solchen Streich spielt. „Pierre!“ rief ich, mich schläfrig in den Kissen dehnend, „Pierre!“ Der Alte hatte mich nicht gehört, vielleicht schlief er noch. Es konnte nicht mehr früh sein, denn die Sonne stand schon hoch, und kurz entschlossen setzte ich mich im Bette auf. Aber ich war offenbar noch nicht völlig wach — das Zimmer kam mir sonderbar, ganz sonderbar verändert vor — es war entschieden nicht das meinige. Fremdartige Möbel, Geräte, wie ich sie nie gesehen! Was sollte das bedeuten? War ich wach oder träumte ich noch? Hastig sprang ich aus dem Bette und eilte, nachdem ich mich notdürftig bekleidet, ans Fenster, um mich zu überzeugen, wo ich eigentlich sei. Ich prallte erschrocken zurück. Das war ja nicht Paris! Wie kam ich hierher? Vor dem Hause dehnte sich ein weiter Rasenplatz, üppig und grün, und im Schatten zweier alten Ahornbäume spielten Kinder. Rechts lag ein Laubwald. Und ich war doch sicher, ganz sicher, mich gestern Abend in meinem Zimmer, in meinem Hause, in Paris kurzum zur Ruhe gelegt zu haben. War ich verzaubert? Dort ein Fluß — es ist offenbar die Seine, genau so, wie man sie vom Montmartre sieht? Die Windungen, die Krümmungen sind dieselben. Und in der Ferne vor mir sehe ich die Notre Dame-Kirche auftauchen — da ist keine Täuschung möglich. Aber wo sind die Häuser, die vielen Häuser? Zwischen Gärten, Gebüschen und Wiesen sieht

man nur ab und zu kleine, zierliche Häuser; alles grünt und blüht, wo noch gestern die grauen Dächer geragt haben, auch um die altehrwürdige Kirche stehen Baumgruppen. Und rechts, jenseits wo die erste Windung der Seine einsetzt, winkt der Arc de triomphe, mir so vertraut und doch so neu in dieser neuen Umgebung. Bin ich am Montmartre? Bin ich in Paris? Unmöglich — aber doch unzweifelhaft! Ich eile zur Thür hinaus und rufe — keine Antwort. In höchster Aufregung durcheile ich alle Räume und bin endlich wieder dort, wo ich aufgewacht. Ich hatte in der Hast den Ausgang verfehlt. Noch einmal, behutsamer, verließ ich die Stube und fand im Nebenzimmer eine Thüre offen, die ins Freie führte. Ich trat hinaus auf eine breite Terasse und von da über einige Stufen in den Garten. Die Kinder stoben mit Geschrei auseinander, als sie mich erblickten. Eine weibliche Stimme rief. Das älteste von den kleinen Mädchen verschwand im Haine und ich folgte ihrer Spur. Nach wenigen Schritten blieb ich gefesselt stehen. Da saß ein junges Weib im Grase, das blonde Haar in einem griechischen Knoten am Hinterhaupte befestigt. Arm und Nacken waren entblößt. Der Schnitt ihres weißen Gewandes schien ein Gemisch von griechischem Kostüm und französischem Faltenwerk. Ein feiner Strumpf bekleidete den Fuß und zierliche Sandalen mit kleinen Absätzen waren unter der Fußsohle mit schmalen, vergoldeten Riemen befestigt. Das Kind war auf die junge Dame zugeeilt und in einer Sprache, die mir bekannt schien, die ich jedoch nicht verstehen konnte, teilte es ihr hastig einige Worte mit. Ich schritt rasch auf sie zu und bat, mir Auskunft zu geben, wo ich mich denn befände. Sie sah auf, machte eine verwunderte, aber nicht im mindesten verlegene Miene und ich glaubte sogar zu bemerken, daß sie ein Lächeln unterdrückte. Ohne sich zu besinnen, hub auch sie zu sprechen an — ich verstand sie nicht. Mir schien es bald, als rede sie englisch, bald klang es wie französisch. Da ich im Englischen gewandt bin, verlor ich den Mut nicht.

„Verstehen Sie mich?“ fragte ich auf Französisch, und, da sie keine Antwort gab, wiederholte ich meine Frage auf englisch. Sie zögerte ein wenig, schien nachzusinnen und sagte dann etwas, das ich als: „Ich glaube wohl“ auslegen konnte.

„Dann, bitte, sprechen Sie langsam.“

Freundlich willfahrte sie mir und sprach mir zweimal die Frage Wort für Wort vor:

„Bist Du ein Fremder?“

„Das frage ich Sie.“

In diesem Augenblick trat ein Mann in den Hain. Die junge Frau stand auf, näherte sich ihm und wechselte mit ihm einige Worte, worauf er sich an mich wandte. Er war ein großer, starker Mann, wettergebräunt und gesundheitstrotzend. Was mir am meisten auch an ihm auffiel, war seine Tracht, die mir noch sonderbarer vorkam, als die der Dame. Er trug ein Wams aus leichter drappfarbener Seide, das Arm und Nacken freiließ, an der Taille durch einen roten Gürtel zusammengehalten wurde, um dann in reichen Falten bis zu den Knieen zu fallen. An den Seiten geschlitzt, ließ es die Beinkleider sehen, die aus rotem Stoff und ganz kurz waren. Die Fußbekleidung bestand aus hohen Schuhen, deren Stoff ich nicht für Filz, noch für Tuch, noch Leder halten mochte, der aber aussah, wie ein Gemenge aus allen dreien. Ein Teil seines Beines war unbekleidet. — Er schien nicht minder erstaunt über meine Tracht, als ich über die seine, und besonders meinte ich zu bemerken, daß sein Blick verwundert an meinem steifen Halskragen hing. Wir stellten einander gegenseitig Fragen, ich um zu erfahren wo, er um zu erfahren wer ich sei und nach einigem Hin- und Herreden gelang es uns, einander verständlich zu werden.

„Wo bin ich, in Himmels Namen?“ rief ich wohl zum zwanzigstenmale, und „In Paris“ klang es ruhig zurück.

„Was ist geschehen — was ist vorgegangen? Das kann Paris nicht sein, das ist ein Dorf, ein Dorf, durch das die Seine fließt, in dem die Notre Dame, der Arc de triomphe erbaut wurden, Paris nachzuäffen, aber Paris ist es nicht — kann es nicht sein.“

„Ich verstehe Dich nicht.“

„Bin ich von Sinnen, oder ist ein Wunder geschehen? Paris, die Weltstadt sollte dieser Flecken sein, Paris, die Hauptstadt Frankreichs?“

Der Fremde sah mich eine Weile sprachlos an, als hätte er nicht begriffen, was ich meine.

„Junger Mann“, begann er endlich, „ich weiß nicht, was Du mit Deiner „Weltstadt“ meinst. Wir sind hier in einer kleinen

Ansiedelung von Hirten, unsere Villen liegen zerstreut in der Ebene und zwischen den Hügeln, weit genug von einander, daß keiner den anderen in seiner Bequemlichkeit störe und nicht so weit, daß man sich einsam fühlte. Wir leben hier in ländlicher Stille, die nächste Stadt ist reichlich 500 Kilometer entfernt."

Wollte man mich narren? Der Kopf schwindelte mir. Was meinte der Mann wohl?

„In welchem Teile der Erde sind wir eigentlich?" fragte ich mit unsicherer Stimme.

„In Europa."

„In Europa also doch — Gottlob! Und ist der Fluß die Seine?"

„Gewiß."

„Und die Kirche die Notre Dame?"

„Es war einmal eine christliche Kirche und hieß Notre Dame."

„Und dies der Arc de triomphe?"

„Allerdings."

„Dann befinden wir uns auch in der Hauptstadt Frankreichs. Wo aber sind die Häuser hingekommen?"

Er zuckte die Achseln. „Ich bin vor 35 Jahren hier geboren, bin hier aufgewachsen und solange ich denken kann, sah dieser Ort aus, wie heute. Viel Häuser waren hier nie und wenn Du nicht so alt bist, als Methusalem — was Deinem Aussehen nach kaum zu vermuten steht — kannst Du Dich auch nicht erinnern, an diesem Flecken eine Weltstadt gesehen zu haben. Hat man Dir aber davon erzählt, dann wollte Dich eben jemand zum besten haben. Was würden wir hier mit einer Stadt anfangen, wo im Winter der Schnee fällt und man die Luft in den Zimmern künstlich erwärmen muß? Das ist kein Ort für eine Stadt."

„Nun dann bin ich nicht Jules Raymont und Frankreich ist nicht Frankreich!" rief ich außer mir.

„Was Du nur mit Deinem „Frankreich" haben willst. Ich weiß so gut als Du, daß die Menschen früher sich selbst in Völker, die Erde aber in Länder einteilten und daß eins von diesen Ländern Frankreich war und in der That den Teil von Europa umfaßte, auf dem wir uns befinden. Aber Du sprichst

ja so, als ob Du selber einer jener ehemaligen Franzosen wärest."

Mir begann zu schwindeln.

„In welcher Zeit leben wir denn jetzt?" fragte ich, meiner Sinne kaum mehr mächtig.

„Seltsame Frage. Im Jahre 175."

„Das Jahr 175 zählst Du und willst dabei das Jahr 1893, welches ich zähle, als längstvergangene Zeit behandeln?"

„Was sagt der Fremdling?" wandte sich nun die junge Dame an den Mann. Er gab ihr keine Antwort, sondern erwiderte mir kopfschüttelnd. „Das Jahr 1893? Ich weiß wohl, was Du meinst. In früheren Zeiten haben die Christen, wie überhaupt alle europäischen Völker so gezählt."

„Bist Du denn kein Christ?" fragte ich, mich der Landessitte fügend, die darin zu bestehen schien, daß man das förmliche „Sie" mit einem vertraulichen „Du" vertauschte.

„Nein", klang es verwundert zurück. „Wie kommst Du auf den Gedanken?"

„Mohammedaner?"

„Nein. Was sollen diese Fragen? Du weißt recht wohl, daß mit der sozialen Revolution diese Unterschiede allmählich verschwunden sind, gerade so, wie die Zählung von Christi Geburt, die doch mit unserer Weltordnung nichts zu schaffen hat. Wir zählen von der Zeit an, wo wir Menschen wurden."

„Soziale Revolution?"

„Kommst Du vom Monde, daß Du das nicht weißt?" rief er, die Hände überm Kopf zusammenschlagend.

„Eher hätte ich geglaubt, daß ich von der Erde auf den Mond versetzt worden bin", stammelte ich verwirrt. „Erkläre mir doch, was das heißen soll: Gestern Abend, am 23. Mai des Jahres 1893 lege ich mich in Paris in meiner Wohnung am Montmartre zu Bett und heute wache ich hier auf in diesem Hause —"

„In meinem Hause?"

„— in diesem Hause im Jahre 175 unter fremden Leuten, in fremder und doch altbekannter Umgebung."

„In meinem Hause?" wiederholte der Mann ungläubig, „Du wirst Dich wohl täuschen."

„Gewiß nicht. Ich lag in einem fremden Zimmer in fremdem Bette —"

„Treibe keinen Scherz. Ist Dein Benehmen, sind Deine Fragen Ernst? Bald glaub ich's und bald wieder nicht. Es ist ja unmöglich — aber Dein Gesicht scheint ehrlich. Es muß Seltsames mit Dir vorgegangen sein, junger Mensch. Beinahe könnte es Spuk genannt werden, wollte man abergläubisch sein."

Ich war so betäubt, daß ich mich willig an dieses Rettungstau klammerte. Ein Spuk, ja, das war's — eine andere Erklärung gab's nicht für den Vorfall. Einen Ausgang aus diesem Labyrinthe suchen wollen, war ein Ding der Unmöglichkeit.

„Ich hole den weisen Leonhard", fuhr er fort, „der kann vielleicht eine Erklärung finden. Ich glaube zwar, daß so etwas noch nie vorgekommen ist, aber wer weiß, ob er nicht vielleicht der Sache auf die Spur kommt. Oft erscheint uns etwas ganz übernatürlich, was sich dann als höchst einfach herausstellt, wenn solch ein Mann der Wissenschaft es untersucht. Zauber giebt es nicht, also muß auch eine Erklärung dafür möglich sein, nicht wahr?" Damit wandte er sich und verschwand in der Thür seines Hauses.

Nach wenigen Minuten erschien er wieder, mit der Meldung, Meister Leonhard wünsche mich selber zu sprechen und zu sehen und ich folgte ihm, nicht ohne mein Befremden darüber auszudrücken, daß ich vorhin, als ich, um den Ausgang zu finden, das ganze Häuschen durchsucht und mit meinen Rufen erfüllt hatte, nicht auf den Meister gestoßen.

„Wie sollte das möglich gewesen sein", entgegnete mein Führer, da der ehrwürdige Mann nicht bei mir, sondern dort bei Nachbar Storm am Seine-Ufer seinen Wohnsitz aufgeschlagen?" Dabei wies er auf ein, in gut Kilometer-Entfernung zwischen den Bäumen hervorschimmerndes Häuschen hin.

Ich blieb verblüfft stehen. „Und dort willst Du gewesen sein wähend der Spanne Zeit, die Du abwesend warst?"

„Ei, wie doch, seltsamer Fremdling! Hast Du noch nie von einem Telephon gehört, oder überrascht es Dich so über alle Maßen, ein solches hier im Gebrauche zu sehen?"

„In der That, auch das überrascht mich einigermaßen, da Ihr doch einfache Hirten zu sein vorgebt. Aber Du scheinst auch mich nicht dort durch jene Gartenpforte, rechts zur Wohnung Deines „Meister Leonhard", sondern hier nach der entgegengesetzten Richtung ins Haus, also wahrscheinlich zum Telephon zu führen, und soeben sagtest Du, der Meister wünsche mich zu sprechen und zu sehen; soll vielleicht auch letzteres mittels Telephon geschehen?"

Mein Gastfreund antwortete auf diese Frage gar nicht, sondern schüttelte bloß verwundert das Haupt, wie im Unklaren darüber, was ich eigentlich wolle. Wir traten ins Haus, dort im Vestibül blieb er mit mir vor einem aus der Wand mäßig hervorragenden kleinen Metalltrichter stehen und drückte auf einen unterhalb desselben angebrachten Elfenbeinknopf. Ein leises Klingeln ließ sich vernehmen und vor mir erschien auf der gleichförmig dunkelbraunen Wandfläche das Bild, richtiger die Form eines Mannes in so greifbarer Plastik, daß ich entsetzt, wie vor einer Gespenstererscheinung zurückprallte. Es war ein ehrwürdig aussehender Greis, von hohem Wuchse und schneeweißem Bart- wie Haupthaar, mit welchem jedoch das blitzende Feuer der Augen, die jugendfrischen Gesichtszüge — in denen auch nicht die leiseste Falte zu entdecken war — und wie sich alsbald ergab, auch die geschmeidige Elastizität aller Bewegungen, seltsam kontrastierte. Denn die Erscheinung war keineswegs ein totes Bildnis, sie sprach und bewegte sich, ich sah sie auf- und abschreiten, fühlte gleichsam ihren auf mich gehefteten Blick, wobei ich natürlich auch wahrnahm, daß ich meinerseits von ihr gesehen werde und sprach mit mir, nicht anders als ob die Person, deren Abbild sie war, sich leibhaft vor mir befände.

„Du also bist — so leitete Meister Leonhard das Gespräch ein — jener Fremdling, mit welchem Freund Harry und seine Emilia nichts anzufangen wissen und dessen Rätsel ich lösen soll? Seltsam genug siehst Du aus. Welches Museum oder Antikenkabinett hat Dir diese Tracht geliefert, die, wenn mich nicht alles täuscht, so um das Jahr 20 bis 30 vor unserer Zeitrechnung bei den Völkern der kaukasischen Rasse die übliche gewesen? Doch ich vergesse, daß mir Harry mitgeteilt, Du verstündest unsere Sprache nur schlecht, gleichsam indem Du den Sinn der Worte Dir aus einigen anderen Sprachen zusammenstoppelst, die

hinwieder von Harry und seiner Frau mühsam nach dem Gleichklange gewisser Worte mit denen unserer Sprache ausgelegt werden müssen. Es scheint mir also, daß Du Dich eines oder mehrerer jener Idiome bedienst, die in früheren Jahrhunderten üblich waren, und aus denen unsere Sprache entstanden ist, etwa des englischen, deutschen oder irgendeines romanischen. Ist es an dem, so werden wir uns aufs beste verständigen, denn ich spreche zahlreiche dieser alten Sprachen ganz fließend.""

Ich antwortete, meine Muttersprache sei französisch, und erhielt darauf in reinstem französisch die oben bereits mitgeteilte Frage nach der Herkunft meiner Kleidertracht wiederholt.

„Meine Kleider — antwortete ich — entstammen dem Atelier eines der modernsten Pariser Schneider und ich begreife nicht, was Du mit den zwanzig oder dreißig Jahren vor Eurer merkwürdigen Zeitrechnung meinen kannst. Ich weiß nur, daß Deine Tracht sowohl als die meiner Gastfreunde mir zwar ganz hübsch, aber insbesondere für Dein ehrwürdiges Alter höchst seltsam erscheint. Aus einem Museum rührt sie wohl nicht her, denn meines Wissens hat man niemals derlei getragen, wohl aber aus einer Maskenleihanstalt oder" — ich wollte sagen „aus einem Narrenhause", hielt es aber doch für angemessen, den Gedanken unausgesprochen zu lassen.

„Da es in Paris keine „Schneider", unter denen Du offenbar Fabrikanten von Kleidungsstücken meinst, giebt, überhaupt Deine Reden auch mir so unverständlich sind wie Harry und Frau Emilien, Du mir jedoch im Übrigen bedeutendes Interesse einflößest, so beendigen wir diese Unterredung aus der Ferne. Erwarte mich; in zwei, höchstens drei Minuten bin ich bei Dir."

Ich begann allgemach mich über nichts mehr zu verwundern; hätte ich Freund Harry und Frau Emilien die Köpfe von den Schultern nehmen und damit Fangball spielen sehen, es wäre das für mich bloß eine Einladung gewesen, es ihnen mit dem meinigen nachzuthun. Aber gespannt war ich doch darauf, wie der ehrwürdige Greis trotz aller Jugendfrische es anstellen werde, den Weg, der uns trennte, binnen „höchstens drei Minuten" zu durchmessen. Einen Fahrweg bemerkte ich nach jener Richtung nicht und ich beobachtete daher aufmerksam den sich durch die Gärten und Wiesen hinziehenden Fußpfad, jeden Augenblick gefaßt darauf, Meister Leon-

hard hoch zu Roß oder vielleicht auf dem Velocipede daherjagen zu sehen — als mich ein Rauschen in der Luft veranlaßte in die Höhe zu blicken, wo ich denn den Erwarteten wahrnahm, wie er in kühnem Bogenschwunge sich eben zu uns herabließ. Über das Wesen des Flugapparates, dessen er sich bediente, vermochte ich mir keine Rechenschaft zu geben. Zwar sah ich an den Schultern zwei flügelartige Apparate, doch schienen mir diese viel zu klein — sie maßen ein jeder kaum einen Meter in der Länge bei höchstens $^1/_3$ Meter Breite — um das Gewicht eines Menschen zu tragen; auch konnte ich keinerlei Bewegung derselben wahrnehmen. Im Übrigen war die Erscheinung in ein weißschimmerndes, langnachschleppendes Talar-artiges Gewand gekleidet und machte durch dieses sowohl, als durch das Flügelpaar ungefähr den Eindruck jener Engel, die wir auf mittelalterlichen Bildern zu sehen pflegen. In unserer Mitte zu Boden gelangt, entledigte sich der Mann seines Flügelkleides, übergab dasselbe dem diensteifrig hinzuspringenden jungen Hirten und wandte sich hierauf, nachdem er Frau Emilien herzlich begrüßt, sofort mit freundlichem Handschlag an mich.

„Wohlan, Fremdling, jetzt laß uns in aller Muße eine Verständigung suchen. Zunächst, was ist's, was hier Dein Befremden erregt?"

„Die guten Leute hier", erklärte ich, „erzählen mir, dieser Ort heiße Paris, sei aber nicht die Hauptstadt Frankreichs, sintemal besagtes Frankreich nicht mehr existiere. Und als Datum des heutigen Tages geben sie mir nicht den 24. Mai des Jahres 1893 nach Christi Geburt, sondern des Jahres 175 der einigen sozialen Republik. Beide scheinen sie mir ganz vernünftige Leute und meinen offenbar das, was sie sagen, im Ernste; Du, geehrter Greis, weist es mir, wenn ich Dein Mienenspiel richtig beurteile, auch nicht anders zu sagen, und da ich überdies in den wenigen Minuten meines wirklichen oder scheinbaren Wachseins in dieser verzauberten Welt eine ganze Reihe von Dingen gesehen habe, die mich an meinem Verstande zweifeln lassen, so möchte ich zunächst fragen, ob Du wohl imstande bist, ein zuverlässiges Urteil über meine gegenwärtige Geistesverfassung abzugeben. Ich selber bin zwar Arzt, aber den eigenen Zustand erkennen, ist bekanntlich die schwerste aller Diagnosen."

„Du bist", erklärte jener, nachdem er mich nochmals einige Augenblicke lang forschend betrachtet, „dessen kann ich Dich aufs Bestimmteste versichern, im gegenwärtigen Momente Deiner Sinne vollkommen mächtig. Nur beherrscht Dich ein allerdings seltsames Erstaunen über die alltäglichsten und selbstverständlichsten Dinge. Woher das rührt, vermag ich noch nicht zu erkennen. Du glaubst also, wir zählten jetzt das Jahr 1893 nach Christi Geburt; weißt Du auch, welcher Zeitraum zwischen dem, was Du und dem was wir Gegenwart nennen, mitten inne liegt?"

„Nicht ganz genau; doch eine hübsche Spanne Zeit muß es wohl sein, mindestens 175 Jahre, denn Ihr zählt so viel nach einer sozialen Revolution, von der ich meinerseits nichts weiß und die folglich nach dem Jahre 1893 ausgebrochen sein muß."

„Das Jahr 1 unserer Zeitrechnung ist das Jahr 1918 der christlichen Ära; würden wir noch immer vom angeblichen Geburtsjahre des unsterblichen Nazareners rechnen, so schrieben wir heute den 24. Mai 2093; es liegen also genau zwei Jahrhunderte zwischen meinem und Deinem Datum.""

Ich nickte fassungslos mit dem Kopfe und Meister Leonhard fuhr fort.

„Du bist der Überzeugung, gestern am 23. Mai 1893 zu Bette gegangen zu sein, und das nicht in einem Paris, das ein Hirtendorf von 2000 Seelen ist, sondern in der nahe an 3 Millionen Seelen zählenden Hauptstadt Frankreichs. Dürfte ich Dich bitten, mir eine kurze Beschreibung dieses Deines Paris zu liefern."

Ich that es in einigen bezeichnenden Zügen, meine Worte durch Hinweisungen auf die so gründlich veränderten Einzelheiten der uns umgebenden Landschaft erläuternd.

„Seltsam, höchst seltsam", schnitt mir endlich Meister Leonhard das Wort ab. „Wer Dich hört, sollte wirklich meinen, Du habest das alles mit Deinen leiblichen Augen gesehen. Das Studium der Geschichte gerade jener Epoche, in welcher Du gelebt zu haben erklärst, ist seit nahezu 60 Jahren neben physiologischen Forschungen meine Lieblingsbeschäftigung. Ich glaube so ziemlich alles gelesen zu haben, was über jene hochinteressante Übergangsepoche unseres Geschlechts Beachtenswertes geschrieben worden ist; seit vielen Decennien durchstreife ich die Hochsitze damaliger Kultur um die

2*

erhaltenen Denkmale und Erinnerungszeichen kennen zu lernen, wie denn auch mein derzeitiger Aufenthalt hier hauptsächlich dem Studium der Inschriften auf den in Paris und Umgebung vorfindlichen alten Bauwerken gewidmet ist; Du aber scheinst trotz Deiner Jugend all' das weit genauer, eingehender zu wissen und zu kennen als ich. Darf ich vielleicht in Dir einen Fachgenossen auch nach dieser Richtung — daß wir beide Ärzte sind, weiß ich bereits — begrüßen und zwar einen mir an Wissen und Treue der Auffassung weitaus überlegenen Genossen? Es bliebe dann nur zu ergründen, kraft welchen geistigen Prozesses sich Dir die Ergebnisse Deiner Studien als Erlebnisse unterschieben."

„Du irrst", entgegnete ich. „Meine geschichtlichen Studien haben niemals das Maß dessen überschritten, was mir in der Schule die Lehrer vorschrieben; ja mein Interesse für diesen Wissenszweig war stets ein herzlich geringes. Was ich Dir erzählte, habe ich nicht erlernt, sondern erlebt, nicht gelesen, sondern gesehen."

„Und von all' dem, was nach dem 23. Mai 1893 in der Welt vorgegangen, weißt Du nichts?"

„So sehr nichts, daß ich nicht einmal zu begreifen vermag, daß seither überhaupt etwas vorgegangen, es sei denn, daß die Sonne einmal unterging und einmal wieder aufging."

„Um es kurz zu sagen, Du machst den Eindruck eines Menschen, der zwei Jahrhunderte verschlafen hat."

„So ist es," mußte ich staunend zugeben, „immer vorausgesetzt, daß ich nicht etwa jetzt träume und die nächsten Stunden oder vielleicht schon Minuten mir das wirkliche Erwachen bringen."

„Nun, damit wird es wohl seine guten Wege haben", war die Antwort. „Jedenfalls wirst Du weise handeln, Dich mit Enträtselung Deines Zustandes, unter der Voraussetzung, daß all' das, was Dich jetzt umgiebt, Traumgebilde sei, erst dann zu beschäftigen, wenn Du etwa aus diesem Traume wieder zu Deiner angeblichen Wirklichkeit von vor zweihundert Jahren erwachen solltest. So lange das nicht geschieht, möchte ich Dir raten, Dich in unserer Gegenwart zurechtzufinden. Zu diesem Behufe," fügte der Greis lächelnd hinzu, „wird wohl zunächst notwendig sein, daß Du etwas Nahrung zu Dir nimmst. Der Tag ist bereits um ein

Erkleckliches vorgerückt, Du scheinst heute noch nichts gegessen zu haben und mußt meines Dafürhaltens hungrig sein."

„Damit hat es seine Richtigkeit und das nagende Gefühl in der Magengegend spricht in der That für Deine Auffassung, daß ich nämlich derzeit wach bin und folglich nicht träume."

Das junge Ehepaar, welches unserer Unterredung aufmerksam gelauscht hatte, trotzdem es ersichtlich nur einzelne Bruchstücke derselben verstand, schien doch Sinn und Bedeutung der französischen Worte „Hunger", „Nahrung" u. dergl. sofort zu begreifen, denn schon bei den ersten, diesem Thema gewidmeten Redewendungen eilte Frau Emilia ins Haus und erschien kurz darauf mit einer Platte in der Hand, die ein Glas Milch, Brot, Butter, mannigfaltiges Obst und — so schien es mir wenigstens — etwas Backwerk enthielt. All das nebst einer Flasche Wein wurde mir mit einladendem Lächeln auf einem schattigen Gartenplätzchen vorgesetzt und ich griff, ohne mich lange nötigen zu lassen, tüchtig zu, wobei mir Meister Leonhard Gesellschaft leistete, ohne mich jedoch einstweilen durch ferneres Reden zu stören. Ich war anfangs zu sehr mit der Arbeit des Essens sowohl, als mit meinen eigenen Gedanken beschäftigt, um auf seine Mienen zu achten; als ich jedoch ein Stück des mir vorgesetzten vermeintlichen Backwerks in Angriff nahm, merkte ich, daß ich es da mit einer ganz eigenartigen, mir gänzlich unbekannten Speise zu thun habe und als ich daraufhin meinen Blick fragend erhob, begegnete ich dem seinigen, der gleichfalls forschend auf mich gerichtet war.

„Diese Speise erregt Dein Befremden?" fragte er.

„Allerdings. Ich weiß nicht, was ich da vor mir und zwischen den Zähnen habe. Ich hielt es für Backwerk, es schmeckt aber wie Braten, ungefähr wie ein saftiges junges Rebhuhn."

„Nun, koste einmal dieses andere Stückchen hier; was sagst Du zu diesem?"

Ich ergriff das mir empfohlene, einem Kuchen ähnelnde Gericht — es schmeckte wie gut geräucherter gekochter Schinken, und abermals legte mein Mienenspiel Zeugnis ab von meiner Überraschung.

„Du kennst also auch dieses Backwerk nicht?"

„Ich habe niemals dergleichen gekostet, überhaupt bisher nicht gewußt, daß derlei existiert."

Meister Leonhard nickte mit dem Kopfe, gleichsam als ob ihn mein Verhalten in irgend einer Meinung bestärke.

„Da ich in Deine Ehrlichkeit nicht den geringsten Zweifel setze, d. h. fest überzeugt bin, daß Du selber glaubst, was Du sagst und nicht etwa Dein Spiel mit uns treibst, so will ich Dir mitteilen, daß gerade diese Speise, die Dein Erstaunen erregte, zu jener Zeit, in welcher Du bisher gelebt zu haben wähnst, in der That noch gänzlich unbekannt war. Was Du für Backwerk hieltest, war in unseren chemischen Fabriken erzeugte Eiweißsubstanz. Zwar reichen die ersten tastenden Versuche in diesem Verfahren bis in das Ende des neunzehnten Jahrhunderts zurück; aber erst ein halbes Jahrhundert später gelang dem großen Chemiker Albert die vollkommene und reine Darstellung des organischen Mutterstoffs aus anorganischen Elementen und es bedurfte neuerlicher Decennien, bis die Erfindung praktisch brauchbar geworden. Seither aber verdrängen diese Fabrikate mehr und mehr die Nahrungsmittel tierischen Ursprungs, in erster Reihe das Fleisch getöteter Tiere. Daß nun gerade dieses Kunstfleisch aus der Mitte der anderen, auch in früheren Zeiten gebräuchlich gewesenen Nahrungsmittel Dich als fremd anmutet, ist in meinen Augen ein Beweis mehr dafür, daß wir es in Dir mit keiner bloßen Geistesstörung zu thun haben. Denn bis zu einem gewissen Grade liegt System allerdings auch in den meisten Wahnvorstellungen. Ein von der fixen Idee Behafteter, er sei das Kind eines früheren Jahrhunderts, wird von der großen Revolution nichts wissen, eben weil auch sein krankes Gehirn ihm sagt, daß sich mit deren Kenntnis das Verlöschen aller Erinnerungen an den Verlauf der letzten zwei Jahrhunderte nicht vereinbaren läßt; unsere Flugapparate werden ihm neu erscheinen, gerade weil sie in mannigfaltiger Beziehung das charakteristische Merkmal der Neuzeit sind. Auf alle kleinlichen Details des Alltagslebens aber erstreckt sich diese Systematik des Wahnsinns nicht. Nein, Du bist wirklich ein Fremdling unter uns, und um Ursache und Wesen dieses Fremdtums zu ergründen, wird wahrscheinlich langwierige Untersuchung notwendig sein.“

„Mich aber,“ so unterbrach ich die gelehrte Auseinandersetzung des wohlwollenden Greises — „treibt fürs erste weniger

der Wunsch nach Ergründung der Ursachen dieses meines Fremdtums, als vielmehr die brennende Begierde, endlich zu erfahren, was diese Welt, in der ich vor kaum einer Stunde erwacht bin, zu bedeuten hat. Wieso es kommt, daß ich das nicht längst schon weiß, das zu untersuchen, überlassen wir späterer Gelegenheit. Zunächst also nochmals: Wo bin ich?"

„In Paris, einem Hirtenstädtchen von ungefähr 2000 Seelen, gelegen im Nordwesten von Europa."

„An der nämlichen Stelle, wo das einstige Paris, die Hauptstadt Frankreichs lag?"

„An der nämlichen, mit der Maßgabe natürlich, daß dieses heutige Paris nur einen Teil der Fläche deckt, welche die einstige Millionenstadt einnahm, trotzdem jede Familie hier ihr eigenes bequemes Häuschen mit schönem Garten innehat, während die ehemaligen Pariser zu Hunderten und Tausenden in hochaufgetürmten, eng an einander gedrängten Miethkasernen zusammengepfercht waren."

„Und was ist die Ursache dieses Zusammenschrumpfens, ich will nicht sagen Verschwindens meiner Vaterstadt?"

„Auswanderung."

„Auswanderung aus welchen Gründen?"

„Besondere Gründe hierfür gab es nicht. Die Bewohner von Paris, wie die des ganzen nördlichen Europa und aller kälteren Erdstriche ganz im allgemeinen, sahen sich eben vor der Möglichkeit, schönere, dem Gedeihen der menschlichen Rasse zuträglichere Teile unseres Planeten aufzusuchen und so benützten sie, da sie hier nichts zurückhielt, diese Möglichkeit."

„Die anderen Hauptstädte Europas haben also das nämliche Schicksal geteilt? Was ist's mit London, Berlin, Wien, Petersburg?"

„Alles kleine Flecken, bestehend aus einigen hundert Villen, die von Hirten, Forstwirten oder Bergleuten bewohnt werden."

„Und welches sind jene schöneren, dem Menschen zuträglicheren Teile der Erde, nach denen die ehemaligen Franzosen, Engländer, Deutschen, Russen u. s. f. ausgewandert sind?"

„Die Tropen und die subtropischen Gebiete, etwa bis zum vierzigsten Grade nördlicher sowohl als südlicher Breite."

„Also in Europa bis zu den Küsten des Mittelmeers?"

„Richtig. Nur sind auch diese nicht durchweg dicht besiedelt,

insbesondere die europäische Küste nur dort, wo vorgelagerte Gebirge, wie z. B. die Seealpen, Schutz gegen rauhe Winde gewähren."

„Dort also liegen Euere Städte, Euere Industrien und Landwirtschaften?"

„Allerdings, und zwar die Städte und die Industrien meist in den subtropischen, die Landwirtschaften beinahe ausschließlich in den tropischen Gegenden."

„Also selbst die Küstengebiete des Mittelmeers haben keine eigentliche Bodenreproduktion? Ich begreife; da Euere Städte und Industrieanlagen allesamt in den Subtropen zusammengedrängt sind, so ist dort offenbar für Getreidefelder und Plantagen kein Raum!"

„Sonderbare Auffassung! Wohl gleichen die schönsten dieser subtropischen Landstriche da und dort auf hunderte, ja auf tausende von Kilometern Ausdehnung einer einzigen großen Stadt mit ihren Villen, Gärten, öffentlichen Anstalten und Fabriken; aber Raum zu Bodenkulturen wäre überall reichlich vorhanden, so daß, wenn wir nur wollten, unser ganzer Bedarf an Bodenerzeugnissen ganz gut aus den nämlichen Gebieten gedeckt werden könnte. Daß unsere Landwirte die eigentlichen Tropen vorziehen, hat seinen Grund darin, daß diese fruchtbarer sind, als die Subtropen. Mit der nämlichen Arbeit, die hier einmal jährlich 30 bis 40 fache Frucht ergäbe, erntet man dort zweimal jährlich 100 bis 150 fache Frucht; ein Thor also, wer des Nutzens halber hier statt dort Boden bebauen würde."

„Es ergiebt sich aus all dem, daß Ihr Euch — wahrscheinlich infolge Euerer großen sozialen Revolution — in unterschiedliche, streng gesonderte Kasten gegliedert habt; ob es eine besondere Kaste für Gelehrte, Künstler und ähnliche höhere Berufe giebt, konnte ich noch nicht entnehmen; aber offenbar habt Ihr eine Kaste der Hirten, Berg- und Forstleute, denen die kalten Landstriche angewiesen sind, eine industrielle Kaste, welcher die Subtropen zufielen und eine Bauernkaste für die Tropen."

Da ich diese Meinung aus innigster Überzeugung abgegeben und sie nach dem soeben Gehörten für durchaus selbstverständlich hielt, war ich einigermaßen betreten, als mein würdiger Lehrmeister mir ohne weiteres ins Gesicht lachte.

„Du meinst also, — fragte er, nachdem sich sein Lachen

gelegt — daß z. B. Freund Harry deshalb hier Heerden hütet, weil er nach dem Norden verbannt ist, oder weil ihm verboten wäre, Industrieller oder Ackerbauer zu werden?"

„Dazu bedarf es keiner Verbannung und keines ausdrücklichen Verbotes" — entgegnete ich einigermaßen gekränkt — „es genügt, daß ihm der Boden hier angewiesen ist, damit er hier auch festgehalten sei. Soll er sein Eigentum hier aufgeben, um dann in Eueren Industriestädten oder Ackerkolonien Arbeit zu erbetteln? Auch zu meiner Zeit gab es keine durch Gesetz oder Geburt festgesetzten Kasten, aber Eigentum oder einmal erlangte Arbeitsgelegenheit hielten thatsächlich die übergroße Mehrzahl der Menschen fest an bestimmten Berufen. Man durfte jeden beliebigen Beruf ergreifen, aber man konnte es in der Regel nicht, was zur natürlichen Folge hatte, daß es zwar keine Kasten, dafür aber festgegliederte Stände gab, die zu wechseln nur ausnahmsweise Einzelnen, vom Glücke besonders Begünstigten gelang, was, wie uns die Geschichte lehrt, auch in den eigentlichen Kastenstaaten, wie z. B. im alten Ägypten mitunter vorkam. Und wenn ich nun für Euere Stände das strengere Wort „Kaste" gebrauchte, so meine ich Euch auch damit kein gar so großes Unrecht gethan zu haben, denn thatsächlich müßt Ihr durch die große räumliche Entfernung, die Ihr zwischen die Örtlichkeiten der verschiedenen Berufe gelegt habt, viel unerbittlicher ein jeglicher in seinem Stande festgehalten sein, als die Menschen zu meiner Zeit."

„Du weißt also nicht, daß es heute kein Eigentum an Produktionsmitteln mehr giebt, daß folglich jedermann das Recht hat, seine Arbeitskraft zu verwerten, wo immer er Lust hat, daß also die Weideplätze, auf denen Harry und seine Genossen ihre Heerden grasen lassen, nicht ihnen gehören und es ihnen ganz unmöglich ist, andere Leute, die sich hier dem gleichen Geschäfte widmen wollen, fernzuhalten, daß man dafür aber auch sie nicht fernhalten kann, wenn es ihnen morgen beliebt, in eine Fabrik oder eine Ackerwirtschaft einzutreten und an deren Erträgnissen teilzunehmen?"

„Von all dem weiß ich kein Wort, ja ich muß gestehen, daß mir, auch nachdem Du es mir gesagt hast, die Möglichkeit solcher Einrichtungen schlechterdings nicht einleuchtet. Du wirst bei gelegener Zeit wohl so gütig sein, mir die Sache zu erklären.

Aber zugegeben, daß sich mit solchen Grundgesetzen eine geordnete Wirtschaft vereinbaren läßt, so bleibt deshalb doch nicht minder wahr, was ich über die Trennung in die drei großen Stände: Hirten, Industrielle, Bauern, gesagt habe, denn um diese aufrecht zu erhalten, genügt der Hauptsache nach die bereits erwähnte räumliche Trennung. Was nutzt es Freund Harry, daß er das Recht hätte, nach Belieben Industrieller oder Landwirt zu werden, wenn die nächste Fabrik tausend und das nächste Ackerfeld vollends dreitausend Kilometer entfernt ist?"

„Ich begreife nicht, was Du daran besonders Hinderliches findest. Freund Harry und Frau Emilia sind zufällig in das Leben hier ganz verliebt und ich vermute, daß sie, bevor Rücksichten auf die höhere Ausbildung ihrer Kinder sie dazu veranlassen, schwerlich die idyllische Ruhe dieser Gegenden verlassen werden; aber das gehört zu den Ausnahmen. Die weitaus größere Mehrzahl der hiesigen Bewohner weilt hier bloß vorübergehend für einige Jahre; sie kommen her, teils um das Hirten-, Wald- oder Bergleben näher kennen zu lernen, teils, wenn hier zufällig Mangel an Arbeitskräften ist, um die günstige Konjunktur auszunützen; sie gehen wieder weg, wenn ihr Zweck erreicht ist. Daß dabei ein paar tausend Kilometer zurückzulegen sind, kommt doch wahrlich nicht in Betracht."

„Ich kenne zwar Euere heutigen Verkehrsmittel nicht und bloß der Flugapparat, dessen Du Dich vorhin bedientest, giebt mir einen Anhaltspunkt dafür, daß dieselben eine sehr hohe Stufe erreicht haben dürften. Allein so vollständige Barbaren waren wir gerade in diesem Punkte auch zu meiner Zeit nicht. Über unsere Eisenbahnen dürftet Ihr dem Wesen nach schwerlich hinausgekommen sein. Kleinigkeit waren jedoch damals Reisen von tausend Kilometern und darüber mit nichten. So leicht entschlossen sich zu einer solchen auch diejenigen nicht, welche die Mittel dazu hatten und das waren denn doch nur die wenigsten."

„Was Dein letztes Bedenken anlangt, auf welches Du den hauptsächlichsten Nachdruck zu legen scheinst, muß ich Dir zunächst entgegnen, daß es heute keine Mittellosen mehr giebt; also selbst wenn Reisen heute überhaupt etwas kosten würden, wäre das für Niemand ein Grund, sich ihrer zu enthalten, wenn Vorteil oder

Neigung dazu antreiben. Aber das Reisen kostet heute dem Einzelnen nichts und der Gesellschaft oder dem Staate, wie Du es nennen würdest, welcher für die Kosten aufzukommen hat, dank der hohen Vollendung unserer Verkehrsmittel verhältnismäßig sehr wenig. Und was sonst noch in jener Zeit, die Du die Deinige nennst, als Hindernis oder Erschwernis des Reisens gelten mochte, existiert heute längst nicht mehr. Wir begeben uns nicht in die „Fremde", wenn wir noch so viele Tausende von Kilometern zurücklegen, denn die ganze Erde ist Eigentum und Heimat des zu einer Familie vereinigten Menschengeschlechts. Was aber die zu benutzende Reisegelegenheit anlangt, so ist Eure „Eisenbahn" schon seit mehr als einem Jahrhundert durch weitaus raschere und bequemere Beförderungsmittel überholt."

„Wohl durch die Flugapparate, wie Du deren einen benutztest?"

„Nein, diese — Aëroptere genannt — dienen nur zu kurzen Ausflügen und für den Gebrauch des Einzelnen. Sie müssen von der Person, welche sie benützt, regiert werden, was bei längeren Reisen nicht nach Jedermanns Geschmack wäre, umsoweniger, da die mit ihrer Hilfe zu erreichende Schnelligkeit eine mäßige ist."

„Das nun habe ich nicht gerade bemerkt" — warf ich ein. — „Du brauchtest vorhin für die reichlich einen Kilometer betragende Entfernung von Deiner Wohnung hierher knapp zwei Minuten, und das ist immerhin eine recht anständige Leistung."

„Und die Leistung eines sehr bequemen alten Mannes," fügte jener lächelnd hinzu. „Wenn Du die Leistungsfähigkeit dieser Flugapparate nach dem beurteilst, was Du gesehen, thust Du ihnen denn doch Unrecht. Die Fluggeschwindigkeit der schnellsten Vögel ist mit ihnen ohne Anstrengung zu erreichen, ich selber kann, wenn mich gerade die Lust anwandelt, ohne mir wehe zu thun, mit jedem Falken wettfliegen, und Virtuosen in dieser Kunst haben es schon bis zu 180 Kilometern in der Stunde gebracht. Aber das ist auf die Dauer ermüdend und doch nichts im Vergleiche mit der Geschwindigkeit unserer großen Gäodrome, die hunderte, ja tausende von Personen mit sich führen und 300 bis 400 Kilometer in der Stunde zurücklegen."

„Ist solch ein Gäodrom, wie Du es nennst, ein vergrößerter

und verstärkter Apparat der nämlichen Art, die zu Einzelflügen benutzt wird?"

„Nein; Aëropter und Gäodrom beruhen auf völlig verschiedenen Prinzipien, die ich Dir, da ich selber nicht Fachmann bin, um so weniger genau erklären kann, als Du Dich doch in Unkenntnis all jener Zwischenglieder befindest, die durch eine Reihe einander folgender Erfindungen und Entdeckungen während der abgelaufenen zwei Jahrhunderte geschaffen wurden und deren bisherige Gipfelpunkte eben diese Apparate sind. Es ist das, als ob Du einem Zeitgenossen des Perikles den Telegraphen oder die Eisenbahn des 19. Jahrhunderts erklären wolltest. Begnüge Dich also einstweilen mit der Andeutung, daß das Aëropter auf der Eigenschaft gewisser Stoffe beruht, durch Reibung in jenen Zustand zu geraten, den Du einen elektrischen nennen würdest und daß die Elektricität, welche durch Reibung der die Luft beim Fliegen peitschenden und bohrenden Flügel und Schrauben erzeugt wird, die Kraft liefert, welche die Flügel und Schrauben in Bewegung setzt. Es gelang schon vor 140 Jahren den Technikern, einen Stoff herzustellen, der mit der Härte und Zähigkeit des Stahles das Gewicht des Aluminiums und die bereits erwähnte elektrophorische Eigenschaft vereinigte. Dieser Stoff ist es, aus welchem die Hauptbestandteile unserer Aëroptere hergestellt werden, die daher, wie Du Dich überzeugen kannst, ebenso leicht als solid sind und die zu ihrer Bewegung erforderliche Kraft sich eben durch diese Bewegung selber erzeugen."

Mit diesen Worten gab mir Meister Leonhard seinen von Harry seitwärts auf einen Stuhl niedergelegten Apparat in die Hände. Ich betrachtete ihn von allen Seiten, ohne jedoch dadurch klüger zu werden. Was ich in Händen hielt, war anscheinend nichts anderes, als ein Talar aus einem Stoffe, den ich für Sammt gehalten hätte, mit zwei flügelförmigen Anhängseln in der Schultergegend. Das Gewicht desselben schätzte ich auf etwa 3 Kilogramm. Auf fernere Fragen erhielt ich die Aufklärung, daß die sammtartige Oberfläche des Stoffes aus Miriaden mikroskopisch kleiner Schräubchen und Flügelchen gebildet sei, die durch unerhörte Raschheit der Bewegung ersetzen, was ihnen an Größe abgeht. Wenn der Apparat seine volle Kraft entwickelt hat, machen die

Schräubchen bis zu 12,000 Umdrehungen und die Flügelchen bis zu 900 Schlägen in der Sekunde. Sie sind es, welche die treibende Kraft entwickeln; die Flügel an den Schultern dienen bloß zum Steuern und demselben Zwecke ist die hinten nachflatternde, durch die Füße gelenkte Schleppe bestimmt. Schließlich fragte ich, ob es wohl anginge, daß ich einen Flugversuch unternähme.

„Das wird Dir nicht gelingen. Es bedarf zum Fliegen nach dieser Methode einiger Übung. Das Steuern und die Erhaltung des Gleichgewichts müssen erst erlernt werden, sonst endet jeder Aufstieg unfehlbar mit einem Sturze, der unter Umständen sehr gefährlich werden kann."

„Und wie lange dauert es, bis man den Apparat regieren lernt?"

„Je nach der Anstelligkeit und Ausdauer der Anfänger einige Wochen bis einige Monate, und um es zu vollendeter Meisterschaft im Fliegen zu bringen, sind Jahre erforderlich. Dieses Fliegen bildet den beliebtesten Sport insbesondere unserer Jugend und es gewährt in der That ein wundervolles Schauspiel, an schönen Abenden unsere jungen Leute sich in den Lüften wiegen, sich dabei in den kühnsten Biegungen und blitzartigen Zickzackwindungen verfolgen und überschlagen zu sehen; eine Schwalbe im Fluge einzufangen ist für einen geübten Flieger keine schwierige Aufgabe; zu der für den Alltagsgebrauch erforderlichen Fertigkeit aber bringt es Jeder von uns, denn das Fliegen gehört zu jenen Künsten, die den Kindern schon in zartester Jugend beigebracht werden und die sich etwa gleich dem Gehen bei aller Welt ganz von selbst verstehen."

Ich nahm mir vor, mit dem Erlernen dieser Kunst so rasch als möglich zu beginnen. „Und was ist es mit jenen anderen Apparaten, die zur Beförderung auf weitere Entfernungen und im Großen dienen; setzt vielleicht auch deren Benützung eine gewisse Übung oder Angewöhnung voraus?"

„Nein. Es sind das große, ungefähr den Schiffen früherer Jahrhunderte ähnliche Behälter, gleichfalls aus dem früher erwähnten, Elektron genannten, leichten, festen und durch Reibung elektrisch werdenden Stoffe. Gelenkt werden diese Fahrzeuge von eigens dazu bestellten Maschinisten, während die Reisenden nichts

zu thun haben, als ein- und auszusteigen. Die Bewegung ist eine so gleichmäßige und trotz der ungeheuren Schnelligkeit so sanfte, daß sie gar nicht wahrgenommen wird, es sei denn, daß man sich durch Hinausblicken von der Fortbewegung überzeugt."

„Und welches Prinzip liegt dieser Flugmethode zu Grunde?"

„Hierauf wird mir die Antwort erst recht schwer. Du mußt wissen, daß wir das in früheren Jahrhunderten bloß in seiner Allgemeinheit erkannte Gesetz der Einheit aller Kraft seit längerer Zeit schon nicht bloß tiefer erfaßt, sondern auch praktisch verwerten gelernt haben. Dies setzt uns in den Stand, die Kräfte, die wir jeweilig zu bestimmten Zwecken brauchen, nicht erst auf Umwegen nach verwickelten Methoden mühsam zu erwecken, sondern unmittelbar aus dem Kraftschatze der Natur zu schöpfen. Bereits vor zweihundert Jahren und früher benutzte man z. B. den Magnetismus; um ihn jedoch zu gewinnen, baute man komplizierte Apparate, setzte diese durch ebenso komplizierte andere in Bewegung, in denen Kohle zu Erzeugung von Wärme und Dampfspannung diente, um deren Dampfspannung in Elektrizität umzusetzen und nachdem dies geschehen, verwandelte man endlich unter Zuhilfenahme neuerlicher Apparate die so umständlich erlangte elektrische in magnetische Kraft. Wenn wir das brauchen, was man damals Magnetismus nannte, so zapfen wir gleichsam direkt den Erdmagnetismus an. Du weißt, daß die Erde in gewissem Sinne nichts anderes ist, als ein ungeheuerer Magnet; ebenso muß Dir bekannt sein, daß die Eigenschaft jedes sogenannten magnetischen Körpers darin besteht, daß er zwei Pole besitzt, deren einer, der negative, vom Nordpol des Erdmagneten angezogen, von dessen Südpol abgestoßen wird, während es sich mit dem anderen, dem positiven, umgekehrt verhält. So lange nun der magnetische Körper negativ und positiv elektrisch zugleich ist, kann Anziehungs- sowohl als Abstoßungsgewalt des Erdpols bloß eine Drehung, nicht aber eine Fortbewegung besagten Körpers hervorbringen; der negative Pol wird sich dem nördlichen Erdpole zu, der positive ihm abwenden, im übrigen aber wird der magnetische Körper seinen Ort nicht verändern, da mit Bezug auf ihn als Ganzes Anziehung und Abstoßung einander die Wage halten. Allerdings befindet sich in solcher Lage der abgestoßene positive Pol des Körpers in größerer Entfernung vom Erd-Nord-

pole, als der angezogene negative, aber im Verhältnisse zur Entfernung beider vom Erdpole ist dieser Unterschied ihrer Entfernungen so verschwindend gering, daß dies gänzlich ohne praktische Bedeutung bleiben muß. Stelle Dir aber nun einmal vor, daß es gelänge, einen Körper herzustellen, der bloß einen negativ elektrischen Pol ohne positiv elektrischen besäße, so müßte sich dieser nach dem Erdnordpol zu in Bewegung setzen, während ein bloß positiv elektrischer Körper, vom Erdnordpole abgestoßen, sich von diesem entfernen müßte. Nun, solche einseitig elektrische Körper mit bloß einem Pole herzustellen, ist thatsächlich gelungen. Streng genommen besitzen zwar auch sie einen zweiten Pol, aber man hat es in der Hand, diesen zweiten Pol nach einem in sehr großer Entfernung außerhalb ihres Körpers gelegenen Punkte zu versetzen, und zwar nach Belieben den negativen oder den positiven. Und in solch einem gewaltigen Magnet, dem nach Bedarf die eine oder die andere Polarität entzogen, richtiger um mehrere Breitengrade mehr nach Süden oder Norden zurückverlegt werden kann, liegt die treibende Kraft unserer Gäodrome. Dazu gehört dann allerdings noch einiges Beiwerk für Steuerung und sonstige Nebenzwecke; das wesentliche an der Sache ist, daß diese großen Flugwerke sich heben und senken und fortbewegen unter dem unmittelbar auf sie wirkenden Einflusse der Polarkraft der Erde."

Ich muß gestehen, daß mich diese Auseinandersetzung mit maßloserem Erstaunen erfüllte, als alles bis dahin Gesehene und Gehörte. Mit einer Art scheuer Furcht betrachtete ich diesen Angehörigen eines Geschlechts, welches dahin gelangt war, die bewegende Kraft des Weltalls seinen Zwecken unmittelbar dienstbar zu machen. Nichts schien mir fernerhin unmöglich, und brennendes, ungeduldiges Verlangen erfaßte mich, die Gewaltigen nicht hier in ihrem idyllischen Hirtenleben, sondern an den Centralpunkten ihrer Kultur, ihres Wissens, ihrer Macht kennen zu lernen. Ich fragte daher Meister Leonhard, ob er noch lange in Paris zu bleiben gedenke und ob er mir gestatte, ihn bei seiner Heimkehr nach dem Süden zu begleiten. Seine Antwort übertraf meine kühnsten Erwartungen. Er habe zwar ursprünglich die Absicht gehabt, in Paris und Umgebung und dann an den Küsten der Nordsee noch durch einige Monate archäologischen Untersuchungen nachzugehen. Jetzt

jedoch, nachdem er mich getroffen, ändere er diesen seinen Plan. Der weitaus interessanteste Gegenstand archäologischer Studien, der sich überhaupt erdenken lasse, sei nämlich ich und er habe mich soeben ersuchen wollen, sich mir widmen zu dürfen. Meinen Vorsatz, die Städte des Südens aufzusuchen, billige er aus zahlreichen Gründen, von denen der wichtigste der sei, daß eine so merkwürdige Persönlichkeit, wie ich eine wäre, mit möglichster Beschleunigung der gelehrten Fachwelt vorgestellt werden müsse.

„Wann also können wir uns auf den Weg machen?“ drängte ich.

„Es ist jetzt Mittag; um 2 Uhr trifft das täglich vom Nordkap nach dem Süden gehende Gäodrom hier ein. Bis dahin habe ich meine Geschäfte in Paris erledigt und da Dich hier nichts zurückhält, so können wir heute in meinem Hause bei Kap Taormina am Fuße des Ätna zu Abend speisen.“

Mit leicht begreiflicher Spannung fand ich mich lange vor der fahrplanmäßigen Ankunft des Gäodroms auf dem mir von Freund Harry mit zuvorkommender Dienstbeflissenheit gezeigten Landungsplatze dieser wunderbaren Flugwerkzeuge ein. Dieser Landungsplatz zeigte nichts Merkwürdiges; eine große ebene Bahn, die auf der einen Seite von einem etwa 4 Meter hohen Steindamme eingefaßt war, offenbar der Molo, von welchem aus die Passagiere das auf der ebenen Bahn landende Gefährte bestiegen. Allgemach fanden sich in der längs des Dammes erbauten Wartehalle noch etwa 10 bis 12 andere Passagiere ein, die mich, da die Kunde von meinen „Seltsamkeiten“ sich inzwischen in Paris verbreitet hatte, aufmerksam, jedoch ohne störende Unzartheit betrachteten, und 10 Minuten vor 2 Uhr erschien Meister Leonhard. Er zog ein kleines Fernrohr aus der Tasche, untersuchte mit diesem den Horizont in nordöstlicher Richtung und machte mich dann, indem er es mir übergab, auf einen in weiter Ferne aufgetauchten winzigen Punkt aufmerksam. Dieser näherte sich mit großer Schnelle, war binnen wenig Minuten auch mit freiem Auge sichtbar und flog dann mit rasender Eile auf uns zu. Als das Gäodrom auf etwa 2 bis 3 Kilometer Distanz herangekommen war, machte seine Annäherung einen geradezu beängstigenden Eindruck; es schien als ob eine gewaltige Masse in den nächsten Sekunden auf uns stürzen werde und dieser Eindruck gestaltete sich, als das Gefährt bis auf

einige Hundert Meter Entfernung herangestürmt war — für mich zum mindesten — schier unerträglich. Die anderen Wartenden, des Schauspiels gewohnt, blieben ganz gleichgiltig, ich aber erlangte meine Ruhe erst wieder, als das Gäodrom, welches im letzten Momente seinen Lauf verlangsamt und dann mit einer seitlichen Schwenkung an den Damm herangeschwebt war, auf seiner federnden Unterlage zum Stehen kam. Ich konnte nun erst Form und Bauart des Gefährtes genauer erfassen. Es glich einem schlanken, mäßig großen Flußdampfer, jedoch ohne Deck, da die Passagiere, offenbar des großen Luftzuges halber, alle im Innern untergebracht erschienen. Fenster waren von allen Seiten zu sehen, geöffnet waren dieselben jedoch nur am Hinterteile des Gefährtes. Es war, wie ich erfuhr, eines der kleineren Gäodrome, berechnet für nicht mehr als 100 Personen; besetzt war es von nicht ganz 50, von denen 11 in Paris ausstiegen, während hier — mich und Meister Leonhard mitgerechnet — 14 einstiegen. Ich nahm von dem jungen Hirtenpaare, dem ich so unvermuteter und unbegreiflicher Weise ins Haus gefallen, und welches ich in den letzten Stunden meines Pariser Aufenthaltes aufrichtig lieb gewonnen, herzlichen Abschied und wenige Minuten später lag Paris weit hinter mir.

Erwähnen will ich, daß Freund Harry mir noch in aller Eile einen nach seinen und seiner Zeitgenossen Begriffen anständigen Anzug besorgt hatte, da ich es vermeiden wollte, in meiner aus dem 19. Jahrhundert übernommenen Tracht fernerhin unnötiges Aufsehen zu erregen. Er hatte mir vorgeschlagen, das zu diesem Behufe Erforderliche aus der Pariser Zweiganstalt des „Allgemeinen Lagerhauses" für mich zu besorgen, wobei ich ihm denn die Eröffnung machen mußte, daß ich von Mitteln gänzlich entblößt sei, indem von meinen früheren Besitztümern mir außer den Kleidern nichts in die neue Umgebung mit hinübergefolgt war. Ich bat ihn daher, einstweilen mit seinem Kredite für mich einzutreten; Zahlung würde ich leisten, sowie ich dazu im stande wäre, wobei ich natürlich auch nicht verhehlte, daß ich vorderhand noch keine Vorstellung darüber besäße, wie mir dies so bald möglich werden solle. Zu meinem Befremden lehnte jedoch Harry jeden Dank für die solcherart erbetene Intervention mit dem Bemerken ab, er begreife schon wieder nicht, was ich eigentlich wolle; für den Gang

nach dem in der Nachbarschaft gelegenen Warenhause wäre besondere Erkenntlichkeit doch überflüssig und was er sonst noch für mich zu leisten hätte, entzöge sich seinem Verständnisse. Er erschien bald darauf mit einem für mich ausgewählten vollständigen Anzuge nebst mehreren, mir zum Teil unbekannten Reiseutensilien und legte mir dann einen Schein zur Unterschrift vor, dem ich — so weit reichte bereits meine Kenntnis der landesüblichen Sprache — entnahm, daß er eine Art Check sei, eine Anweisung über den Betrag von 3 Lst. und 8 Sh. auf mein Konto bei einer in dem Schriftstücke genannten Bank zu Gunsten des Pariser Warenhauses. Natürlich weigerte ich mich, den Check auszustellen, da ich ja ein solches Konto weder bei der genannten, noch überhaupt bei einer Bank besaß. Harry schien diese Weigerung unverständlich; er meinte zunächst, Jedermann müsse doch ein Bankkonto haben und wenn ich es noch nicht besäße, so würde ich es demnächst eröffnet erhalten. Da ich bei meiner Weigeruug beharrte, erklärte er kurzweg, ich möge es damit halten wie ich wolle, jedenfalls sei die Sache erledigt. Als ich jedoch diese Erklärung als Weigerung auffaßte, für mich gutzustehen, schüttelte er neuerlich verwundert lächelnd den Kopf und sagte, er, gleich jedem Bewohner von Paris wäre ja mit Vergnügen und ohne darüber auch nur ein Wort zu verlieren bereit, mir alles, was ich brauche, auch auf eigene Kosten zu bieten; es würde das jedoch gegen alle Sitte verstoßen und einer unpassenden Aufdringlichkeit gleichkommen; Sache der Bank und des Lagerhauses wäre es, mein Konto zu ordnen, Niemand brauche sich da hineinzumengen; alles, was er für mich thun wollte, wenn ich mich durchaus weigerte, etwas Schriftliches von mir zu geben, sei, dem Lagerhause zu bescheinigen, daß er die Waren für mich in Empfang genommen habe; das Andere werde sich dann von selber finden und zwar, dessen möge ich mich überzeugt halten, zu meiner vollen Zufriedenheit.

Ich hatte keine Ahnung, was ich von all dem halten solle, gab mich aber, da mein Gastfreund sichtlich keinen mich beschämenden Hintergedanken nährte, schließlich zufrieden.

Unser Gäodrom hatte sich, als das Abfahrtsignal ertönte, unmerklich, ohne daß die leiseste Erschütterung zu verspüren gewesen wäre, erhoben, stieg dann mit rasch zunehmender Geschwindigkeit

schräg aufwärts bis zu einer Höhe von etwa fünfhundert Metern, und flog schließlich gleich einem Pfeile in südöstlicher Richtung dahin. Ich eilte an eines der Fenster, um die da unten hinter uns zurückweichende Landschaft zu betrachten. Unser Lauf führte uns Seine aufwärts, doch von all' den zahlreichen, mir so wohlbekannten Ortschaften und Städten dieser Gegend war keine Spur vorhanden. Wiese und Wald überall, so weit das Auge reichte, smaragdene, herrliche Wiesen allerdings und wundervoller Wald, wohl gepflegt und von einer Mächtigkeit des Baumwuchses, wie ich ähnliches zuvor höchstens ausnahmsweise — etwa im Park von Fontainebleau — gesehen — aber menschenleer, oder doch zum mindesten ohne jeden größeren menschlichen Wohnsitz. Denn einzelne Häusergruppen sah ich allerdings da und dort hervorleuchten, und den Eindruck einer Wildnis machte die Landschaft mit nichten, weit eher den eines unermeßlichen Parkes, erfüllt von großen Massen zahmen wie wilden Getiers.

Nach ungefähr $^3/_4$ Stunden langem Fluge tauchte in einiger Entfernung links von unserer Wegrichtung ein massives altes Bauwerk gotischen Stils mächtig empor; als wir näher kamen, erkannte ich die Kathedrale von Dijon, die herrliche St. Bénigne. Sie schien vortrefflich erhalten, war aber jeglicher, auf Anwesenheit menschlicher Wesen hindeutenden Umgebung entblößt. Einsam verlassen streckte sich ihr zierlicher Turm in die Lüfte; an Stelle der Häuser nichts als Bäume, Bäume, Bäume, an Stelle der Bürger Rehe und Hirsche, die behend durch das Unterholz schlüpften.

Da in diesem Momente Meister Leonhard zu mir trat, konnte ich mich nicht enthalten, auf meine einmal bereits geäußerte Frage zurückzukommen, was alle die Millionen Menschen, die einst hier und in den unermeßlich nach allen Seiten sich dehnenden Wäldern gelebt, veranlaßt haben mochte, nach dem Süden auszuwandern. Daß sie es gethan, weil sich ihnen die Möglichkeit hierzu geboten, sei schließlich keine Antwort, denn diese Möglichkeit wäre ihnen ja, bei Lichte besehen, auch vor der sozialen Umwälzung offen gestanden.

Der also Angeredete schüttelte verwundernd das Haupt. „Wie hätten denn jene Ärmsten oder doch neunundneunzig von hundert unter ihnen ihr Leben fristen sollen, wenn sie die Scholle verließen,

die ihnen gehörte, oder die Arbeitsgelegenheit, die sie sich mühsam erkämpft, erlistet, erbettelt hatten? Daß der weitaus überwiegenden Mehrzahl selbst jene geringfügigen Mittel fehlten, die zum bloßen Ortswechsel erforderlich sind, will ich gar nicht besonders hervorheben; auch von den sogenannten Bemittelten hätte der größte Teil bei einer solchen Massenauswanderung elend zu Grunde gehen müssen."

„Das will ich als richtig zugeben; aber was hat sich denn in dieser Beziehung seither geändert?"

„Alles. Es giebt jetzt seit sieben Viertel Jahrhunderten keine Mittellosen mehr, Arbeitsgelegenheit zu finden ist seit ebenso langer Zeit kein besonderes Glück, keine besondere Gnade, vielmehr hat, wie ich Dir bereits gesagt, jedermann das Recht, seine Arbeitskraft zu verwerten, wo er nur immer Lust dazu spürt."

„Und die Grundeigentümer — warf ich dazwischen — sind auch diese ausgewandert?"

„Es giebt seit sieben Viertel Jahrhunderten keine Grundeigentümer mehr; die ganze Erde gehört jedem, also niemand. Die Landwirte haben also erst recht keinen Grund, dort zu verbleiben, wo der Boden bei angestrengter Arbeit doch nur geringen Segen trägt, wenn ihnen die Tropen mit ihrer unerschöpflichen Üppigkeit zu Gebote stehen."

„Aber man wechselt doch Heimat und Vaterland nicht wie ein schmutziges Hemd. Die Landwirte wanderten aus, weil sie im Süden besseren, lohnenderen Boden fanden; ich begreife zwar nicht, wie sie sich an der Hand des von Dir angedeuteten Bodenrechts in dieses bessere Land teilten, ohne einander in die Haare zu geraten, ohne daß ein mörderischer, von Neid und Eifersucht geschürter Kampf Aller gegen Alle entbrannt wäre — aber zugegeben, daß die Bauern allesamt glücklich in den Tropen versorgt wurden, so bleibt immer noch die Frage, warum die Industriellen, die Gelehrten, die Künstler ihr Bündel schnürten und dem gleichen Zuge nach dem Süden folgten, von welchem doch bis dahin nichts zu verspüren war."

„Nichts zu verspüren war?! Dieser Zug nach dem Süden lebt seit unvordenklichen Zeiten in der Brust aller Völker und aller Menschen, teils bewußt, teils unbewußt, und er wird dort leben,

solange die menschliche Natur sich nicht in ihren Grundlagen geändert hat. Denn es ist der unveräußerliche Zug nach der Heimat unserer Rasse, was uns nach dem Süden lockt. Der Mensch ist in den Tropen nicht bloß entstanden, er ist auch mit all' seinen Existenzbedindungen an diese geknüpft. So fremd sind ihm die Striche in größerer Entfernung von den Wendekreisen, daß er sich hier trotz jahrtausende langen Exils niemals akklimatisiert hat, sondern stets als Fremdling ein bloßes Treibhausdasein führte, das Opfer einer ganzen Reihe mörderischer Krankheiten, die den Bewohnern der heißen Zone gänzlich unbekannt sind. Wäre uns der Norden zur Heimat geworden, so müßten wir doch zum mindesten dahin gelangt sein, sein Klima zu ertragen, und zwar wohlverstanden, ohne künstliche Beihilfe zu ertragen. Das ist aber ganz entschieden niemals geschehen; eine einzige Winternacht, zugebracht im Freien und ohne ausreichenden Kleiderschutz ist in diesen Breiten jederzeit auch dem kräftigsten, gesundesten Manne schlechthin tötlich gewesen. Wir, d. h. unsere Vorfahren, waren und blieben daher Fremdlinge, schlecht akklimatisierte Fremdlinge in der kalten Zone. Und nichts anderes als die Stimme der Natur war es, was sie immer und immer nach dem Süden, nach der Heimat zog. Sie haben diesem Zuge auch allezeit gefolgt, soweit sie nur irgend konnten, und wenn sie unter Eis und Schnee scheinbar seßhaft wurden, so geschah es stets nur, weil sie mußten, weil äußere Umstände, fremde Gewalt und eigene Ohnmacht sie dazu zwangen."

„Patriotismus, Gemeinsinn, kurzum jene Reihe von Tugenden, die den Menschen an die Stätte seiner Geburt binden, lässest Du gar nicht gelten?"

„Das sei fern von mir. Inwieweit diese „Tugenden" wirklich als solche gelten dürfen und nicht treffender als Laster des Knechtsinnes und des Rassendünkels bezeichnet werden können, mag dahingestellt bleiben; das Gefühl, welches den Menschen an seine Heimat bindet, behält unter allen Umständen etwas Ehrwürdiges. Das hindert jedoch nicht, daß es denn doch nur eines von den zahlreichen Gefühlen und Instinkten ist, die bestimmend auf Handlungen und Schicksale des Menschen einwirken und zwar anerkanntermaßen bei weitem nicht das stärkste, entscheidende. Verstehst Du unter Patriotismus die Liebe zur gesamten Umgebung, an welche Du

von Kindesbeinen gewöhnt bist, also nicht bloß die Anhänglichkeit an die Scholle, sondern ebenso Erinnerung an liebe Freunde und Genossen, Festhalten an eingelebten Einrichtungen u. dergl., dann allerdings werden auch minder sentimentale Naturen sich zu manchem Opfer verstehen, ehedenn sie auf all das verzichten. Findest Du aber in der neuen, Deinem Wohle zuträglicheren Heimat Freunde, Genossen, erprobte und liebgewonnene Einrichtungen, kurz alles, was Dir in der alten teuer gewesen, wieder und es fehlt nur das tote Land, dann wird höchstens ein krankhafter Sonderling die reellen Güter des Lebens dieser Art von Patriotismus opfern."

„Du sprichst, als ob sonniges Klima und erleichterte Lebenshaltung der Inbegriff all dessen wäre, was das Leben lebenswert macht. Seid Ihr nicht erschlafft in Eueren paradiesischen Tropen, ist Euch die markige Kraft nicht verloren gegangen, die nur der stete Kampf mit dem harten Norden zu erzeugen und zu erhalten vermag?"

„Es gehörte in Deiner Zeit mit zu dem, was Du Patriotismus nennst, alle Eigenarten, auch die schlechtesten, des eigenen Landes zu preisen, die der anderen Länder zu schmähen; der Hinterlistige nannte sich klug, den ehrlichen Nachbar dumm, der Unwissende prahlte mit seiner „Schlichtheit" und verachtete fremdes Wissen als „Überfeinerung"; eigene Roheit galt als Biedersinn, fremde Höflichkeit als Falschheit; und so haben die „Patrioten" der nördlichen Staaten es auch für ihre Pflicht gehalten, die Tugenden eines schlechten Klimas zu besingen und mildes Klima als sittengefährlich und entnervend zu schildern. Die Geschichte aber lehrt das Gegenteil an hundert Beispielen. Die Bewohner Athens und Spartas waren nicht weichlicher als diejenigen von Paris oder Berlin, die Beduinen des heißen Arabien so zäh und tüchtig als Russen oder Engländer. Nur darf man natürlich nicht zu dem Kunstgriffe seine Zuflucht nehmen, Epochen des Aufschwungs auf der einen Seite mit denen des Niedergangs auf der anderen Seite zu vergleichen. Die Wahrheit ist, daß der Mensch in allen Zonen verweichlichen oder tüchtig bleiben kann, auf die Dauer gesund bleiben aber nur in mildem Klima. Die europäischen Kulturvölker von vor zwei Jahrhunderten schienen wirklich gar nicht bemerkt zu haben, daß sie in heilloser, sie mit völligem Untergange bedrohender

Entartung begriffen waren. Daran trugen allerdings ganz andere Dinge, als klimatische Verhältnisse, die Hauptschuld; aber angesichts dieses gar nicht hinweg zu leugnenden Verwesungsprozesses von „markiger Kraft“ zu sprechen — das ist wirklich sonderbar.“

„Du magst auch hierin Recht haben. Die Menschen hatten also keinen Grund, im kalten Norden zu verharren, sowie ihnen der sonnige Süden zugänglich geworden. Aber ich begreife noch immer nicht, wie Ihr da unten alle Platz findet. Oder hat sich während der zwei Jahrhunderte, die ich schlief, oder verzaubert, oder tot war, die Anzahl der Menschen so sehr verringert, daß dort, wo einst bloß für einen Teil Raum gewesen, Alle unterkommen? Man sollte eher das Gegenteil vermuten. Da Eure mir unbekannte große Revolution dem Elend, welches früher die Menschen vor Übervölkerung bewahrte, ein Ende bereitet hat, muß Eure Zahl ins Riesige gewachsen sein. Als ich mich schlafen legte, zählten unsere Statistiker für die ganze Erde nahe an $1^1/_2$ Milliarden Menschen; diese Zahl dürfte zur Zeit der großen Revolution jedenfalls namhaft überschritten gewesen sein. Es mag sein, daß besagte Revolution vielleicht einem Dritteil der damals Lebenden den Untergang gebracht; von da ab jedoch muß es in raschem Tempo aufwärts gegangen sein, eine Verdoppelung in jedem Menschenalter halte ich für das wenigste. Mehr als fünf Menschenalter sind seither verstrichen, macht also 2 Milliarden am Ende des ersten, 4 am Ende des zweiten, 8 am Ende des dritten, 16 am Ende des vierten, 32 am Ende des fünften Menschenalters. Hat das alles in den Tropen und Subtropen Platz und wenn das wider alles Vermuten vorläufig noch der Fall sein sollte, wie lange wird es währen, bis Ihr wegen Überfüllung im Süden doch wieder dem Norden zuströmen müßt?“

„Der Gedanke, daß der Mensch unabänderlich zum Elend verurteilt sei, scheint Dich ja völlig zu berauschen! Hast Du als Arzt und Physiologe niemals etwas davon gehört, daß die Fruchtbarkeit nicht bloß der Menschen, sondern jeglicher Tierart im geraden Verhältnisse mit den Schädlichkeiten und Gefahren wächst und abnimmt, denen besagte Art ausgesetzt ist? Zuchttiere darf man nicht zu gut füttern, sonst werden sie unfruchtbar und unter den Menschen waren seit jeher nicht die Wohlhabenden und Reichen,

sondern die Armen und Elenden, die Proletarier, die mit den zahlreichen Kindern gesegneten. Deine ganze Rechnung stimmt also nicht. Allerdings hatte die Menschenzahl bei Ausbruch der großen Revolution anderthalb Milliarden nicht bloß erreicht, sondern wesentlich überschritten und die Opfer dieser gewaltigen Umwälzung betrugen nicht, wie Du wohlwollend annimmst, eine halbe Milliarde, sondern bloß einige Hunderttausende, nicht mehr, als die jedes halbwegs bedeutenden Krieges jener Zeiten; nach der Revolution aber verlangsamte sich das Tempo der Volkszunahme ganz außerordentlich; es verging mehr als ein Jahrhundert, bevor Verdoppelung eintrat, in den ferneren zwei Menschenaltern wuchs die Menschenzahl um knappe 500 Millionen und seither wurden die solcherart erreichten 3500 Millionen nur unbedeutend überschritten. Es ist ein stationärer Zustand eingetreten, richtiger ein geringfügiges Auf- und Abschwanken der Volkszahl. Und diese $3^1/_2$ Milliarden haben in den Tropen und Subtropen nicht bloß Platz, es genügt ihnen thatsächlich ein verhältnismäßig sehr kleiner Teil desselben, als welcher, wie bereits gesagt, der schönste und angenehmste gewählt worden ist. Du meintest, die Erde sei schon vor zweihundert Jahren voll gewesen? Offenbar glaubst Du das, weil Du Dir anders die Thatsache, daß zu jener Zeit die meisten Menschen bitteren Mangel litten, nicht erklären kannst. Hunger und Elend war das Los der Massen, folglich mußte die Erde außer stande sein, sie alle zu ernähren; nicht wahr, so meinst Du es doch?"

Ich konnte nicht umhin, die Frage zu bejahen.

„Für Dich giebt es also keine andere Ursache des Hungers, als mangelnde Ergiebigkeit der Erde?" fuhr der Alte fort. „Wenn ich Dir die Speise, die Du Dir bereitest, wegnehme, oder wenn ich Dir nicht erlaube, Dir Speise zu bereiten, ist dann auch die Stiefmütterlichkeit der Natur Schuld an Deinem Hunger? Du siehst mich mit großen Augen an? Ja, hat man denn vor der großen Revoulution den Massen die Nahrung gelassen, die sie bereiteten; hat man ihnen allen auch nur gestattet, Nahrung zu bereiten? Man that es nicht und deshalb war Elend ihr Los. Die Erde hätte nicht bloß sie, sondern die hundertfache Zahl reichlich ernährt. Die Erde war voll, übervoll, sagst Du? Wo denn? Vielleicht in einigen winzigen Fleckchen, die zudem meist in den

schlechtesten, unfruchtbarsten Strichen gelegen waren, ja es waren überhaupt nur einige Winkel der Erde halbwegs bewohnt, die schönsten fruchtbarsten Gebiete des Planeten aber gänzlich oder nahezu gänzlich menschenleer. Das Thal eines beliebigen der Nebenflüsse des Amazonenstromes hätte damals genügt, um alle die Nahrungsmittel hervorzubringen, welche die $1^1/_2$ Milliarden Hungerleider jener Zeit überhaupt verzehren durften. Wir heute lebenden $3^1/_2$ Milliarden Herren dieser Erde beanspruchen allerdings mindestens das Dreißigfache an Nahrungsmitteln — d. h. wohlverstanden nicht der Menge, sondern der Güte nach — aber selbst dieses Dreißigfache trüge uns das äquatoriale Amerika für sich allein und da wir in Asien, Afrika und Australien nicht minder üppige Gebiete kennen, so haben unsere Landwirte überall nur die allerfruchtbarsten, erlesensten Teile unter Kultur genommen. Und auch für unsere industriellen Niederlassungen wie für unsere Wohnsitze benötigen wir nur eines geringen Teiles der zu solchen Zwecken bestgeeigneten Gegenden; der weitaus überwiegende Teil unserer Mutter Erde ist nach wie vor äußerst dünn bevölkert, unser Lustgarten oder Lustwald, dem wir große Aufmerksamkeit zuwenden, jedoch meist nicht des Nutzens, sondern der Schönheit und Annehmlichkeit halber."

„Und hier, wo in meiner Zeit die europäischen Völker lebten, ist jetzt Wildnis, wo neben vereinzelten Ansiedlern bloß Schafe, Rinder, Pferde und allerlei Wild ihr Wesen treiben?" fragte ich.

„Bewahre. Auch diese Länder sind unser Garten, und als solcher, wie Du bemerken kannst, besser gepflegt, als je zuvor. Allenthalben, wo besonders reizende Landschaften dazu einladen, sind Villenniederlassungen eingebettet, die den Städtern des Südens während der heißen Sommermonate willkommene Zuflucht bieten. Insbesondere in den Alpen, den Bergen Norwegens und Schottlands weilen während des Juli und August regelmäßig ungezählte Millionen, und alles Land dazwischen und rings umher ist ein einziger großer Nuturpark."

Unser Gäodrom hatte sich inzwischen dem Juragebirge genähert und begann, um dieses zu überschreiten, den Flug merklich in die Höhe zu nehmen. „Wir kommen soeben" — belehrte mich Freund Leonhard — „in eine Landschaft, die zu den beliebtesten

Sommerfrischen auf tausende Kilometer in die Runde gehört. Was Du hier an den Abhängen des Jura von Villen und großen Fremdenhäusern allenthalben zerstreut siehst, das sind nur die Vorposten der gewaltigen Lustanlagen rings um die Ufer des großen Sees und der mächtigen, ihn südlich umgebenden Berge, die binnen wenigen Minuten vor uns auftauchen werden."

Und in der That lag bald darauf der Genfer See mit dem Kranze der savoyer Alpen vor uns, und das Schauspiel, das sich hier meinen Augen bot, war geradezu berauschend. So weit der Blick reichte, dehnten sich rings um die Ufer des tiefblauen, gewaltigen Wassers die großartigsten Bauten, Gartenanlagen, Terrassen, Kolonaden. Wenn zu meiner Zeit alle Kaiser- und Fürstenhöfe der Erde sich hier Rendezvous gegeben und all ihren Reichtum wetteifernd entfaltet hätten, um Lustsitze herzuzaubern, wie sie die Großen der Erde damals sich zu erbauen pflegten, sie hätten nicht den hundertsten Teil der Pracht zu schaffen vermocht, die jetzt da unten das trunkene Auge blendete. Und dabei doch nirgend aufdringliche Überladung, nirgend ein Zurückdrängen des ländlichen Charakters der Landschaft; es war keine Anhäufung von Palästen, sondern eine endlose Folge mit Palästen ausgestatteter Gärten, Haine, Wälder, und wohl zu beneiden schienen mir die Glücklichen, denen hier zu wohnen vergönnt war. Jetzt aber war all diese Pracht verlassen. Erst mit der beginnenden Sommerhitze – so belehrte mich mein Cicerone — erschienen hier die ersten Gäste.

„Du erzähltest mir — so wandte ich mich an diesen — daß es seit der großen Revolution keine Armen mehr gäbe; ich habe das anfangs dahin aufgefaßt, daß seither Gleichheit unter den Menschen herrsche; hier aber sehe ich, daß es Reiche, und zwar Reiche von unermeßlichem Vermögen, noch immer geben muß, und was mich mit Staunen erfüllt, ist nur die offenbar ganz gewaltige Menge der Milliardäre, die sich einen Luxus so fabelhafter Art gönnen dürfen, wie ihn die Lustsitze an den Tag legen."

Abermals umspielte jenes Lächeln wohlwollender Ironie die Lippen Meister Leonhards, welches auftauchte, so oft ich etwas sagte, was von einem besonders auffallenden Vorurteile Zeugnis ablegte. „Jene unermeßlich Reichen, jene Milliardäre, denen die Lustsitze da unten — und wie ich gleich hinzufügen will, die nicht

minder großartigen an gar manchem anderen Punkte unserer schönen Erde — zu dienen bestimmt sind, sind allerdings ganz außerordentlich zahlreich; es giebt ihrer derzeit nicht weniger als rund 3½ Milliarden."

Da ich bei diesen Worten eine halb erstaunte, halb ungläubige Gebärde machte, wiederholte jener bekräftigend: „Jawohl 3½ Milliarden, d. h. genau so viel, als unser überhaupt vorhanden sind. Mit anderen Worten: Derlei Luxus gönnt sich ein jeder von uns. Alles was Du da unten siehst, sind entweder öffentliche Anstalten, die jedermanns Gebrauch unentgeltlich übergeben sind, oder von großen Kompagnieen errichtete Villen und Hotels, die gegen in Wahrheit sehr mäßige Miete aller Welt zur Verfügung stehen und thatsächlich auch von aller Welt benutzt werden. Der industrielle oder landwirtschaftliche Arbeiter verbringt hier seine Ferienmonate nicht minder, wie der Gelehrte oder Künstler. Absolut gleich sind wir deswegen nicht; der eine hat mehr, der andere weniger, je nachdem er mehr oder weniger leistet. Absolut gleich sind wir nur in unseren Rechten, aber diese wirkliche, nicht bloß scheinbare Gleichheit der Rechte genügt vollkommen, um auch den mindest leistungsfähigen unter uns Gleichheit der Genüsse zum mindesten in allen wesentlichen Punkten zu sichern. Der eine bewohnt im Sommer eine größere, der andere eine kleinere Villa, dieser benutzt bei kürzerem Aufenthalte mit seiner Familie 5, jener bloß 3 Zimmer im Fremdenhause; das aber ist der ganze Unterschied. Reich, unermeßlich reich sind wir thatsächlich alle; denn auch dem letzten unter uns gehört als unveräußerlicher Besitz sein Anteil am Gesamtreichtum der Natur und aller durch die Arbeit voraufgegangener Generationen gehäuften Kulturschätze."

Gegen 4 Uhr nachmittags kreuzten wir die Seealpen und vor uns dehnte sich das Mittelmeer. Hatte schon der Anblick des Genfer Sees und der seine Ufer umsäumenden Pracht mich mit staunender Bewunderung erfüllt, so machte das, was sich jetzt meinen Blicken darbot, einen Eindruck auf mich, für den ich keinen bezeichnenderen Ausdruck zu finden vermag, als das Wort „zermalmend". Man denke sich das schönste, was griechische, das gewaltigste, was römische, das ungeheuerlichste, was altindische und ägyptische Kunst jemals geschaffen, verhundertfache und vertausendfache es, umgebe es mit

jedem erdenklichen Reize, den Meer und Gebirge in Verbindung mit märchenhaftem Pflanzenwuchse verleihen können, und man wird eine annähernde Vorstellung von dem erlangen, was sich jetzt scheinbar endlos nach Ost und West vor mir ausbreitete. Wir hatten die erste städtische Ansiedelung erreicht. Wenn ich sage „städtisch", so meine ich damit beileibe nicht etwas, das irgendwie den Städten des neunzehnten Jahrhunderts geglichen hätte, diesen öden Steinhaufen ohne Licht, Sonne und Luft. Auch hier, wie in der Ansiedelung der Pariser Hirten, herrschte der Villenstil, jedes Privathaus, wie jedes öffentliche Gebäude lag inmitten von Gartenanlagen, aber die Privathäuser — obwohl auch hier ein jedes dem Gebrauche bloß einer Familie diente — waren prächtiger, und die öffentlichen Gebäude spotteten jeder Beschreibung.

In der Gegend des einstigen Nizza ließ sich das Gäodrom um 4¼ Uhr Nachmittag nieder. Seine Fahrt war für heute beendet; diejenigen von den Passagieren jedoch, die — wie Meister Leonhard und ich — weiter nach Süden wollten, bestiegen ein unmittelbar neben der Landungsstelle des „Nordcap" — das war der Name unseres bisherigen Fahrzeuges — am Damme liegendes weitaus größeres, prächtigeres Gäodrom, „Tyrus" geheißen, welches binnen 10 Minuten über Neapel und Katania nach der Ansiedelung an der afrikanischen Sirte abgehen sollte. Ich hatte daher keine Zeit, mich in der Stadt an der ligurischen Küste umzusehen, deren Gesamtname „Riviera" ist, und mußte mich mit den summarischen Mitteilungen begnügen, die mir Meister Leonhard machte. Darnach erstreckt sich diese Stadt — in allerdings schmalem, durch das Herantreten der Ufergebirge bedingtem Streifen, über nahezu 300 Kilometer von den Hyerischen Inseln bis zu der sog. Riviera di ponente, jenseits des einstigen Genua, zählt aber dabei nicht mehr als 4 Millionen Seelen in 985 000 Privathäusern. Die Zahl ihrer öffentlichen Gebäude beträgt 75 000. Sie gilt als einer der Hauptsitze der Textilindustrie. Letzteres wunderte mich, da ich nirgend, so aufmerksam ich auch spähte und so genau ich auch bei Gelegenheit des Aufstieges unseres Gäodroms die Gegend weithin überblicken konnte, Fabrikschlote, überhaupt irgend etwas zu entdecken vermochte, was mit meinen Vorstellungen von Fabrikanlagen übereingestimmt hätte.

So weit das Auge reichte, nichts als zum Teil allerdings riesige, jedoch durchweg in erlesenstem Geschmacke und mit verschwenderischem Luxus ausgestattete Gebäude inmitten herrlicher Gartenlagen; nirgend Rauch, nirgend Geräusch und nirgend jene kahlen, nüchternen Wände, hinter denen zu meiner Zeit Fabrikarbeiter ihr hartes Brot erwarben.

Gegen 5 Uhr nachmittags waren die mittelländischen Küsten nurmehr als dunstgebadeter Nebelstreif am nördlichen Horizonte zu erkennen, noch immer aber war der „Tyrus“ in all seinen Räumen von jenem berauschenden Dufte durchwürzt, der den Zaubergärten von Riviera entströmt und deren Umgebung weithin erfüllt. Die Passagiere des Gäodrom, ungefähr 500 an Zahl, füllten die $2^1/_2$ Stunden der Fahrt bis Neapel mit Lektüre, munterem Geplauder und ein nicht geringer Teil — natürlich der jüngere — mit einem Tänzchen im großen Hauptsale des weiten Gefährtes. Es waren zu einem Drittel etwa Damen in der Gesellschaft und nachdem ein gefälliger Jüngling die ersten Töne auf dem zur Verfügung der Reisenden stehenden Musikinstrumente — einer Art Klavier von mir ganz unbekannter Vollkommenheit — angeschlagen hatte, drehten sich die Paare unermüdlich im fröhlichen Reigen. Ich dagegen benutzte die Gelegenheit, den Maschinenraum des „Tyrus“ aufzusuchen, um mir genauere Kenntnis des merkwürdigen Mechanismus zu verschaffen. Die Maschinisten vermochten jedoch, so bereitwillig sie auch meinen Fragen standhielten, nur wenig Neues und mir Verständliches zu dem bereits von Meister Leonhard Mitgeteilten hinzuzufügen. Auch die Besichtigung des Triebwerkes befriedigte meinen Wissensdurst nur mangelhaft. Was ich sah, war der Hauptsache nach anscheinend nichts anderes, als ein mächtiger, konisch geformter Stahlkern von etwa 10 000 Kilogramm Gewicht, um den rings einige Hebel und Schrauben sich gruppierten. Auffällig schien mir lediglich, daß die Spitze des Stahlkegels bei gewissen, im Laufe der Fahrt vom Steuermann vorgenommenen Drehungen der Hebel die Farbe merklich veränderte. Näheren Einblick in das Wesen der hier spielenden Kräfte konnte mir aber natürlich auch das nicht bereiten nnd so wurde ich denn alsbald müde, den mir unverständlichen Hantierungen zuzusehen und verließ nach kaum einer Viertelstunde den Maschinen-

raum, um mich neuerlich unter die Passagiere zu mengen und deren Treiben zu studieren.

Von Anbeginn hatte mich das Benehmen meiner Reisegefährten höchst angenehm berührt. Dasselbe war eine ganz eigenartige Mengung feinsten Adels, gediegener Sicherheit und harmlosen Frohsinns, gleichsam, als ob diese Leute dem Aristokraten, dem Gelehrten und dem Kinde zugleich die liebenswürdigsten Seiten abgelauscht hätten. Ich wußte durchaus nicht, welcher Gesellschaftsklasse ich sie einreihen sollte; am ehesten noch hätte ich sie allesamt für Künstler gehalten, etwa für einen Verein von Malern, die mit Frauen und Kindern eine Vergnügungstour unternehmen. Auch Ton und Inhalt der meisten Gespräche bestärkten mich in dieser Vermutung, da sich die Konversation neben Fragen öffentlichen Interesses zumeist um Kunstthemata bewegte. Als ich Meister Leonhard, der sich alsbald mir zugesellt hatte, hierüber um Auskunft bat, erklärte er, persönlich keinen einzigen der Mitreisenden zu kennen, meinte aber, es wären sicherlich der Mehrzahl nach in den Spinnereien und Webereien von Riviera beschäftigte Arbeiter nebst deren Angehörigen. Künstler gäbe es in Riviera nur in sehr geringer Zahl, eben so bloß wenige Gelehrte, da das Klima dort minder einladend sei, als in den meisten anderen Städten und nur die natürlichen Vorteile für bestimmte Zweige der Spinnerei und Weberei diejenigen dort festhielten, welche diesen Industrien obliegen.

„Aber Du wirst es doch nicht für wahrscheinlich halten, daß Fabrikarbeiter und deren Familien derartige Gespräche führen, wie man sie hier hört und dieses Benehmen an den Tag legen, welches alles in den Schatten stellt, was ich zu meiner Zeit in den feinsten pariser Cirkeln gesehen?"

„Ja, warum denn nicht, wenn diese Arbeiter allesamt eine bessere Erziehung genossen haben, als die Mehrzahl der Mitglieder jener sogenannten feinsten Cirkel, und fortlaufend während ihres ganzen Lebens mehr Zeit und Interesse für Kunst, Wissenschaft und öffentliche Angelegenheiten opfern, als diese einstigen Spitzen der Gesellschaft? Du vergißt, daß es keine Standesunterschiede mehr giebt, sondern bloß Unterschiede der Beschäftigungen. Jeder leistet, was seinen Neigungen und Fähigkeiten am besten entspricht,

aber jegliche Leistung gilt als gleich ehrenwert und die Grundlagen der allgemeinen Bildung eignet sich Jedermann an, gleichviel ob er dasjenige, was er zum Leben braucht, durch Ausübung medizinischen Wissens — wie z. B. zu meiner Zeit ich — oder als Spinner — wie vielleicht jener Mann dort — erwirbt. Schmutzige, entwürdigende Beschäftigungen giebt es nicht, diese haben wir vollständig den in unsere Dienste gezwungenen Elementarkräften aufgebürdet und wenn Du erst einmal eine unserer Fabriken besichtigt haben wirst, wird es Dich fernerhin nicht Wunder nehmen, daß man dort arbeiten und trotzdem in jeder Beziehung das sein kann, was Ihr zu Euerer Zeit einen Gentleman nanntet."

„Und sind alle diese Gentlemen auch materiell gleich gestellt?"

„Nein, nicht ganz gleich. Es giebt Unterschiede, wenn auch keine großen. Nur verhält es sich damit heutzutage umgekehrt wie zu Deiner Zeit. Jetzt findet eine Beschäftigung desto höhere Entlohnung, je größere Opfer an Bequemlichkeit und Annehmlichkeit sie erfordert, während, wie Du wissen mußt, damals die unangenehmsten, anstrengendsten Geschäfte die kümmerlichste Entlohnung fanden und zum Überflusse auch noch in der größten Mißachtung standen, während Ihr die höchste Ehrerbietung denjenigen zolltet, die gar nichts thaten und andere für sich arbeiten ließen. Wir schenken unsere besondere Hochachtung bloß denjenigen, die Besonderes leisten, wozu allerdings neben Fleiß und gutem Willen in der Regel auch besondere Fähigkeiten gehören, welche letzteren denn auch auf besondere Entlohnung Anspruch geben. Aber wie gesagt, groß sind die Unterschiede nicht, und um neben dem Notwendigen auch all' das zu erlangen, was das Leben schön und angenehm macht, dazu genügen mäßige Anstrengungen selbst der Mindestbefähigten unter uns."

„Diese Allgemeinheit und anscheinende Unbegrenztheit Eures Reichtums ist's, was ich am wenigsten verstehen kann. Wie entstand dieser Reichtum? Ich bin kein Fachmann auf dem Gebiete der Nationalökonomie, aber soviel ist mir doch bekannt, daß der Reichtum jedes Volkes von seiner Produktionskraft abhängt. Ich kann nun nicht annehmen, daß jetzt mehr gearbeitet wird, als zu meiner Zeit."

„Es wird viel weniger gearbeitet. Zwar gab es damals eine Legion von privilegierten Müßiggängern, ein namhafter Teil der Arbeitswilligen war beschäftigungslos und ungezählte Millionen vergeudeten ihre Arbeitskraft in unfruchtbaren Berufen, während jetzt jeder Arbeitsfähige nützlich beschäftigt ist. Aber auf der anderen Seite war die Arbeitszeit der thatsächlich Beschäftigten damals im Durchschnitt mehr als doppelt so ausgedehnt, wie gegenwärtig, Kinder, Greise und Frauen wurden zur Arbeit mit herangezogen, was jetzt nicht geschieht, kurzum, dem Müßiggange stand eine so fürchterliche Ausnutzung zur Seite, daß im ganzen genommen damals für alle Fälle viel mehr gearbeitet wurde, als jetzt. Daran liegt es also in der That nicht. Aber wir machen eben von der zu nützlicher Verwendung gelangenden menschlichen Arbeitskraft viel vollkommeneren Gebrauch, als damals geschah, die Ausrüstung der Arbeitenden mit kraftersparenden Maschinen ist eine unendlich bessere."

„Das will mir gleichfalls nicht einleuchten; d. h. ich gebe zu, daß Eure Maschinen besser, vollkommener, leistungsfähiger sind, als die unseren, aber gar so unermeßlich ist der Unterschied denn doch nicht, daß ich daraus den Unterschied des Reichtums mir erklären könnte. Ich möchte bezweifeln, daß Eure Technik derjenigen zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts stärker überlegen ist, als die Technik von damals derjenigen zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts gewesen. Und doch waren wir dem Wesen nach um nicht vieles besser daran, als unsere Vorfahren von vor zweihundert Jahren; Elend und Not blieben nach wie vor das Los der großen Massen, während jetzt allgemeiner Reichtum herrscht."

„So ist es auch nicht gemeint. Die technischen Fähigkeiten zur Ausrüstung der verfügbaren Arbeitskräfte in einem Maße, daß Überfluß für Alle hätte erzeugt werden können, besaßet Ihr schon damals; aber Ihr waret eben außer stande, von diesen Fähigkeiten thatsächlichen Gebrauch zu machen, während wir das vermögen."

„Das verstehe ich erst recht nicht. Wurden unsere Erfindungen nicht ausgenützt?"

„Nein, das wurden sie nicht, oder doch nur in verschwindend geringem Maße. Ihr wußtet, wie man es anzustellen, d. h. welche Art Arbeitsteilung und welche Art Maschinen man anzuwenden habe,

um den Landwirt in den Stand zu setzen, mit dem gleichen Arbeitsaufwande zehn- und zwanzigmal mehr Getreide, den Schuhmacher zehn- und zwanzigmal mehr Schuhe, den Schneider zehn- und zwanzigmal mehr Kleider zu erzeugen; thatsächlich aber arbeiteten Eure Landwirte, Schuhmacher und Schneider, kurzum, mit verschwindenden Ausnahmen, alle Eure Arbeiter, als ob all' diese Erfindungen niemals gemacht worden wären. Es ist daher selbstverständlich, daß sie nicht mehr zu erzeugen, keinen größeren Reichtum hervorzubringen vermochten, als auch ohne diese Erfindungen der Fall gewesen wäre."

„Und woran lag das?"

„Ganz einfach daran, daß für mehr und größeren Reichtum, als sie auch ohne das erzeugten, keinerlei Verwendung vorhanden gewesen wäre."

„Du scheinst aus Deinen Büchern denn doch eine ungenaue und einseitige Vorstellung über die Zustände gegen Schluß des neunzehnten Jahrhunderts gewonnen zu haben," entgegnete ich. „Zu behaupten, daß damals nicht alles hätte verbraucht werden können, was nach dem Stande des Fortschritts produzierbar war, wird niemand beifallen, der da weiß, wie groß und weitverbreitet das Elend jener Tage gewesen. Wie, man hätte nicht alles zu erzeugende Brot aufessen, nicht alle zu spinnenden und webenden Kleidungsstücke auftragen können, und es gab doch ungezählte Millionen, die wegen Mangel an Brot Hunger, wegen Mangel an Kleidung Kälte litten?"

„Sehr richtig. Nur vergissest Du daran, daß diejenigen, die Hunger und Kälte litten, Brot und Kleider nicht kaufen konnten, so großer, unverwertbarer Überfluß an beiden auch erzeugt worden wäre, ja, daß sie dies um so sicherer nicht thun konnten, je größer der unverwertbare Überfluß sich gestaltete, weil man sie dann desto unerbittlicher als entbehrliche Arbeitskräfte auf die Straße warf."

„Das klingt so obenhin ganz einleuchtend, und wenn Du daraus folgern willst, daß dieser Zustand der Dinge grausam und beklagenswert war, so muß ich Dir nur zu sehr recht geben. Deine Folgerung aber geht weiter; Du willst beweisen, daß man wegen dieses Unvermögens der besitzlosen Massen, die Früchte des Fortschritts zu genießen, vom Fortschritt überhaupt keinen Gebrauch

machen, den Reichtum nicht vermehren konnte, und hier bist Du — ich möchte beinahe sagen leider — im Irrtume. Unsere Volkswirte belehrten uns darüber, daß der Reichtum desto rascher zunehmen muß, je größer der erzielbare Überschuß der Erzeugung über den Verbrauch ist, weil dann desto mehr zur Kapitalbildung, das ist zur ferneren Beflügelung der Erzeugung erübrigt werden kann."

„In der That, daß war damals Eurer zünftigen Nationalökonomen letzter Schluß" — entgegnete wehmütig lächelnd Meister Leonhard. „Und niemand wollte begreifen, welcher Abgrund von Unsinn darin lag. Also, weil man nicht mehr Brot gebrauchen konnte, sollte man den Überschuß der Erzeugungskraft auf die Verbesserung der Felder, auf Beschaffung verbesserter und vermehrter Ackergeräte verwenden; weil man keine Gewebe mehr brauchte, sollten neue Spinnfabriken und Webereien errichtet werden? Denn das heißt doch, die Kapitalien vermehren, wenn und weil der Verbrauch nicht zunimmt! Nein, wo die menschlichen Genüsse nicht zunehmen, giebt es keine wie immer geartete Möglichkeit, von den trotzdem erlangten technischen Fortschritten wirklichen Gebrauch zu machen."

„Und was hat Euch hinweggeholfen über diesen schrecklichen Zirkel, bei welchem das Elend die Ursache des Elends ist?"

„Die soziale Revolution, welche den Massen das Recht eroberte, die Früchte des Fortschritts zu genießen. Dadurch war Verwendung geschaffen für die Ergebnisse verbesserter Produktion, was zur selbstverständlichen Folge hatte, daß von jeder technisch gegebenen Möglichkeit, die Produktion zu verbessern, hinfort in vollem Umfange thatsächlicher Gebrauch gemacht wurde. Wir sind also in Wahrheit hauptsächlich deshalb so unendlich reicher, als Ihr es gewesen, weil wir unendlich großen Reichtum gebrauchen können, während Ihr nur sehr geringen Reichtum zu gebrauchen vermochtet."

„Wäre es zu viel verlangt, wenn ich Dich bäte, mir einen Abriß der Geschichte dieser glorreichen Umwälzung zum Besten zu geben?"

„Ich stehe Dir gern zu Diensten und ich will es versuchen, Dir möglichst genauen Einblick in den Verlauf dieser ohne Frage

interessantesten und bedeutsamsten Epoche der menschlichen Entwickelung zu verschaffen. Dieser Rückblick in die Vergangenheit ist durchaus nötig, um Dir das volle Verständnis der Vorgänge und Erscheinungen der Gegenwart zu erschließen."

Mit diesen Worten führte mich Meister Leonhard zu einem stillen, lauschigen Sitze in einem der kleineren Säle am Rückteile des Gäodroms, von wo aus man den herrlichsten, weitesten Blick über die azurenen Fluten des Tyrhennischen Meeres, wie über die Ostküste Korsikas genoß, längs welcher wir eben dahinflogen — und begann seine Erzählung wie folgt.

II.

„Um die Zeit, bis zu welcher Deine Erinnerungen reichen, d. i. gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts, war die soziale Revolution eigentlich schon im Zuge, nur merkten dies damals die Wenigsten, weil die Umwälzung vorerst bloß in den Köpfen existierte. Aber dort, zum mindesten in den besseren, denkenden Köpfen, war sie bereits fertig. Der alte Zustand war entwurzelt, hielt sich nur aufrecht, weil der Anstoß auf sich warten ließ, der ihn in Trümmer legen sollte. Niemand glaubte mehr an das Bestehende . . ."

„Verzeihe, daß ich Dich unterbreche; aber hierin scheint mir eine — vom Parteistandpunkte der heutigen Geschichtsschreibung allerdings begreifliche — Übertreibung zu liegen. Ich kann Dich versichern, daß zu meiner Zeit die meisten, und unter diesen auch ich, an das damals Bestehende glaubten."

„Du irrst, richtiger Du mißverstehst mich. Ihr glaubtet an den Fortbestand des Bestehenden, nicht aber an das Bestehende. Das will sagen, Du glaubtest nicht länger, daß das Bestehende das Gute, das Gerechte, das Wünschenwerte sei. Du hieltest es für ein — vielleicht unvermeidliches — Übel, aber unter allen Umständen für ein Übel. Der Satz, daß alle Menschen gleich seien, der Jahrtausende hindurch leeres Wortgeklingel gewesen, begann damals endlich verstanden zu werden. Und zwar geschah dies, weil man aufhörte daran zu glauben, daß die Bevorrechteten die Besseren, die „Edlen" seien. Dieser Glaube an die bessere Art der Bevorrechteten war möglich gewesen, so lange sich das Vorrecht auf die Vorstellung irgendwelcher Vorzüge des Blutes stützte; er mußte schwinden, sowie äußere Glücksumstände allein zu gesteigerter Macht

d. i. zu Vorrecht führten. Jahrtausende hindurch war es gelungen, die Menschen an den Adel des Blutes glauben zu machen; es war unmöglich, ihnen auch nur für ein Jahrhundert den Glauben an den Adel des Reichtums einzuimpfen. Zwar ein, zwei Generationen hindurch äffte man sich mit dem Wahne, daß zwar nicht der Reichtum Adel, d. i. höhere Tüchtigkeit, daß aber umgekehrt diese Tüchtigkeit, dieser Adel Reichtum verleihe, d. h. man glaubte eine Zeit lang, daß es schätzenswerte Eigenschaften, wie Fleiß, Klugheit, Sparsamkeit seien, die bei Erwerbung und Erhaltung von Reichtum in erster Reihe entscheidend wären. So lange man das allen Ernstes glaubte — und das war bis etwa um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts der Fall, stand der Reichtum in hoher, wirklicher Achtung, eine Zeit lang nahezu in der nämlichen, wie früher der Geburtsadel. Demutsvoll in aufrichtiger Andacht beugten sich die Massen vor den neuen Machthabern, und diese ihrerseits übten mit ruhigem Selbstvertrauen und gutem Gewissen ihre Herrschaft, hielten sie sich doch überzeugt, durch eigene Vortrefflichkeit zu dieser auserwählt und berufen zu sein. Es waren die Jubeljahre der Geldherrschaft. Aber diese gingen schnell vorüber. Man erkannte gar bald, daß nicht gute, sondern schlechte Eigenschaften es seien, die bei Erwerbung von Reichtum den entscheidenden Ausschlag gäben. Damit soll nicht gesagt sein, daß Fleiß, Sparsamkeit, Tüchtigkeit *gänzlich* ohne Einfluß auf die Erwerbung und Erhaltung von Reichtum gewesen wären. Sicherlich, der Fleißige bereicherte sich unter sonst gleichen Umständen leichter als der Faule, der Kluge leichter als der Dumme, der Sparsame leichter als der Verschwender; aber eben nur unter sonst gleichen Umständen, wenn nämlich der Fleißige, Kluge, Sparsame ebenso kaltherzig, hinterlistig, rücksichtslos war, als der Faule, Dumme, Verschwenderische. Verhielt er sich anders, so hinderten in neun Fällen von zehnen Faulheit, Dummheit und Verschwendung den Kaltherzigen, Hinterlistigen und Rücksichtslosen nicht, im stets grimmiger entbrennenden Daseinskampfe den Sieg davonzutragen über den Fleißigen, Klugen und Sparsamen, dafür aber Warmherzigen, Biederen und Rücksichtsvollen. Und das war noch das schlimmste nicht. Es ergab sich, daß gerade die im Kampfe um den Reichtum entscheidenden schlechten Eigenschaften sich mit jenen guten, die in zweiter Reihe allenfalls auch

in Betracht gekommen wären, gar nicht recht vertrugen. Kaltherzigkeit, Hinterlist, Rücksichtslosigkeit gehen nur selten Hand in Hand mit Fleiß, Klugheit und Sparsamkeit; wer die letzteren Vorzüge besitzt, verläßt sich in der Regel zu sehr auf diese, um jenen häßlichen erstgenannten sich hinzugeben; das Gefühl seiner Tüchtigkeit ist geeignet, ihm einen gewissen Stolz einzuflößen — und dieser läßt ihn dann den kürzeren ziehen jenen gegenüber, die gerade im Gefühle ihrer Niedrigkeit keinen Stolz kennen und denen kein Mittel zu schlecht ist. Vollends schwer vereinbar mit den zur Erwerbung und Bewahrung von Reichtum erforderlichen Eigenschaften erwiesen sich jene edelsten Tugenden, die von den Menschen stets mit Recht am höchsten verehrt wurden: Weisheit, Genie, Großmut, und so ergab sich denn, daß die bestehende Ordnung der Dinge mit unerbittlicher Notwendigkeit dahin führte, den besseren, edler veranlagten Teil der Menschen zu Knechten des schlechten, niedriger veranlagten zu machen. Ich wiederhole, daß damit nicht gesagt sein soll, alle Reichen seien notwendiger Weise schlecht, oder auch nur schlechter als die Armen gewesen. Sicherlich, es gab wackere, edle Reiche in großer Zahl, gleichwie umgekehrt unter den Armen alle Laster und Untugenden nur zu sehr vertreten waren. Ja das Elend erwies sich selbstverständlich allezeit als Verführung zu einer ganzen Reihe der häßlichsten Verbrechen, die unter den Reichen bloß ausnahmsweise vorkamen. Aber darum ist nicht minder wahr, daß der Reichtum als herrschendes Princip von der Tendenz begleitet war, den schlechten Eigenschaften der Menschen zur Obmacht über die besseren zu verhelfen, ein Thatbestand, die sich übrigens schon in Euren heiligen Büchern anerkannt findet, wo es heißt, daß ebenso leicht ein Schiffstau aus Kameelhaar durch ein Nadelöhr, als ein Reicher ins Himmelreich gehe.

Der Erkenntnis dieses Sachverhalts rasch Bahn zu brechen auch in jenen Kreisen, die Gedankenträgheit, zähes Beharren an althergebrachten Vorstellungen oder anerzogener Knechtsinn andernfalls noch lange im Glauben an die Vortrefflichkeit und innere Berechtigung der geltenden sozialen Ordnung festgehalten hätte, dazu diente jene eigentümliche Bewegung, die dazumal unter dem Namen der antisemitischen bekannt war. Ursprünglich bestimmt, den gegen die Obmacht des Reichtums erwachenden Grimm von diesem ab und

einer einzelnen, zum Sündenbock ausersehenen Volksklasse zuzulenken, erwies sich der Antisemitismus in Wahrheit als das Mittel, den seit anderthalb Jahrtausenden gegen die Juden genährten Haß auf das Bestehende, auf die Quellen der Macht, hinzulenken. Wieso es kam, daß gerade unter den christlichen Völkern ein solcher Haß gegen jene Rasse entstehen und sich behaupten konnte, welcher doch Christus und alle Apostel entstammt waren, ist allerdings schwer zu begreifen — jedoch er war nun einmal vorhanden und zwar — was wieder sehr begreiflich ist — gerade bei denjenigen, die für neue vorurteilslose Anschauungen am schwersten zu gewinnen waren. Diese zu Gegnern des herrschenden Princips zu machen, indem man ihnen bewies, daß es schlecht sei, wäre eine sehr mühselige Aufgabe gewesen; sie wurden im Handumdrehen zu erbitterten Feinden dieses nämlichen Princips, als man ihnen sagte, dasselbe sei eine Erfindung der Juden.

Es gab also sehr bald niemand mehr, der an das Bestehende glaubte. Damit allein aber war allerdings dessen Zusammenbruch noch lange nicht entschieden. Wohl ist es wahr, daß der Glaube die einzig dauerhafte Grundlage aller Autorität war, ist und allezeit bleiben wird; aber das will nur besagen, daß eine Ordnung, die den Glauben an sich selber verloren hat, denselben zurückerlangen, neu befestigen muß, soll sie dauern, und das geschieht unweigerlich, wenn diese Ordnung sich als notwendig, als unerläßliche Voraussetzung des Wohles, des Fortschritts der Gesamtheit erweist. Die moralischen Anschauungen müssen sich dann eben den Anforderungen des unter veränderten Bedingungen vor sich gehenden Daseinskampfes anbequemen. Was bis dahin als schlecht und verächtlich angesehen ward, muß als gut und preiswürdig zur Geltung gelangen und es wäre immerhin denkbar gewesen, daß sich ein derartiger Wandel in den Anschauungen vollzogen hätte."

„Wie" — so konnte ich mich nicht enthalten, den Redenden zu unterbrechen — „Du hältst es allen Ernstes für möglich, daß die Menschheit jene von Dir so herb gegeißelten Eigenschaften, die Du Voraussetzungen der Erwerbung und Erhaltung von Reichtum nanntest, als preiswürdige Tugenden hätte anerkennen sollen?"

„Ich verstehe Dein Befremden nicht. Ist Dir unbekannt, daß es Völker gab, die den Mord, den Raub, den Diebstahl als

Tugenden verherrlichten? Weißt Du nicht, daß stets und überall als Tugend dasjenige galt, was nützlich und notwendig war für das Gedeihen der Gesammtheit, der man angehörte? Bezweifelst Du, daß menschenfressende Horden den grausamsten, hinterlistigsten Menschenschlächter als Helden priesen? Haben nicht bis in Deine Tage die Bewohner z. B. gerade der Insel, über welche wir soeben hinziehen, den Meuchelmörder, der Verwandtenblut rächte, in hoher Achtung gehalten? Vergissest Du so gänzlich daran, das Jahrtausende hindurch diejenigen in höchster Verehrung standen, in Wort und Lied als die Größten gefeiert wurden, die den Massenmord am geschicktesten zu organisieren verstanden? All das geschah und mußte geschehen, weil die Verhältnisse, unter denen die Horden, Stämme oder Staaten dieser Kannibalen, Mörder, Räuber lebten und den Kampf ums Dasein zu bestehen hatten, derartige waren, daß diese bestimmten Formen des Mordes oder Raubes sich als nützlich für das Gedeihen, für die Macht dieser damaligen Gemeinschaften erwiesen. Und wenn sich nun ergeben hätte, daß der Daseinskampf auch fernerhin anders, als im Wege der Erwerbung und Erhaltung von Reichtum unter Ausnützung des Nebenmenschen nicht zu führen sei, so hätten jene Eigenschaften, die zu erfolgreicher Führung dieser Form des Daseinskampfes nun einmal unerläßlich geworden, notwendiger Weise als Tugenden, diejenigen, welche sie besaßen, als Helden anerkannt werden müssen. Nicht dem geringsten Zweifel unterliegt es in diesem Falle, daß wir heute dahin gelangt wären, den erfolgreichen Erpresser und Betrüger aus vollem, aufrichtigem Herzen zu bewundern, nicht bloß seinen Erfolg, nicht bloß den Reichtum, der das Resultat seiner Nichtswürdigkeit ist — was ja schon Ihr thatet — sondern die Mittel, die zu diesem Reichtume führen, die Nichtswürdigkeit an sich. Ihr gälten heute unsere Heldengedichte, ihr würden wir Kränze flechten und Standbilder errichten. Daß das nicht geschah, daß die Ereignisse einen ganz anderen Lauf nahmen, ist lediglich deshalb der Fall, weil inzwischen eine Änderung der Voraussetzungen des Daseinskampfes Platz gegriffen hatte und zwar eine Änderung, die schädlich machte, was bis dahin nützlich und notwendig gewesen.

Die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, die Knechtschaft, in welcher Form immer, war notwendig gewesen, so lange

die menschliche Arbeit nicht ergiebig genug war, um demjenigen, der über das Ergebnis bloß des eigenen Fleißes verfügte, die Befriedigung höherer Kulturbedürfnisse zu ermöglichen. Ohne Reichtum und Muße keine Kultur, ohne Kultur aber keine Macht, und da Macht dasjenige ist, was im Daseinskampfe zum Siege verhilft, so konnten nur jene menschlichen Gemeinschaften emporkommen und sich behaupten, welche Gewohnheiten und Einrichtungen annahmen, die zum Mindesten einzelnen Bevorzugten in ihrer Mitte die Möglichkeit boten, Reichtum zu erwerben. Diese Einrichtung war eben die Sklaverei, die Knechtschaft, Dienstbarkeit, kurzum jene Anordnung, derzufolge die Überschüsse der Arbeit über das zu Fristung des Lebens durchaus Notwendige nicht den Arbeitenden, sondern einer, gleichviel aus welchem Grunde dazu gewordenen Herrenklasse gehörten. Der Herr war der Kulturträger, der Knecht bloßes Kulturwerkzeug. Nun war es aber — eben im Laufe des durch Knechtschaft ermöglichten Kulturfortschritts — gelungen, die Elemente in stets steigendem Maße zu Gehilfen der menschlichen Arbeit heranzuziehen; dadurch wurde die Ergiebigkeit der Arbeit nachgerade derart vermehrt, daß die Befriedigung höherer und höchster Kulturbedürfnisse bei mäßiger Plage jedem Arbeitenden möglich gewesen wäre, sofern er nur hätte genießen dürfen, was das Ergebnis seines eigenen Fleißes war. Die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen hörte damit auf, eine Notwendigkeit zu sein, denn zahllose, nach Belieben vermehrbare Knechte aus Stahl und Eisen waren bereit, die bisher von Knechten aus Fleisch und Bein verrichtete harte, schmutzige und schlecht belohnte Arbeit zu übernehmen. Statt wie bisher nützlich für den Kulturfortschritt zu sein, wurde damit die Knechtschaft nicht bloß nutzlos, sondern schädlich, indem sie, welche es bis dahin ermöglicht hatte, daß mindestens Einzelne zu Kulturträgern emporstiegen, nunmehr verhinderte, daß sich alle zu Kulturträgern umwandelten — und schon damit war eigentlich ihre Beseitigung unvermeidlich geworden. Aber die Ausbeutung war nicht bloß schädlich, sie war nachgerade schlechthin unvereinbar geworden mit ferneren Kulturfortschritten. Die neu in den Dienst der Menschheit gezwungenen stählernen Knechte haben nämlich — wie ich Dir schon andeutete — das Eigentümliche, daß sie sich nur von freien Menschen voll ausnützen lassen, mit menschlichen Knechten

vertragen sie sich nicht. Sie verlangen, um in Wirksamkeit zu treten, daß der Mensch genieße, was sie hervorbringen und wo den Menschen der Genuß dieser Erzeugnisse versagt ist, dort weigern sich gleichsam die Maschinen, ihre volle Leistungsfähigkeit zu entfalten. Mit einem Worte, die Knechtschaft verhinderte nicht bloß eine nunmehr möglich gewordene gerechte Verteilung, sie unterband auch die Vermehrung des Reichtums — sie war zu einem absoluten Kulturhindernisse geworden.

Das alles gelangte den Menschen damals allerdings noch nicht zu klarem Bewußtsein, desto klarer, unzweideutiger aber traten die Ergebnisse dieses Zwiespaltes zwischen den erlangten Fähigkeiten und der durch das bestehende soziale Recht gegebenen Möglichkeit des Verbrauchs hervor. Die seltsame Erscheinung, daß der Überfluß zur Quelle der Not wurde, ließ sich nicht länger übersehen; mehr und mehr gestaltete sich die wachsende Fähigkeit, Reichtum zu erzeugen, zu einer Geißel nicht bloß der Knechte, sondern auch der Herren. Wußten jene nicht mehr, wo sie mit ihrer Arbeitskraft unterkommen sollten, so vermochten diese ihre Kapitalien nicht mehr zu verwerten. Alle Bestrebungen und Kämpfe jener unglücklichen Zeit bewegten sich um diesen einen Punkt, um die Angst vor dem würgenden Gespenste der sogenannten „Überproduktion“. Das Unbehagen wurde schließlich unerträglich und trug natürlich erst recht dazu bei, den Glauben an das Bestehende zu untergraben. Dieser Glaube aber ist nicht bloß nötig, damit die Ordnung im Großen und Ganzen bestehen könne, sondern mehr noch, damit die kleinen Alltagsvorgänge ihren ungestörten Lauf nehmen.

Überall wo eine Anzahl von Menschen — sie sei nun groß oder klein — sich zu gemeinsamem Thun zusammenfindet, ist irgend welche Autorität durchaus unerläßlich und wo sie verschwunden ist, kann ebensowenig ein Staat, eine ganze organisierte Gesellschaft — als die kleinste Fabrik bestehen. Im Staate, wo die Gegensätze nicht so unvermittelt auf einander platzten, konnte man sich bis auf weiteres noch mit allerlei Fiktionen und Kompromissen behelfen, trotzdem auch hier Verwirrung und Ratlosigkeit sehr rasch alles jemals zuvor Dagewesene übertrafen; in der Fabrik dagegen, d. h. auf dem Gebiete der Arbeit kam es zur Katastrophe. Hier

standen sich Parteien gegenüber, deren Gegnerschaft keinerlei Fiktion verbergen, keinerlei Kompromiß überbrücken konnte. — Seinem Ausbeuter beugt sich der Ausgebeutete nur, so lange er ihn fürchtet; tritt Verachtung an die Stelle der Furcht, so giebt es keine erdenkliche Autorität der Herren über ihre Knechte."

„Ist es denn so ganz unmöglich" — erlaubte ich mir Meister Leonhard abermals zu unterbrechen — „daß Herren und Knechte, wie Du sie nennst, oder Unternehmer und Arbeiter, wie wir es nannten, sich friedlich, auch nachdem die Furcht aufgehört hat zu wirken, über einen nur gemeinsam zu erreichenden Zweck verständigen? Wie der Unternehmer seinen Reichtum erworben, kümmert ja in der Regel die Arbeiter, mit denen er zu thun hat, nicht, und selbst wenn es sie kümmert, so kann das doch nicht ändern, daß bei der Produktion, zu welcher sie der Unternehmer braucht und zu welcher sie ihn brauchen, Interessengemeinschaft zwischen ihnen besteht. Hier, so sollte man meinen, hätte es bei nur einigem beiderseitigem guten Willen für alle Fälle möglich sein müssen, zu einer Verständigung zu gelangen."

„Ich weiß, das waren die Sophismen, mit denen man sich noch in den letzten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts über den furchtbaren Ernst der Lage, über die absolute Unversöhnlichkeit der vorhandenen Gegensätze hinwegtäuschte oder doch hinwegzutäuschen versuchte. Doch nur kurze Zeit. Denn es mußte sich schließlich selbst der Voreingenommenste sagen, daß die angebliche Interessengemeinschaft zwischen Herren und Knechten eine bloße Fiktion sei. Ginge die letzte Absicht der Herren wie der Knechte dahin, ein bestimmtes Produkt zu erzeugen, sagen wir beispielsweise Strümpfe zu fabrizieren, dann allerdings bestünde Interessengemeinschaft zwischen ihnen, und über alle Nebenfragen ließe sich — leicht oder schwer — eine Verständigung erzielen. In Wahrheit aber sind die Strümpfe beiden Teilen ganz gleichgiltig, nichts anderes, als Mittel zum Zwecke, und dieser Zweck, der ausschließliche, den sie bei der Produktion verfolgen, ist der Nutzen, den sie aus derselben ziehen wollen. Hier nun stehen sie sich als Feinde gegenüber, hier hat der Herr keine schlimmeren Gegner, als seine Knechte, die Knechte haben keinen schlimmeren Feind, als ihren Herrn. Wenn man mit Worten spielen wollte, so könnte man allerdings sagen, daß sie ja

beide ganz das nämliche wollen, d. i. den ganzen Nutzen der Produktion, aber da sie es natürlich beide zugleich nicht haben können, zugleich jedoch beide mit ihrer Existenz darauf hingewiesen sind, ihre Absicht so weit nur irgend möglich durchzusetzen — so giebt es hier keine gütliche Verständigung. Waffenstillstand kann zeitweilig eintreten, Friede niemals. Arbeit in stetem Kriegszustande aber ist auf die Dauer ein Ding der Unmöglichkeit. Damit die Produktion, insbesondere die moderne, auf so hochgradiger Arbeitsteilung begründete Produktion erfolgreich von statten gehe, muß es eine bereitwillig anerkannte Autorität und dieser bereitwillig Folge leistende Genossen geben. Diese Autorität nun und dieser Gehorsam, sie waren bis dahin erzwungen worden durch Furcht, und nun diese der Verachtung Platz gemacht, fehlte jedes ordnende Princip, die Arbeit stockte. Zu den zahllosen Millionen Arbeitern, die feiern mußten, weil ihre Arbeitskraft überflüssig geworden, kamen andere Millionen, die feierten, weil sie sich ihren Herren nicht fügen wollten, und den unermeßlichen Kapitalsummen, die brachlagen, weil es für sie keine Verwendung gab, gesellten sich gleich unermeßliche, die der Vernichtung geweiht waren, weil die Eigner sich dem Willen ihrer Knechte nicht fügen konnten. Nicht konnten, weil das, was diese forderten, unvereinbar war mit der im Sinne der noch in Kraft bestehenden sozialen Ordnung allein möglichen Produktionsform. Die Arbeiter wollten — und einmal zum Bewußtsein ihrer Menschenwürde erwacht, konnten auch sie nicht anders — nicht länger willenlose Werkzeuge fremder Willkür sein; sie verlangten Einfluß auf Gang und Anordnung aller Arbeitsvorgänge. Hätten sie bloß höheren Lohn verlangt, so hätte sich darüber reden lassen, aber sie wollten nicht länger gehorchen, sie wollten bei Anstellung und Entlassung, bei Überwachung und Anordnung dreinreden — und das war in der That unmöglich. Dreinreden kann nur der Herr, der ein Interesse hat am Erfolge der Arbeit, der gewinnt, wenn sie gut, verliert, wenn sie schlecht von statten geht. Um dreinreden zu dürfen, hätten sie, die Arbeitenden, die Herren sein müssen, diejenigen, zu deren Nutz oder Schaden gearbeitet wurde; und da sich dies mit den Grundlagen der bestehenden Ordnung nicht vereinbaren ließ, so konnte den Arbeitern kein Einfluß auf den Arbeitsprozeß zugestanden werden."

„Warum aber ließ sich das mit dem Bestehenden nicht unter einen Hut bringen? Ich weiß, daß schon zu meiner Zeit Versuche gemacht wurden, den Arbeitern Anteil am Nutzen einzuräumen oder ihnen vollends das Gesamteigentum an der von ihnen betriebenen Produktion zu sichern. Gewinnbeteiligung und Produktiv-Association, so hieß man diese Versuche. Warum wurde nicht in dieser Richtung fortgefahren?"

„Weil diese beiden Einrichtungen ihrem inneren Wesen nach unvereinbar waren mit den Grundlagen der damals geltenden sozialen Ordnung, und zwar insbesondere mit dem Eigentum an den Produktionsmitteln. Was zunächst die gebräuchlichen Formen der Gewinnbeteiligung anlangt, der Nutzanteil, den der Kapitalist allenfalls seinen Arbeitern am Ertrage des Unternehmens einräumen mochte, so war dieser Ausweg von Anbeginn ungeeignet, dem Übel, um welches es sich hier handelt, zu steuern. Der Kapitalist blieb der Eigentümer, er hatte das stärkere dauerndere Interesse am Gedeihen des Unternehmens, er mußte auch allein der Herr bleiben, und konnte seinen Arbeitern höchstens in Nebenfragen Einfluß gönnen. Wo sich aber die Gewinnbeteiligung zur Eigentumsbeteiligung hinauswuchs und ebenso dort, wo dieser Eigentumsanteil der Arbeiter von Anbeginn die Grundlage des Gesellschaftsvertrages war, ergab sich sehr rasch die Unverträglichkeit dieses Gesamteigentums sowohl mit der Freiheit der Arbeitenden, als mit dem guten Fortgange der Produktion. Es ist nämlich die Eigenart des Eigentums in welcher Form immer, daß es ebenso sehr die in Besitz genommene Sache an den Besitzer, als diesen an jene kettet. Der Eigentümer besitzt, wird aber zugleich auch besessen, und dieses Besessensein durch eine Sache ist mit der persönlichen Freiheit nur verträglich, wenn die solcher Art besessene Person die einzige ist, welche die in Frage stehende Sache beherrscht. Muß sie diese ihre Herrschaft mit anderen Personen teilen, so unterliegt sie damit indirekt deren Herrschaft, wird also unfrei. Der Miteigentümer ist nicht bloß Mitherr des gemeinsamen Eigentums, sondern vermöge der Herrschaft dieses gemeinsamen Eigentums über die sämtlichen Eigentümer, auch deren Mitherr. Indem er das Recht hat, mitzubestimmen, was mit der Sache zu geschehen habe, hat er indirekt das Recht, mitzubestimmen, was mit

seinen Genossen im Eigentume zu geschehen habe, da diese eben durch das Eigentum an das Schicksal der Sache gebunden sind. In Folge dessen ist Miteigentum in gewisser Beziehung noch unverträglicher mit der Freiheit des Individuums, als Lohnarbeit. Der Lohnarbeiter ist zwar auch ein Knecht, aber ein Knecht, dem es doch in der Regel freisteht, seinen Herrn zu wechseln. Der Miteigentümer ist ein Knecht, der sich durch unlösliche Bande an seinen Herrn gefesselt sieht. Allerdings ist er unter einem auch sein eigener Herr, aber eben nur sein Mitherr, also Bestandteil eines Herrn, und dieses Mitbestimmungsrecht ist kein Ersatz für das fehlende Selbstbestimmungsrecht. Die erlangte Gewalt über andere kann daran nichts ändern, daß man selber fremder Gewalt Unterthan geworden. Soll diese fremde unentrinnbare Gewalt halbwegs erträglich scheinen, so muß sie mit einem Walle von Vorsichtsmaßregeln umgeben werden, die hinwieder unverträglich sind mit der in jedweder Produktion unerläßlichen einheitlichen, kräftigen Leitung. Und so ergab sich denn, daß all' diese Formen des Miteigentums entweder zu unleidlicher Tyrannei der gewählten Oberen über die Genossen — oder zu materiellem Ruine führten. Daß hier und da unter ganz ausnahmsweisen Verhältnissen dennoch einzelne Erfolge vorkamen, war natürlich bedeutungslos; im großen ganzen wollten die Arbeiter mit Recht von diesen Unternehmungsformen nichts wissen."

„Dann aber begreife ich nicht, wie überhaupt eine Änderung möglich war. Wenn Einzeleigentum zur Knechtschaft der vielen unter einzelne, Gemeineigentum aber zur Knechtschaft aller unter alle führt, so giebt es ja keinerlei Ausweg aus der Knechtschaft. Denn irgend jemand muß doch jegliches Ding gehören. Du sagtest letzthin, die Produktionsmittel gehören bei Euch ,niemand, also allen'. Ich halte es für selbstverständlich, daß das Wort ,niemand' bloß figürlich gebraucht und der Nachdruck auf das Wort ,allen' zu legen ist. Die Gesamtheit also ist bei Euch Eigentümerin des Bodens, der Werkzeuge, kurzum gerade der wichtigsten Besitztümer. Wenn es nun das ist, wohin Euch Eure große Revolution geführt hat, so seid Ihr, gerade nach dem, was Du soeben — und, wie ich gestehen will, in überzeugender Weise — darlegtest, ein jeder der Sklave eines jeden. Ihr habt allesamt das Recht er-

langt, mitzuwirken bei der Tyrannisierung eines jeden unter Euch, habt aber dafür die unentrinnbare Unterwerfung unter den selbst auferlegten Gesamtwillen eingetauscht — seid also in dieser Beziehung übler daran, als die Arbeiter meiner Zeit. Oder habe ich Dich vielleicht mißverstanden?"

„Und das aufs Gründlichste. Nicht in dem, was ich über die notwendigen Folgen von Gemeineigentum, sondern in dem, was ich Dir über das Wesen der bei uns geltenden Zustände gesagt hatte. Nicht auf das Wort „allen", sondern auf das „niemand" ist der Nachdruck zu legen, wenn vom Eigentum an den Produktionsmitteln die Rede ist. Diese gehören niemand, das heißt sie sind niemandes Eigentum, ebensowenig dasjenige der Gesamtheit, als das eines Einzelnen; sie „gehören" allen, will bloß besagen, daß es allen freisteht, sich ihrer zu bedienen. Wir halten es damit genau so, wie mit der atmosphärischen Luft: auch diese gehört niemand und allen. Das aber hat zu bedeuten, daß der Einzelne bei uns ebensowenig als Miteigentümer, wie als Alleineigentümer an die Produktionsmittel gebunden ist und daß folglich diese seine Gebundenheit an eine zugleich anderen gehörige Sache ihn auch nicht dem Willen dieser anderen unterwerfen kann. Wie sich das in der Praxis ausnimmt, das zu sehen und zu hören wirst Du ja noch Gelegenheit haben. Jetzt aber laß uns fortfahren wo Du mich unterbrachst.

Du weißt nun, was ich meinte mit den Worten, daß die soziale Revolution, lange bevor sie offen zum Ausbruch gelangte, in vollem Zuge war. Lange bevor das zweite Decennium des zwanzigsten Jahrhunderts sich seinem Ende näherte, hatten Entsetzen und Ekel vor dem Bestehenden eine solche Kraft, die allgemeine Ratlosigkeit und Verwirrung einen solchen Umfang erreicht, daß einzig die Uneinigkeit darüber, was an die Stelle des unerträglich gewordenen Alten zu setzen sei, dieses noch mühsam aufrecht stehen ließ. Doch auch dieser Daseinsgrund für das Bestehende verlor schließlich seine Kraft. Alle Besseren waren dahin gelangt, das Bestehende umstoßen zu wollen um jeden Preis, auf jede Gefahr hin, mag da kommen, was da will. Die Knechtschaft war erträglich gewesen, so lange die Knechte in stumpfsinniger Vertierung beharrt waren; als sie mehr und mehr in geistiger und sittlicher

Beziehung zu den Bevorrechteten emporstiegen, ja an ethischem Ernst, an Kraft der Überzeugung diese zu überragen begannen, da vertrug sich die Verknechtung nicht länger mit der Selbstachtung, mit dem Gewissen aller menschlich empfindenden auch aus der Herrenklasse. Die Entwürdigung von Wesen, die vom Menschen oft bloß die äußere Gestalt an sich trugen, mochte hingehen; als aber diese Entwürdigten als durchaus Ihresgleichen auch von den Stolzesten anerkannt werden mußten, da trat brennende Scham an die Stelle des einstigen Hochmuts — die vieltausendjährige Tragödie der Ausbeutung hatte ausgespielt."

„Die Besitzenden gaben aber doch wohl die so lange geübte Herrschaft nicht kampflos auf? Es kam offenbar zu blutigen Revolutionen und zu Gräueln der entsetzlichsten Art, bevor der Sozialismus daran gehen konnte, seine Ideen zu verwirklichen."

„An Kämpfen und zwar an zum Teil blutigen, erbitterten Kämpfen hat es allerdings nicht gefehlt; aber diese überschritten selbst dort, wo die ehemaligen Machthaber den hartnäckigsten Widerstand leisteten, das Maß jener Gräuel nicht, an welche man dazumal unter dem Namen der Kriege gewöhnt war. Und an zahlreichen Orten vollzog sich der Umschwung mehr minder friedlich. Auch die Besseren unter den ehemaligen Machthabern wollten nicht länger mitthun. Das Bestehende brach meist zusammen, einfach aus dem Grunde, weil es niemand mehr gab, der es halten, geschweige denn für seine Erhaltung kämpfen wollte. Die Kenntnis der parlamentarischen und militärischen Schlachten, aus deren Gesamtheit sich der erste Abschnitt der großen Revolution zusammensetzt, magst Du Dir aus unseren Geschichtsbüchern holen; für heute genüge Dir, daß um die Mitte des Jahres 1919 Euerer Zeitrechnung der Sieg in allen Kulturstaaten der damaligen Welt erfochten war.

Ausdrücklich betonen will ich, daß kein Gegner der neuen Ordnung anders als auf dem Schlachtfelde den Tod gefunden. Es gab keine Hinrichtungen, überhaupt keinerlei Verfolgung von Besiegten — wohlverstanden auf sozialistischer Seite. Die um ihre ererbten Rechte kämpfende Plutokratie war minder großmütig gewesen. Sie hatte, so lange sie konnte, verfolgt, eingekerkert, hin-

gerichtet, und die Versuchung zu Repressalien war auch für die Sozialisten mehr als einmal sehr groß gewesen. Aber glücklicherweise und zur Ehre jener großen Tage sei es gesagt, es blieb überall bei der bloßen Versuchung. Die Männer des Freiheitskampfes sagten sich, daß derartige Grausamkeiten sich wohl ganz gut für die Anhänger der alten, auf Brutalität und Gewalt, dagegen herzlich schlecht für die Anhänger irgend einer neuen, auf Freiheit und Gerechtigkeit beruhenden Ordnung schicken, und Nichtbeachtung war die einzige Strafe, welche selbst die grausamsten der einstigen Gewaltherren erfuhren. Doch gilt dies allerdings nur für die Personen der Besiegten. Ihre Besitztümer traf verschiedene Behandlung, je nachdem sie selber sich verschieden benommen hatten. Wo sie den Widerstand bis aufs Äußerste getrieben und sich überdies mit Grausamkeiten befleckt hatten, dort vollzog sich die nackte, ersatzlose Einziehung all jener ihrer Güter, deren die neue Ordnung zu ihren Zwecken bedurfte. Also je nach der Natur dieser neuen Ordnung entweder bloß des unbeweglichen Besitzes, oder zugleich auch aller beweglichen Arbeitsgeräte, oder endlich in einzelnen Gemeinwesen, die den Kommunismus anfangs auf die Spitze trieben, aller wie immer gearteter Reichtümer. Wo dagegen die herrschenden Reichen klüger gewesen waren und bei Zeiten, so lange noch ein Schimmer von Macht in ihren Händen lag, ihren Frieden mit der Zukunft gemacht, da wurde für Alles, was der Staat einzog, mehr minder vollständige Entschädigung geleistet.

Und nun gelange ich zu dem zweiten, weitaus interessanteren Abschnitt der großen Revolution, demjenigen nämlich, in welchem es galt, an die Stelle der niedergeworfenen alten Ordnung eine neue zu errichten.

Doch ich bemerke, daß wir uns Neapel nähern und Du wirst die Gelegenheit wohl benutzen wollen, diese, Riviera an Ausdehnung und Schönheit weitaus überragende Stadt so gut, als dies in der kurzen Zeit möglich ist, kennen zu lernen. Ich will also mit der Fortsetzung und Beendigung meines geschichtlichen Berichts warten, bis wir Neapel verlassen haben."

III.

Es war nicht ganz sechs Uhr nachmittags, als unser Gäodrom in Neapel anlegte. Ich muß gestehen, daß ich dieser Stadt nicht jenes Interesse entgegenbrachte, das sie mir wohl eingeflößt hätte, wäre ich nicht mehr als auf alles andere, auf den Abschluß des Berichtes über die soziale Revolution des Jahres 1918, gespannt gewesen. Das will nicht sagen, daß die ununterbrochene Folge von Gärten, Villen und öffentlichen Palästen, die sich zwischen der Gegend des einstigen Gaëta und jener des einstigen Salerno zwischen der Meeresküste und den Vorbergen der Süd-Appenninen erstreckte, meiner Aufmerksamkeit gänzlich entgangen wäre; dazu war das Schauspiel denn doch zu großartig und prächtig; aber es waren nur meine Sinne, die dasselbe in sich aufnahmen, während meine Gedanken bei jenen Ereignissen verweilten, bei jener mir unbekannten Geschichte meiner — soll ich sagen Vorfahren oder Nachkommen — die ich soeben gehört. Bloß als bei Abgang des Gäodroms eine Schar von etwa 50—60 Jünglingen und Mädchen in gefällig und phantastisch ausgestatteten Aëropteren heranschoß und, unser Gefährt umkreisend, uns eine Zeit lang, bis nämlich der „Tyrus" seine volle Schnelligkeit erreicht hatte, das Geleite gab, wurde mein Interesse wieder etwas lebhafter für die Dinge ringsumher erregt. Es war auch gar zu reizend, die graziösen Bewegungen dieser Luftsegler zu verfolgen, die indessen durch den rasenden Flug unseres Gäodroms sehr bald überholt wurden und dem Auge binnen wenigen Minuten nurmehr als kleine, in Zickzackwindungen durcheinanderwirbelnde Pünktchen erschienen, nicht unähnlich einer Schar in den Lüften spielender Schwalben.

Als die letzten Häuser von Neapel hinter uns lagen, nahm Meister Leonhard den Faden seiner Erzählung wieder auf.

„Darüber, was an die Stelle der in Trümmer gelegten alten Ordnung treten werde, darüber hatten im Sommer des Jahres 1918, welches zugleich das Jahr eins unserer Zeitrechnung ist, die Wenigsten eine auch nur annähernde Vorstellung; aber merkwürdigerweise erfüllte das niemand mit sonderlicher Unruhe. Was man so lange gefürchtet, was beinahe ein Menschenalter hindurch das Schrecknis gewesen, welches selbst die Mutigsten vor dem Wagnisse abhielt, Hand an das eingelebte Alte zu legen — der ominöse „Sprung ins Ungewisse“ — er wurde freudiger Zuversicht voll gleichsam als das Unvermeidliche und Selbstverständliche betrachtet, sowie er wirklich vollbracht war. Niemand zweifelte auch nur im Geringsten, daß alles vortrefflich gehen werde, und jedermann war fest entschlossen, redlich das Seine beizutrageu, damit alles vortrefflich gehe. Es war, als ob jeder Einzelne es als Ehrensache betrachtete, daß es gelänge, eine neue, segensreiche Ordnung einzurichten. Der Haß gegen das Alte wirkte noch gleichsam nach; die Genugthuung eines Mißerfolges der Revolution gönnte niemand den früheren Unterdrückern und was die Liebe nicht vermochte, das vollbrachte manchmal der Haß: er veranlaßte die Menschen zu Opfern, die andernfalls vielleicht nicht oder nicht so bereitwillig gebracht worden wären. Eigensinniges Beharren auf einmal ergriffenen Meinungen gab es nicht. Wohl fehlten — insbesondere während der ersten Tage und Wochen, so lange sie der Mißerfolg noch nicht klug gemacht hatte — die Principienreiter nicht, die für ihre künstlich aufgebauten Systeme eifervoll eintraten und nicht übel Lust zeigten, jeden Andersdenkenden als Feind des Gemeinwohls zu behandeln; sie fanden jedoch keine Beachtung und alle Welt war einig darüber, daß sich das wirklich Gute erst durch Erfahrung bewähren müsse. Man ging daran, es redlich und ohne Voreingenommenheit zu suchen, ohne Sorge, es dann auch zu finden. In diesem einen Punkte gab es glücklicherweise von Anbeginn keine Meinungsverschiedenheit, und dieser Grundsatz ist es auch gewesen, dessen Beachtung die große Revolution trotz aller unterlaufenen Irrtümer, Fehler und Thorheiten zu glorreichem Abschlusse geführt hat.

Denn in allen anderen Punkten war man weit entfernt einig

zu sein. Indessen gab es doch drei große Richtungen, welche von Anbeginn die zahlreichsten Anhänger in sich vereinigten: die individualistisch-anarchistische, die anarchisch- und die autoritär-kommunistische. Die individualistischen Anarchisten gingen von dem Grundgedanken aus, daß in der staatlichen Zwangsgewalt nicht bloß das hauptsächliche, sondern das alleinige Übel der früheren Ordnung gelegen war; man beseitige also alle und jede Autorität, allen und jeden dem Individuum auferlegten Zwang und überlasse dann die Individuen beruhigt sich selber; ihr freiwaltender Eigennutz werde ganz von selbst zu vollendeter Harmonie aller Interessen führen. Die kommunistischen Anarchisten stimmten mit den Individualisten in dem Punkte überein, daß auch sie Staatsgewalt und Autorität für ein Übel erklärten; jedoch nicht für das einzige. Nicht minder verwerflich sei das Privateigentum und dessen Quelle, der Egoismus. Nicht dieser, sondern der Gemeinsinn müsse die Welt regieren, zu welchem Behufe jedoch keinerlei Autorität vonnöten wäre, da die Menschen auch ohne diese, ja ohne diese erst recht, ihren eigenen natürlichen Antrieben folgend, gemeinnützig handeln würden. Die autoritären Kommunisten, in der Regel Sozialdemokraten genannt, stimmten mit den anarchistischen darin überein, daß nicht der Egoismus, sondern der Gemeinsinn das herrschende Princip sein müsse; sie leugneten aber, daß die Menschen, ihren eigenen individuellen Instinkten überlassen, gemeinnützig handeln würden, hielten vielmehr zu diesem Behufe die Einrichtung irgend welcher Autorität für notwendig und meinten, das Übel der alten Ordnung sei hauptsächlich darin gelegen, daß die Autorität sich nicht um das im Interesse des Gemeinwohls gelegene gekümmert, sondern die wichtigsten Interessen dem freien Spiele der egoistischen, individuellen Instinkte überlassen habe.

Zunächst waren es die anarchistischen Parteien, individualistischer sowohl als kommunistischer Färbung, welche die Reihe traf, ihre Grundsätze praktisch zu erproben. Nicht, daß sie die stärksten gewesen wären; die weitaus überwiegende Mehrzahl der Menschen, insbesondere in Europa, vielleicht mit einziger Ausnahme Englands, neigte vielmehr dem autoritären Kommunismus zu. Die Massen, die ungezählte Jahrtausende hindurch gewöhnt waren, zur Arbeit befohlen zu werden, konnten sich gedeihliche Produktion anders, als

unter dem Kommando eines Herrn, gar nicht recht vorstellen, und es erschien ihnen geradezu selbstverständlich, daß irgend ein neuer Herr die Stelle der entthronten alten einzunehmen habe. Sie verlangten bloß, daß für jenen alten, lediglich seine eigenen Interessen wahrnehmenden und verfolgenden, d. i. den Kapitalisten, ein solcher eingesetzt werde, dem ihre, der Arbeitenden, Interessen am Herzen lägen, d. i. der Staat oder die Gesellschaft. Aber dieser ersehnte neue Herr war eben thatsächlich fürs erste noch nicht vorhanden. Es ging nicht so schnell, eine dem allgemeinen Wunsche entsprechende, das Gesamtwohl nach jeder Richtung wahrnehmende Autorität zu schaffen, als die alten Herren zu beseitigen, und so war denn mangels jeglicher Autorität Autoritätlosigkeit, Anarchie einstweilen das selbstverständliche."

„Das verstehe ich nicht recht. Die Revolutionskämpfe nahmen, anfangs wenigstens, teilweise kriegerischen Verlauf, es gab Heere und diese Heere lieferten Schlachten; das kann doch unmöglich ohne Autorität vor sich gegangen sein, ja, ich meine sogar, daß zu diesen Zwecken eine sehr starke Autorität vorhanden gewesen sein muß."

„Sehr richtig. Doch eben nur zu diesen Zwecken, und gerade weil die militärische Autorität auf ihrem Gebiete so stark sein mußte, leuchtete erst recht aller Welt ein, daß es nicht bloß gefährlich, sondern den obersten Zwecken der Revolution schlechthin zuwiderlaufend wäre, ihr unter Einem auch jene Autorität einzuräumen, um die es sich hier handelt: die auf dem Gebiete der Produktion, der Gütererzeugung und Verteilung — selbst wenn die, die Revolutionsarmeen führenden Generäle zu solcher Aufgabe geschickt gewesen wären. Die militärischen Behörden verschwanden also, sowie die Revolutionskriege beendet waren.

Das hatte nun zunächst den unschätzbaren Vorteil, daß der erste, zu Überführung der alten in jede wie immer geartete neue Ordnung unerläßliche Schritt, die Enteignung der bisherigen Eigentümer, sich ganz von selbst, ohne den Anschein selbst der Vergewaltigung vollzog."

„Ich muß Dich schon wieder unterbrechen. Daß sich die früheren Eigentümer, nachdem sie einmal besiegt waren, der Enteignung nicht widersetzten, ist einleuchtend; aber war es deshalb weniger die Gewalt, der allein sie sich unterwarfen? Ver-

dient eine Gewalt, die so stark ist, daß niemand es wagt, sich ihr zu widersetzen, deshalb weniger den Namen der Gewalt?"

„Sicherlich nicht. Aber es war weder starke noch schwache Gewalt erforderlich, um diese Unterwerfung der ehemaligen Eigentümer unter die neue Ordnung herbeizuführen, und daß es eine zu diesem Behufe anzurufende Gewalt fürs erste gar nicht gab, war ein vortreffliches Mittel, diesen wirklichen Sachverhalt selbst dem blödesten Auge klar zu machen. Beschlossen wurde nämlich mit Bezug auf die Enteignung der alten Besitzer nicht, daß ihnen irgend etwas genommen, sondern bloß, daß sie in ihrem Besitze fernerhin nicht mehr anerkannt, d. h. geschützt werden sollten. Vermochten sie es, sich ohne thätiges Eingreifen des Gesamtwillens, d. h. also irgend welcher öffentlichen Gewalt, in diesem Besitze zu behaupten, so hinderte sie nichts daran. Es zeigte sich aber, daß niemand imstande war, Dinge, mit denen er allein nichts Vernünftiges anzufangen wußte und die Anderen notwendig waren, diesen Anderen vorzuenthalten, sofern nur diese Anderen nicht selber auf den freien Gebrauch besagter Dinge verzichteten, oder durch äußere Zwangsmittel zu sothanem Verzicht genötigt wurden. Mochte z. B. immerhin der Bodeneigentümer erklären, dieses oder jenes bestimmte Stück der Erde gehöre ihm, er erlaube keinem Anderen dessen Bebauung, es sei denn, daß dieser Andere sich zu Tributzahlung an ihn verstehe, so konnte das höchstens zur Folge haben, daß man ihn als einen Narren verlachte, genau so, als wenn er behauptet hätte, die Luft sei sein Eigentum und er besäße ein Recht auf Rentenbezug für die Erlaubnis, zu atmen. Ohne daß darüber auch nur ein Wort verloren worden wäre, zeigte sich, daß unser Aller gemeinsame Mutter Erde nicht für Einzelne, sondern für Alle vorhanden ist, und von dem Momente, wo sich niemand fand, der Sonderansprüche auf einzelne Stücke derselben anerkannte, fand sich auch niemand mehr, der sie erhob. Ähnlich verhielt es sich mit den Eigentumsansprüchen auf jegliches Ding, dessen Bestimmung es ist, nicht von dem vermeintlichen Eigentümer, sondern von Anderen benutzt zu werden. Der Kapitalist mochte immerhin erklären, die Gebäude und Maschinen einer Fabrik gehörten ihm, und wer besagte Fabrikeinrichtungen zur Erzeugung irgend welcher Dinge gebrauchen wolle, müsse ihm das Erzeugnis einhändigen und sich für seinen Teil mit dem begnügen,

was zur Lebensfristung nötig sei; man hätte ihn gar nicht gefragt, worauf er denn das Anrecht auf die Fabrik stütze, die ja ebensowenig als die in ihr erzeugten Produkte selber das Ergebnis seiner eigenen, sondern das fremder Arbeit gewesen; die bloße Thatsache, daß er für sich allein von der Fabrik nicht den geringsten Gebrauch machen konnte, hätte dahin geführt, daß seine Ansprüche verlacht worden wären, gleich denen des Bodenbesitzers. Mangels einer fremden Gewalt, die sie daran hinderte, war die Benutzung der Fabrik durch jene, die von ihren Einrichtungen Gebrauch machen konnten, die selbstverständliche Folge. Hätte es bereits eine Autorität gegeben, die nötigenfalls gegen die aus der Vergangenheit überkommenen Eigentumsansprüche einzuschreiten in der Lage und gewillt gewesen wäre, so hätte leicht die Täuschung entstehen können, daß es die Zwangsgewalt dieser Autorität sei, was zur Vernichtung der besagten Eigentumsansprüche geführt; da es vorerst eine solche Autorität nicht gab, so war bewiesen, daß die Ansprüche in sich selber zusammenbrachen, sowie ihnen der Schutz einer Autorität entzogen wurde, mit anderen Worten, daß Gewalt wohl zu ihrer Entstehung, nicht aber zu ihrer Beseitigung notwendig war."

„Ist aber nicht all' das doch bloß ein Spiel mit Worten? Gewaltanwendung seitens einer geordneten Autorität war zur Beseitigung der Eigentumsansprüche freilich nicht notwendig; aber bloß aus dem Grunde, weil dazu die regellose Gewalt der Vielen gegen die Wenigen, das Faustrecht mit einem Worte, genügte."

„Das ist eine sonderbare Auffassung. Faustrecht nennt man die Gewaltanwendung gegen einen durch das allgemeine Rechtsbewußtsein anerkannten Anspruch. Die nötigenfalls selbst unter Gewaltanwendung stattfindende Abwehr vom Rechtsbewußtsein nicht anerkannter Forderungen würde niemand mit diesem Namen belegen. Hier könnte es sich um bloße Notwehr handeln, und es liegt im Wesen der Sache, daß es zu dieser von seiten des Starken gegen den Schwachen niemals oder doch nur dann kommt, wenn der Schwache unzurechnungsfähig ist. Würdest Du es z. B. für Gewalt halten, wenn hundert Menschen einem Einzelnen, der sie in die Sklaverei verkaufen will, erforderlichenfalls, d. h. nämlich, wenn dieser Einzelne so hirnverbrannt wäre, auf seiner Absicht zu beharren, auch nachdem ihm die Hundert zu ver-

stehen gegeben, sie hätten keine Lust, sich von ihm verkaufen zu lassen, mehr minder unsanft die Wege weisen? Ich glaube kaum. Es handelt sich lediglich darum, darüber einig zu werden, ob die Hundert im guten Rechte zu sein glauben, ob sie meinen, sie hätten Anspruch auf ihre Freiheit, oder ob sie sich in ihrem Innern selbst als Eigentum jenes Einzelnen betrachten. Bloß wenn und insolange letzteres der Fall sein sollte, wird ihr auf die Überzahl gestützter Widerstand „Gewalt" zu nennen sein; ersterenfalls wirst Du hierin nichts anderes als die vollkommen selbstverständliche Ausübung eines Rechtes und in dem Versuche des Einzelnen, diesem Rechte zuwider zu handeln, nichts anderes als Wahnsinn erblicken."

„Jetzt verstehe ich Dich. Nur ist mir nun nicht recht klar, wie sich die Geltendmachung all' dieser Ansprüche mit jenem Rechtsgefühle vertrug, welches doch unzweifelhaft auch in früheren Jahrhunderten und Jahrtausenden nicht vollständig in der Brust der Menschen fehlte. Die Erde war doch stets und von Uranfang nicht zum Gebrauche einzelner, sondern aller Menschen bestimmt; die Arbeitsmittel waren stets Erzeugnisse der Arbeiter und nicht der Kapitalisten; trotzdem erhoben Grundbesitzer und Kapitalisten Tribut für die Benutzung nicht von ihnen und nicht zu ihrem Gebrauche geschaffener Dinge, und das „von Rechtswegen". Zwar daß stets Gewalt notwendig war, um die auf solche Tributrechte gestützte Ordnung störungsfrei aufrecht zu erhalten, gebe ich zu; aber es war ja eben die Gewalt der tributpflichtigen Massen selber, die sich — der Hauptsache nach freiwillig — zu Aufrechterhaltung besagter Ordnung hergab. Warum gewährten die Massen diesen Schutz, während doch ihre bloße Weigerung genügt hätte, um die ausbeuterische Ordnung in sich selber zusammenbrechen zu machen?"

„Ei nun, ganz einfach, weil sie selber diese Ordnung für eine berechtigte hielten, und weil sie dies von Uranfang aller Kultur bis wenige Generationen vor Ausbruch der sozialen Revolution auch thatsächlich war. Denn Recht ist, was der Gesamtheit nützt und die Ausbeutung nützte, wie ich Dir bereits erklärt habe, jahrtausendelang der Gesamtheit. Laß mich Dir dies an einem Gleichnisse noch deutlicher machen. Stelle Dir vor, daß ein Volksstamm in der Wüste eine Quelle gefunden hat, von deren spärlichem Wasser das Leben aller abhängt. Es versteht sich von selbst, daß

gleiches Anrecht auf Wasser das ursprüngliche, dem gesunden Billigkeitsgefühl jedes Stammesgenossen allein entsprechende sein wird. Nun nehme aber ferner an, daß dieser Stamm dahinter geraten ist, es sei möglich, die Quelle durch eifriges Nachgraben allgemach ergiebiger zu gestalten; schließlich wollen wir annehmen, daß die erfolgreiche Führung der Nachgrabungen — gleichviel aus welchem Grunde — davon abhänge, daß einzelne Angehörige des Stammes reichlich Wasser erhalten, nicht bloß zum Löschen ihres Durstes, sondern auch zum Waschen, Baden u. dgl., und zwar all das, ohne daß sie sich selber um das Wasserschöpfen nnd Nachgraben zu bemühen hätten. Wir wollen z. B. voraussetzen, daß ohne das Vorhandensein solcher, reichlich mit Wasser versorgter und von der groben Arbeit des Wasserschöpfens befreiter Stammesgenossen, Verbesserungen der Methode der Nachgrabungen nicht ersonnen werden könnten. Zweifelst Du daran, daß unter so bewandten Umständen die bevorzugten Stammesglieder sehr rasch den mühelosen Bezug reichlicheren, ja nachgerade alles der Notdurft aller anderen überhaupt abzusparenden Wassers als ihr wohlerworbenes Recht, die anderen alle dagegen das Wasserschöpfen für den Überfluß jener als ihre Pflicht ansehen werden, als eine Pflicht, zu welcher jeden Widerspenstigen nötigenfalls mit Gewalt zu verhalten, sie sich keinen Augenblick besinnen werden? Endlich wird es dahin kommen, daß selbst die Weisesten, Besten, Gerechtesten dieses Stammes das Wasserschöpfen zu eigenem Gebrauche als eine ganz unerhörte, ja mit den Anforderungen der menschlichen Natur unvereinbare Sache ansehen. Daß es eigentlich rechtens wäre, selber zu schöpfen, was man trinkt und selber zu trinken, was man schöpft, werden sie gar nicht mehr begreifen, daß es Menschen geben muß, die für andere schöpfen und Menschen, die trinken, was andere geschöpft haben, wird in ihren Augen die einzig vernünftige, ja die einzig mögliche Anordnung sein und für Thoren oder Verbrecher werden sie diejenigen halten, die etwa an dieser Einrichtung zu rütteln sich vermessen sollten. Das alles wird mit Notwendigkeit so bleiben, so lange Sicherheit und Gedeihen der Gesamtheit davon abhängen, daß die Mehrheit willig entbehre, auf daß einige wenige Überfluß erlangen. Jetzt nehmen wir aber an, daß dank der ungezählte Generationen hindurch fortgesetzten Nachgrabungen zur Vertiefung

und Erweiterung des Quells, dieser aus dem spärlichen Gerinnsel, daß er ursprünglich gewesen, zu einem stattlichen Bache geworden, dessen Fluten genügen würden, um allen Genossen des Stammes reichlichen Wassergenuß zu ermöglichen; es ist anzunehmen, daß jetzt einige der kühnsten Geister zu zweifeln anfangen werden, ob denn die bisherige Verteilung von Mühe und Genuß — nämlich genußlose Mühe auf der einen, müheloser Genuß auf der anderen Seite — wirklich das einzig vernünftige und gerechte sei. Die Wasserflut schwillt aber ferner an, sie wird zum Flusse, zum gewaltigen Strome; es ergiebt sich, daß nicht bloß genug Wasser für alle mit Leichtigkeit zu haben wäre, sondern daß das von den nach wie vor genußlos Schöpfenden so schmerzlich entbehrte köstliche Naß, welches von den mühelos Genießenden allein nicht mehr aufgebraucht werden kann, sich zerstörend über seine Ufer gießt, dort häßliche Sümpfe und giftige Moräste erzeugt, kurzum zum Fluche wird. Jetzt werden auch die minder Kühnen zu begreifen anfangen, daß bei dieser Anordnung irgend etwas verfehlt sein müsse, und von dem Momente, wo sie diesen Fehler darin erkannt haben werden, daß den Massen nicht gestattet ist für sich selber zu schöpfen, wird es mit dem Rechte der Wenigen auf nicht selbstgeschöpftes Wasser und mit der Pflicht der Vielen, für andere zu schöpfen, vorbei sein. Man wird sich jetzt daran erinnern, daß die Rechte aller gleich seien, daß die Wenigen den Quell so wenig geschaffen, als die Vielen, daß folglich ihr im Laufe der Zeit entstandener Eigentumsanspruch auf denselben unsinnig geworden und als selbstverständliches Wasserrecht wird gelten, daß Jedermann frei schöpfen darf, soviel er selber kann und mag. Und wenn jetzt einer der früher Bevorrechteten mit der Zumutung hervortreten würde, man möge ihm eine Wasserabgabe entrichten, weil der Fluß ihm gehöre, so wäre die einzige Antwort ein verächtliches Achselzucken".

„Darüber ist weiter kein Wort zu verlieren. Wie kommt es aber dann, daß die siegreichen Sozialisten einzelner Länder, wie Du mir erzähltest, den früheren Besitzern der enteigneten Güter Entschädigung boten oder doch in Aussicht stellten?"

„Das geschah — im übrigen, wie erwähnt, nicht überall, sondern bloß in einzelnen Ländern — aus doppeltem Grunde. Erstlich war es nur in den seltensten Fällen festzustellen, ob und

welche Wertbestandteile der enteigneten Güter nicht etwa das Ergebnis eigener Arbeit des Enteigneten, oder, was auf das nämliche hinausläuft, für Ergebnisse eigener Arbeit eingetauscht seien. Das Ergebnis der eigenen Arbeit aber wollten mit Ausnahme der Kommunisten strengster Observanz die Sieger schonen. Zum zweiten war es ebenso schwierig, zwischen Verbrauchs- und Produktionsgegenständen zu unterscheiden; wo man daher bloß die Letzteren enteignen wollte, empfahl sich die Entschädigung der Besitzer nicht bloß aus Billigkeits- sondern mehr noch aus Zweckmäßigkeitsgründen. Denn es lag im Interesse der neuen Ordnung, die zu Zwecken erfolgreicher Fortführung der Produktion erforderlichen Instrumente, Werkzeuge, Vorräte u. dgl. möglichst vollständig zu erlangen und es mußte daher den Besitzern der Anreiz genommen werden, diese im letzten Momente aufzubrauchen oder in Güter des Verbrauchs umzuwandeln — was am besten im Wege der Entschädigung für alles Enteignete geschah."

„Und nun noch eine Frage. Von wo nahm die neue Ordnung der Dinge die Mittel, um solche Entschädigungen nicht bloß zu versprechen, sondern auch zu leisten. Denn ich nehme an, daß man das gegebene Wort hielt, und hierzu müssen ganz außerordentliche Anstrengungen erforderlich gewesen sein."

„Die gemachten Zusagen wurden aufs gewissenhafteste, ja liberalste eingehalten; irgend welcher besonderen Anspannung der Kräfte aber bedurfte es hierzu nicht. Wie das kam, darüber werde ich Dir später Aufschluß geben. Jetzt laß mich fortfahren in der Erzählung jener Erfahrungen, welche unsere Vorfahren mit dem Anarchismus und zwar in erster Reihe mit dem individualistischen Anarchismus machten. Seine prinzipiellen Anhänger waren, wie bereits erwähnt, nicht besonders zahlreich, aber er war, mangels einer an Stelle der beseitigten alten sofort sich einfindenden neuen Autorität in den meisten Gebieten das sich zunächst als selbstverständlich Darbietende. Denn auch die kommunistische Form des Anarchismus bedurfte, um durchführbar zu erscheinen, gewisser Vorbereitungen, die einstweilen noch nicht vorhanden waren. Es zeigte sich, daß die Menschen denn doch nicht so ganz von selber bereit oder auch nur in der Lage waren, auf gemeinsame Rechnung zu arbeiten, wie die kommunistischen Anarchisten ursprünglich an-

genommen hatten. Diese erklärten sich deshalb die Thatsache des nun einmal vorhandenen Egoismus allerdings noch lange nicht aus der Natur des Menschen, meinten vielmehr, hieran sei bloß die vieltausendjährige üble Angewohnheit schuld; aber leugnen konnten sie die Thatsache nicht und sie mußten daher notgedrungen die Verwirklichung ihrer Ideale noch aufschieben, bis ihnen gelungen sein würde, jene Einrichtungen zu treffen, die es aller Welt ermöglichen würden, nicht zu eigenem, sondern zu Nutzen der Gesamtheit zu produzieren. Welcherlei Einrichtungen dies waren und sein mußten, darüber später. Der individualistische Anarchismus stand also anfangs in weitaus den meisten Gebieten der zivilisierten Welt ohne Rivalen da. Er hatte, nachdem einmal die alten Regierungen beseitigt waren, vorerst nichts zu thun, als den Dingen ihren Lauf zu lassen. Denn zu eigenem Nutzen zu arbeiten, das verstanden die Menschen ganz vortrefflich, ohne jede Regierung. Die neue Ordnung, oder wenn man so will, Unordnung der Dinge, führte ja diesbezüglich im Grunde genommen gar keine Änderung ein, denn auch bis dahin hatten sich die Regierungen um das eigentliche Gebiet der Arbeit nicht gekümmert, oder es war doch nicht notwendig gewesen, daß sie sich darum kümmerten und der Anarchismus erwies sich in diesem Punkte erfolgreich, gerade weil die Voraussetzung, von welcher er ausging, so gründlich falsch war. Er verwarf alle und jede Regierung, weil er die bestehende Wirtschaftsordnung für das Werk der Regierungen hielt, und er litt bei Durchführung seiner Ideen nur deshalb nicht sofort Schiffbruch, weil die Regierungen als solche an der bestehenden Wirtschaft ganz unschuldig waren. Sie hatten sie beschützt, so lange sie das zu Recht bestehende gewesen, wie sie alles Bestehende schützen, — geschaffen aber und in Gang erhalten hatten sie sie nicht. Die bestehende Wirtschaft war — um es kurz zu sagen — auch bis dahin eine anarchistische gewesen und der individualistische Anarchismus hatte daher gerade in jenem Punkte, auf welchen er, wenn auch irrtümlich, den alleinigen Nachdruck legte, gar nichts anderes zu thun, als was auch bisher geschehen war, nämlich die Regelung der Arbeit dem Eigennutze der produzierenden Individuen zu überlassen. Daß diese produzierenden Individuen, auf deren Eigennutz es ankam, jetzt andere waren, als bisher, nicht mehr die Angehörigen

einer besonderen Klasse von Unternehmern, sondern die Angehörigen der Gesamtheit, änderte am Sachverhalte nicht das geringste. So wenig die ausbeuterischen Unternehmer der Vorsorge des Staates bedurften, um zu produzieren, so wenig bedurften dessen die für eigene Rechnung produzierenden Arbeiter; sie wurden dabei ebenso durch ihren Eigennutz in der richtigen Bahn erhalten, als die früheren Unternehmer durch den ihrigen. Worauf es ankam, das war doch, daß jene Dinge erzeugt würden, deren die Gesamtheit der Konsumenten bedurfte. Das thaten die früheren Unternehmer — trotzdem ihnen die Bedürfnisse der Gesamtheit an und für sich ganz gleichgültig waren und sie sich bloß um ihren eigenen Gewinn kümmerten — aus dem Grunde und mußten sie aus dem Grunde thun, weil sie nur Gewinn machen konnten, wenn sie sich in ihrer Produktion nach den Wünschen der Konsumenten richteten; genau das nämliche galt jetzt für die zu eigenen Herren gewordenen Arbeiter. Da der individualistische Anarchismus das Eigentum des Arbeitenden am Ergebnisse der eigenen Arbeit anerkannte, sich nicht darum kümmerte, was mit dem Arbeitsprodukte geschah, sondern dessen Verwendung und Verwertung dem Einzelnen überließ, so mußte dieser — er mochte nun immerhin statt eines ausbeuterischen Unternehmers ein freier Arbeiter sein — produzieren, was am besten verkäuflich war und das war selbstverständlich dasjenige, was die Konsumenten jeweilig am notwendigsten brauchten. Zeigte sich stärkerer Bedarf nach irgend welchen Erzeugnissen, so stieg deren Preis; das hatte zur Folge, daß der Nutzen bei Erzeugung derselben wuchs und das bewirkte im neuen Zustande der Dinge ebenso sicher, ja noch um Vieles sicherer eine Vermehrung der Produktion dieser stärker nachgefragten Dinge, wie im alten. Der einzige Unterschied lag darin, daß es in solchem Falle früher die Unternehmer gewesen, die vermehrte Arbeiter anwarben, während es jetzt die Arbeiter waren, die sich aus eigenem Antriebe in vermehrter Zahl einer solchen Produktion zuwendeten. Nahm der Bedarf nach bestimmten Erzeugnissen ab, so verhielt es sich umgekehrt; irgend welche Regierungsautorität hatte mit all dem nichts zu schaffen."

„Du sagtest soeben, daß diese Anpassung der Produktion an den Bedarf durch die freien Arbeiter noch um vieles sicherer erfolgte

als durch die ehemaligen Unternehmer; aus welchem Grunde sollte das eingetreten sein?"

„Es geschah deshalb, weil die menschliche Arbeitskraft durch die Aufhebung des Privateigentums an den Arbeitsmitteln um vieles beweglicher geworden war. Ich habe einmal schon erwähnt, daß das Eigentum ein Band ist, welches nicht bloß den Besitz an den Besitzer, sondern ebenso auch umgekehrt diesen an jenen bindet. Der frühere Produzent sah sich in der Regel durch sein Eigentum am Produktionsmittel an dieses gekettet, durch den Mangel des Eigentumsanspruchs von fremden Produktionsmitteln ferngehalten, auch wenn ein Wechsel im Bedarf ihn darauf anwies, die ihm zu Gebote stehende Arbeitskraft einen Produktionswechsel vollziehen zu lassen. Da es jetzt kein Eigentum an Produktionsmitteln mehr gab, so wurden Zu- und Abfluß von Arbeitskraft ausschließlich durch die Rücksicht auf den Produktionsgewinn geregelt, das ist also, wie ich soeben gezeigt habe, ausschließlich durch die Bedürfnisse der Konsumenten."

„Zu meiner Zeit aber machten meines Wissen gerade die individualistischen Anarchisten, von denen jetzt die Rede ist, keinen Unterschied zwischen Produktionsmitteln und anderen Dingen; sie anerkannten das Privateigentum ganz unbedingt, mit der Maßgabe allerdings, daß es von denjenigen, die es beanspruchen, aus eigener Kraft, das ist ohne jedwede Einmischung staatlicher Autorität durchgesetzt und gewahrt werde. Das erklärt nun, warum die Großkapitalisten, Großunternehmer und Großgrundbesitzer ihr Eigentum, das sie ja selber ebenso wenig zu behaupten als zu benützen vermochten, sofort verloren, sowie ihnen Staat oder Gesellschaft ihren Schutz entzogen. Warum aber auch die einzelnen Arbeiter nicht Eigentümer des Bodens, den sie bebauten, der Werkzeuge, deren sie sich bedienten, bleiben oder werden sollten, verstehe ich nicht."

„Und doch ist nichts einfacher als das. Es gab eben keinen solchen Boden, keine solchen Werkzeuge, deren sich einzelne Arbeiter bedient hätten, keine Arbeiter, die Lust gehabt hätten, sich einzeln, d. h. auf ihre eigene, isolierte Kraft angewiesen, des Bodens oder irgend welcher Werkzeuge zu bedienen. Gerade weil der Eigennutz und zwar der jeder Fessel entledigte Eigennutz der Arbeitenden das herrschende Prinzip geworden, weigerte sich jeder Arbeitende,

solche Einzelwerkzeuge der Arbeit in Gebrauch und damit ins Eigentum zu nehmen, da er, hätte er dies gethan, seine eigene Arbeit zur Unfruchtbarkeit verurteilt hätte. Die Fruchtbarkeit der Arbeit hängt ja in erster Reihe von der Vollkommenheit und Leistungsfähigkeit der Arbeitsinstrumente ab; jene Arbeitsinstrumente aber, welche geeignet sind, besagte Fruchtbarkeit der Arbeit in irgendwie nennenswertem Grade zu beflügeln, lassen sich ihrer Natur nach anders als in Gemeinschaft mit Vielen schlechterdings nicht gebrauchen. Wem wäre es, nachdem er einmal die Wahl hatte, beigefallen, den Boden allein zu bebauen — was er mit dem Spaten hätte thun müssen — statt in Gesellschaft von Genossen, in welchem Falle ihm alle Errungenschaften der Technik zu Gebote standen? Wer hätte es vorgezogen, mit dem Handstuhle zu weben, wenn ihm mechanische Webereien zugänglich waren? Offenbar nur ein Thor, ein Mensch, dem es nicht auf den Ertrag, sondern auf die unfruchtbare Plage der Arbeit angekommen wäre. Entscheidend war also bloß die Frage, wie es sich mit dem Eigentumsrechte an jenen großen Produktionsstätten und Werkzeugen verhielt, an den Latifundien und Fabriken, die nur von Vielen gemeinsam betrieben werden konnten. Hier war natürlich von Einzeleigentum der Arbeitenden von vornherein keine Rede. Aber als eben so unmöglich erwies sich, als man näher zusah, d. h. als man praktisch vor der Sache stand, das Gemeineigentum der Mitwirkenden. Zunächst schon deshalb, weil diese selber nichts davon wissen wollten, man sie also zum Eigentume hätte zwingen müssen, was in niemandes Absicht, am wenigsten in der von Anarchisten gelegen sein konnte. Es fiel den Arbeitenden, auf deren souveränen Willen doch alles ankam, auch im Traume nicht ein, sich an ihr Arbeitsinstrument zu binden, ihre persönliche Freiheit preiszugeben, um dafür ein Recht einzutauschen, über dessen absolute Wertlosigkeit in der neuen Ordnung der Dinge sie sich keiner Täuschung hingeben konnten. Denn daß sie ihr Eigentum nur so lange behaupten, d. h. dritte Personen, die späterhin etwa neu hinzutreten wollten, nur insolange würden abhalten können, als der Nutzen aus ihrer Produktion nicht so groß ist, um besagte Dritte anzulocken, verstand sich von selbst. Konnten sie doch im Sinne der neuen Ordnung Eigentümer bloß aus eigener Macht

sein; diese ihre eigene Macht aber konnte unmöglich genügen, um das Eigentum, d. i. die Ausschließung Dritter, durchzusetzen, sowie es im allgemeinen Interesse lag, daß diese Dritten — und zwar selbstverständlich mit gleichen Rechten — zugelassen werden, denn in diesem Falle wäre ja die Macht der Allgemeinheit auf Seite jener und gegen sie gestanden, sie, nicht jene, wären die Schwächeren gewesen. Das Eigentum am Produktionsmittel wäre also nur in Kraft geblieben, so lange und insoweit es ganz wert- und gegenstandlos war, d. h. so lange die Arbeitenden den gleichen Nutzen, den sie aus dem Gebrauche ihrer eigenen Produktionsmittel zogen, auch aus dem Gebrauche beliebiger anderer Produktionsmittel hätten ziehen können; sowie es einen höheren Nutzen ergab, hätte die Mitbenutzung niemand verwehrt werden können, und zwar insolange, bis infolge dieser Mitbenutzung der Ertrag wieder ins Gleichgewicht mit dem Durchschnittsgewinne der anderen Produktionen gesunken wäre — und ein solches Eigentum, welches die Eigentümer nur band, nicht aber schützte, verlangte niemand — selbst wenn er sich über die seiner persönlichen Freiheit aus dem Miteigentum drohenden Gefahren hinweggesetzt hätte. Schließlich aber und hauptsächlich widersetzte sich das allgemeine Rechtsbewußtsein von vornherein jedwedem Eigentumsanspruche der Arbeitenden auf die zufällig gerade von ihnen benutzten Produktionsmittel, ja es wäre ohne die blindeste Willkür gar nicht möglich gewesen, solche Eigentumsansprüche zur Geltung zu bringen. Welchen vernünftigen Sinn hätte es gehabt, die früheren Besitzer zu enteignen, um dafür andere Leute ins Eigentum einzusetzen, die im günstigsten Falle keine schlechteren, jedenfalls aber keine besseren Rechstitel auf das Eigentum hatten, als jene. Man hatte die früheren Besitzer enteignet, weil sie ihr Eigentum nicht selber erzeugt und Eigentum nur an selbsterzeugten (oder im Austausche für Selbsterzeugtes erworbenen) Dingen anerkannt werden soll — wird man sagen. Richtig. Aber hatten die Arbeiter, die das Produktionsmittel benützen, es erzeugt? In aller Regel so wenig, als die bisherigen Eigentümer. Was zunächst den Boden anlangt, so hat diesen überhaupt niemand erzeugt und wenn daher der obige Grundsatz richtig ist, so folgt aus ihm, daß niemand den Boden im Eigentum nehmen darf, ein Einzelner so wenig, als Viele. Die anderen

Produktionsmittel dagegen sind allerdings menschliche Erzeugnisse und nicht die bisherigen Eigentümer, nicht die Kapitalisten und Unternehmer waren es, welche deren Erzeugung vollbrachten — eben so wenig aber jene Arbeiter, um die es sich hier handelt. Denn die Spinnfabrik haben die Spinnereiarbeiter so wenig gebaut, als der Spinnereiunternehmer, und zwar, wohlverstanden, sie thaten das in der Regel mittelbar wie unmittelbar so wenig wie dieser. Sie haben nicht bloß die Gebäude und die Maschinen nicht erzeugt, es waren zumeist auch nicht gerade die ihrer Arbeit erpreßten Überschüsse, mit denen der Fabriksbau bezahlt wurde. Der alte Fabrikeigentümer hatte seinen Besitz erworben mit den Überschüssen fremder Arbeit — aber nur in den seltensten Fällen gerade mit den Überschüssen der Arbeit jener Arbeiter, die in der neuen Fabrik Beschäftigung fanden. Mit dem Hinweis auf das Anrecht an das eigene Erzeugnis also ließ sich Eigentum der Arbeitenden an den von ihnen benützten Produktionsmitteln nicht rechtfertigen. Bliebe also die Motivierung eines solchen Ausspruchs durch den Hinweis eben auf diese Benützung selber. Die Produktionsmittel sollen jenen gehören, welche sie benützen, weil sie allein Gebrauch von ihnen machen können — das war in der That der Grundgedanke nicht bloß der individualistischen Anarchisten, sondern aller Sozialisten im allgemeinen, die leitende Idee, welche sich durch die ganze soziale Revolution verfolgen läßt und die ihre Giltigkeit bis zum heutigen Tage nicht verloren hat. Aber das wollte und will nicht besagen, daß es die in einem gegebenen Momente das Produktionsmittel Benützenden sein sollen, denen dieses für alle Zeiten gehört, was ja gleichbedeutend wäre mit der Ausschließung aller, die das Produktionsmittel später einmal benützen wollen; sondern daß das Produktionsmittel jeweilig denen gehört, die es jeweilig benützen. Um das Gegenteil auch nur für denkbar zu halten, hätte man von der Voraussetzung ausgehen müssen, daß die im Momente der Revolution vorgefundenen Produktions-Verhältnisse und Methoden sich für alle Zukunft unveränderlich erhalten, gleichsam versteinern würden. Dort, wo er gerade saß und arbeitete, hätte jeder fortan bleiben müssen, damit es möglich erscheine, den Boden unter die Bauern, die Fabriken unter die Fabrikarbeiter, die Minen unter die Berg-

leute u. s. f. zu verteilen. Schon die Thatsache, daß ein gewaltiger Bruchteil der Bevölkerung zur großen Armee der Beschäftigungslosen gehört hatte, machte das schlechthin undurchführbar, eben so die Rücksicht auf den Nachwuchs und schließlich und hauptsächlich die Thatsache, daß die gesamte Wirtschaft im gewaltigsten Flusse, alle Produktion in grundstürzender Verschiebung begriffen war. Eine heute vorgenommene Verteilung wäre morgen schon durch die Umwälzung der Arbeiterverhältnisse zu einer Karrikatur — nicht bloß des Sozialismus, sondern aller gesunden Vernunft im allgemeinen geworden; die Arbeitenden hätten binnen kürzester Frist nicht mehr benützen wollen und können, was ihr eigen, und was sie hätten benützen wollen und müssen, das wäre nicht ihr eigen gewesen. Um überhaupt nur weitererzeugen, sich halbwegs den Anforderungen des wechselnden Bedarfs anpassen zu können, wäre ein großer Teil der Produzenten sehr bald dazu gedrängt worden, ihr Eigentum aufzugeben, während andere sich in der Lage gesehen hätten, von ihrem Eigentume in der nämlichen Weise Gebrauch zu machen — wie die alten, soeben enteigneten Ausbeuter.

Es war also unter keinem Gesichtspunkte daran auch nur zu denken, den zufälligen augenblicklichen Benützern der Produktionsmittel Eigentum, d. i. ausschließendes Benützungsrecht zu verleihen. Hätten es selbst die Arbeitenden irgendwo gefordert, es hätte ihnen von der öffentlichen Meinung versagt werden müssen, und sie wären daher außer stande gewesen, es durchzusetzen. Aber die Arbeitenden waren weit entfernt, solches zu fordern; hätte man ihnen derartiges zugemutet, sie wären die ersten gewesen, dagegen Verwahrung einzulegen. Sie wollten das Recht und die Möglichkeit, den jeweilig ihrem Interesse entsprechendsten Produktionsort aufsuchen zu können, und indem sie solcherart ihre eigene Freiheit wahrten, dienten sie zugleich in der denkbar besten Weise dem Gemeinwohle, welches fordert, daß die Erzeugung sich nach dem Bedarfe und nur nach diesem richte."

„Wie aber war es möglich, in diesen durchaus nur dem eigenen Willen folgenden, durch keinerlei dauerndes Interesse an einen bestimmten Produktionsort gebundenen Arbeiterscharen Ordnung und Disciplin aufrecht zu erhalten? Oder glaubten die Anarchisten bei der Arbeit ohne Disciplin auskommen zu können?"

„Bewahre, so thöricht waren sie nicht. Zwar meinten sie anfangs, die Ordnung würde sich aufrecht erhalten lassen ohne jede eigens dazu geschaffene anordnende Behörde, lediglich durch den vom Eigeninteresse gewährleisteten guten Willen jedes einzelnen. Jeder Arbeitende muß wünschen, daß seine Produktion möglichst erfolgreich sei; zu erfolgreicher Produktion gehört Ordnung — folglich — so hieß es — wird diese eingehalten werden, weil der Nutzen der Arbeitenden es erfordert. Die gesinnungstüchtigsten unter den Anarchisten widersetzten sich also anfangs der Wahl besonderer Arbeitsleiter, Direktoren u. dgl., der Feststellung von Statuten und Reglements, indem sie versicherten, die Dinge würden ohne derlei Rückfälle in die alten knechtischen Zustände noch einmal so glatt von statten gehen. Sie gingen aber ohne dieses überhaupt nicht von statten. Es genügte nicht, daß alle Welt vom besten Willen beseelt war, das richtige zu thun, man mußte auch wissen, was dieses zu vollbringende richtige sei, und zwar mußte dieses für alle Welt — d. h. für alle, die bei einem bestimmten Produktionsvorgange überhaupt mitthun sollten — das nämliche sein. Ja es zeigte sich — und gerade daran hatten die Anarchisten vergessen — daß es in der Regel viel mehr darauf ankam, daß alle das nämliche, als darauf, daß sie das richtige wollen. Unterlief ein Irrtum in letzterer Beziehung, so hatte das bloß zur Folge, daß nicht so gut produziert wurde, als andernfalls möglich gewesen wäre; mangelte es aber an ersterem, so wurde gar nicht produziert. Nun kann man unter Umständen sich und anderen weißmachen, daß es ein vortrefflicher, ja der vortrefflichste Weg sei, in jedem Falle das richtige zu finden, wenn alle Welt das gleiche Recht hat, seine Meinung zur Geltung zu bringen; daß dies aber auch der zweckentsprechende Weg sei, um Einheit des Wollens und Raschheit des Handelns zu erzielen, hat noch niemand behauptet. Und da jene Leute, von denen hier die Rede ist, keine verbissenen Ideologen waren, sondern Menschen, die nach dem besten Wege zur Wahrung ihrer wichtigsten Lebensinteressen suchten, so verstand sich von selbst, daß sie sehr bald dabei waren, Statuten aufzusetzen, Direktoren zu wählen, kurzum sich eine feste Ordnung zu geben und eine Autorität zu konstituieren. Jede zu einer bestimmten Produktion vereinigte Gruppe von Arbeitern that das für

sich und richtete sich dabei ausschließlich nach den praktischen Anforderungen des eigenen Betriebes. Die ersten dieser Statuten vermieden es dabei noch ängstlich, den gewählten Betriebsleitern irgend welche wirkliche Autorität einzuräumen. Sie sollten bloß anordnen, das Darnachhandeln würde sich ganz von selber finden. Und in der That, es fand sich in 99 Fällen unter 100 ganz von selbst, da ja alle Mitglieder einer solchen Genossenschaft, gerade weil sie unter einem die Herren des Geschäftes waren, das lebhafteste Interesse am Gedeihen des Betriebes hatten. Und wenn schon im hundertsten Falle etwas Widerspenstigkeit vorkam, so war das — wieder in der großen Mehrzahl dieser an sich seltenen Fälle — kein gar so großes Unglück. Aber in einzelnen Ausnahmefällen denn doch, und es zeigte sich nachgerade, daß zu gemeinsamer Arbeit vereinigte Menschen bei aller Hochachtung vor dem individuellen freien Willen doch nicht unter allen Umständen geduldig zusehen können, wenn einzelne sich den gegebenen Anordnungen nicht fügen. Es kam vor, daß Maschinisten Neigung zeigten, die Dampfkessel zu überheizen; sie gewähren lassen, hätte geheißen, das Leben von Hunderten und Tausenden gefährden; man mußte sie natürlich verhalten, die Sicherheitsvorschriften unter allen Umständen zu respektieren. Es gab Genossen, die durch Nachlässigkeit die Arbeit der anderen störten; man hielt sich für berechtigt, sie auch gegen ihren Willen auf einen Posten zu stellen, wo sie unschädlich waren. Das alles machte anfangs große principielle Skrupeln, bis man endlich allgemein erkannte, daß absolute, schlechthin schrankenlose Freiheit des Handelns nur bei Tieren, oder in rein tierischem Zustande lebenden Menschen denkbar sei, und in der Auffassung übereinkam, daß die Anwendung von Zwang überall dort zulässig, ja notwendig sei, wo es sich um Abwehr eines Eingriffs in die Rechte und berechtigten Interessen anderer handle. So wenig es vernünftigen Menschen beifallen konnte, einen Mörder, Dieb oder Räuber unter Berufung auf dessen individuelle Freiheit gewähren zu lassen, eben so wenig brauchten sie sich gefallen zu lassen, daß ihre Sicherheit oder ihr Interesse durch fahrlässige oder böswillige Arbeitsgenossen bedroht werde. Man überwand daher sehr rasch die ursprünglichen übertriebenen Bedenken und sorgte durch statutarische Verfügungen mit aller nur wünschenswerten

Energie für die Einhaltung der Ordnung im Arbeitsprozesse. Man that dies um so unbedenklicher, da in diesen Statuten für keinen Fall etwas angeordnet sein konnte, was dem öffentlichen Rechtsbewußtsein widersprochen hätte. Waren doch selbstverständlich alle Versammlungen, in denen es zu solchen Beschlüssen kam, öffentlich und zwar öffentlich in dem Sinne, daß in denselben jedermann mitreden und mitbeschließen konnte, der nur irgend Interesse dafür hatte. Es waren das allerdings Versammlungen von zu einer bestimmten Produktion vereinigten Genossen; da aber jedermann jederzeit das Recht hatte, welcher Produktion immer beizutreten, so durfte natürlich jedermann auch an allen Versammlungen teilnehmen. Im allgemeinen thaten dies selbstverständlich nur diejenigen, die wirklich arbeitende Glieder waren oder werden wollten, da in der Regel nur diese ein Interesse daran hatten. Kam es aber irgendwo zu Erörterungen von allgemeiner Wichtigkeit, oder entstand der Verdacht, daß diese oder jene Genossenschaft sich irgend welche Übergriffe erlauben, ungehöriges beschließen wolle oder vielleicht schon beschlossen habe, so war auch die Beteiligung eine allgemeine, und es liegt auf der Hand, daß keinerlei die öffentliche Meinung verletzender Beschluß durchgehen, oder — wenn seine Tragweite nicht sofort erkannt worden wäre — in Kraft bleiben konnte.

Ebenso aber zeigte sich, daß die zu ihren eigenen Herren gewordenen Arbeiter, die sich durch selbstgemachte Satzungen in Ordnung hielten und deren Angestellte die Direktoren waren, denen sie die Leitung der ihnen gehörigen Betriebe anvertrauten, diesen ihren selbsterwählten Genossen eine Disciplinargewalt einräumten, wie sie in gewisser Beziehung kaum die einstigen Herren besessen hatten. Es kam sehr bald dahin, daß die Direktoren in den wichtigsten Fragen nahezu uneingeschränktes Verfügungsrecht erhielten."

„Unbegreiflich!"

„Im Gegenteil: durchaus selbstverständlich. Wirst Du es als Herr eines Unternehmens für notwendig halten, den Betriebsleiter in seinen Verfügungen durch ausdrücklich in vornhinein ersonnene Einschränkungen zu binden? Dir wird, wenn Du ein vernünftiger, praktischer Mann bist, als einzige Sicherheit Dein

unbedingtes Herrenrecht genügen. Der Mann kann gar nicht gegen Deinen, als des Herren Willen handeln. Du hast in jedem Momente das Recht, ihn zu entlassen; wozu also Vorschriften, die im besten Falle überflüssig, unter Umständen aber störend sind? Nun denn, genau in der nämlichen Lage befanden sich die Arbeiter; auch sie brauchten von dem Momente, wo sie die Herren geworden, keinerlei einschränkende Vorschriften für die von ihnen angestellten Betriebsleiter, und gelangten rasch dahin, einzusehen, daß die im Interesse gedeihlichen Betriebes gelegene Raschheit und Entschiedenheit des Handelns unendlich gewinnen müsse, wenn sie diese als überflüssig erkannten Einschränkungen des Dispositionsrechtes ihrer Direktoren gänzlich fallen ließen."

„Das alles muß ich als richtig zugeben. Aber daß dies von allen Genossen einer solchen Arbeitervereinigung ohne jede Ausnahme eingesehen wurde, begreife ich nicht. Es giebt doch überall in der Welt Krakehler und Narren, unbotmäßige Naturen, die sich schlechterdings nicht unterordnen wollen; hatte die große Revolution mit diesen so gründlich aufgeräumt?"

„Bewahre. Es fehlte auch an derlei Leuten nicht. Aber sie waren ungefährlich geworden."

„Wodurch?"

„Ei ganz einfach dadurch, daß es ihnen freistand, all ihren Gelüsten die Zügel schießen zu lassen — vorausgesetzt natürlich, daß sie genügende Genossen ihrer Thorheit fanden. Sie wollten keine feste Ordnung dulden? Es zwang sie niemand, in einer Gesellschaft zu bleiben, die sich eine solche gab, vielmehr lag es nur in ihrem Belieben, mit Gleichgesinnten eine ordnungslose Gesellschaft zu gründen. Das ließen sie aber weislich bleiben. Es mochte ihnen wünschenswert erscheinen, Andere nach Belieben molestieren zu dürfen; aber sich mit Kumpanen zusammenzuthun, die das Gleiche auch für sich beanspruchten — das fiel ihnen im Traume nicht ein. Sie wollten selber Direktoren werden? Niemand hinderte sie, sich dazu wählen zu lassen, wenn sie die Leute dazu fanden. Kurzum, gerade weil jedermann das Recht hatte, auch das Unvernünftige zu versuchen, gab es keine ernstlichen Klagen gegen das Vernünftige."

„Und hatten die Arbeiter kein Mißtrauen, daß die Direktoren sie hintergehen, sich auf ihre Kosten bereichern könnten?"

„Auch das wäre thöricht gewesen. Abgesehen davon, daß die allgegenwärtige Überwachung durch die Gesamtheit der in gemeinsamem Interesse verbundenen Genossen eine unendlich wirksame ist, ergab sich auch sehr bald, daß alle Vorgänge der Gütererzeugung sowohl als des Gütertausches in der neuen Ordnung der Dinge eine solch durchsichtige Klarheit annahmen, daß zu diesem Behufe, nämlich um Unterschleife unmöglich zu machen, gar keinerlei Überwachung durch die Genossen notwendig war."

„Wie aber verhielt es sich mit der Geschicklichkeit der solcherart durch die freie Wahl der Arbeitenden erkorenen Betriebsleiter? Auch schon zu meiner Zeit waren die Arbeiter in der Lage, sich Führer zu wählen; es scheint mir aber, daß diese zumeist nicht die geeigneten Personen gewesen wären, um großen Geschäften erfolgreich vorzustehen. Dazu gehört in erster Reihe Geschäftskenntnis, während es ganz andere Eigenschaften waren, durch welche sich die Arbeiter bei der Wahl ihrer Führer bestimmen ließen."

„Natürlich, weil es ganz andere Zwecke waren, zu denen damals die Arbeiter ihre Führer wählten. Sie brauchten nicht geschickte Geschäftsleute, sondern geschickte Agitatoren; sie wären unvernünftig gewesen, wenn sie auf andere Eigenschaften gesehen hätten, als eben auf jene, die den Agitator machen. Jetzt brauchten sie nicht Agitatoren, sondern Geschäftsleute, und die nämliche Notwendigkeit, die sie ehemals veranlaßte, den geschicktesten Agitator auf den Schild zu heben, zwang sie jetzt, dem tüchtigsten Geschäftsmanne ihr Vertrauen zuzuwenden. Irrtümer kamen natürlich im Anfange vor; da es sich aber hier um die Wahrung des wichtigsten Lebensinteresses eines jeden handelte, so ist es ebenso selbstverständlich, daß sehr bald überall die wirklich Geeignetsten an die Spitze aller Geschäfte gelangten."

„Nun aber noch eine Frage, wie mir scheint, die wichtigste. Du hast wiederholt schon gesagt, daß es jedermann freistand, sich nach Belieben jeder Produktion anzuschließen. Nun sind aber zu fast allen Produktionen gewisse Fähigkeiten und Geschicklichkeiten erforderlich. Wie reimt sich das?"

„Dadurch, daß für die thatsächliche Ausübung jeder Produktion der Besitz der hierzu erforderlichen Fähigkeiten selbstverständliche Voraussetzung war."

„Und wer hatte darüber zu entscheiden, ob in jedem gegebenen Falle diese selbstverständliche Voraussetzung zutraf? Denn das man dies nicht dem Urteile des Betreffenden selber überlassen konnte, wirst Du wohl zugeben."

„Natürlich! Die Entscheidung lag in den Händen der Betriebsleiter. Diese hatten das Recht, jeden sich zur Arbeit Meldenden auf seine Fähigkeiten zu prüfen und ihn daraufhin in einer seinen Fähigkeiten entsprechenden Thätigkeit zu verwenden oder auch als für ihren Betrieb gänzlich ungeeignet abzuweisen."

„Ich begreife, daß das notwendig war, um den erfolgreichen Fortgang des Betriebes sicherzustellen, aber ich begreife nicht, wie angesichts dieses Thatbestandes von einem Anrechte Aller auf die Benutzung aller Produktionsmittel die Rede sein konnte. Nicht daß ich bestreiten würde, es verstehe sich von selbst, daß jedes Produktionsmittel bloß von den dazu Geeigneten benutzt werde. Im Gegenteile, ich anerkenne jetzt erst recht, daß diese Einrichtung, wenn sie nur praktisch durchführbar wäre, das allgemeine Beste wie keine andere befördern müßte, denn sie läuft ja darauf hinaus, daß von allen Produktionsmitteln der denkbar beste Gebrauch gemacht werde, was sicherlich das wünschenswerteste ist. Was ich meine, ist, daß solcherart, wenn die praktische Ausübung dieses jedermann eingeräumten Rechtes vom Urteil anderer Personen abhängig ist und bleiben muß, dessen praktischer Wert verschwindet oder doch sehr bedenklich zusammenschrumpft. Es ist gerecht, daß bloß derjenige zur Benutzung eines Produktionsmittels zugelassen werde, der den rechten Gebrauch von demselben machen kann. Versteht er das nicht, so mag er sich an ein anderes halten. Wer aber garantiert, daß die Betriebsleiter nach bestem Wissen und Können, d. i. also gerecht vorgehen? Daß die Betriebsleiter auch irren können, halte ich für unbedenklich. Es giebt keine menschliche Einrichtung, die schlechthin vollkommen wäre und wenn nur überall der gute Wille, die redliche Absicht vorhanden ist, so müssen die Folgen etwaiger Irrtümer geduldig hingenommen werden. Und wirklich bedenklich — das sehe ich ein — konnten gerade in dieser Frage die Folgen solcher Irrtümer weder für die davon zufällig Betroffenen noch für die Allgemeinheit werden. Anders aber verhält es sich mit den Folgen etwaigen bösen Willens; diese hätten

notwendiger Weise die Wirksamkeit der ganzen Einrichtung in Frage gestellt. Gab es nun eine Sicherheit gegen solchen bösen Willen?"

„Selbstverständlich, und zwar eine überaus wirksame. Du vergissest daran, daß die Betriebsleiter unter der steten, allezeit wachen Kontrolle aller Betriebsgenossen standen, daß diese ein sehr lebhaftes Interesse daran hatten, geschickte und nicht ungeschickte Kameraden zu erhalten und Parteilichkeit der von ihrer Wahl abhängigen Direktoren sicherlich nicht geduldet hätten. Sie maßten sich nicht an, deren Entscheidungen anzufechten, auch wenn sie dieselben vielleicht in einzelnen Fällen für irrtümlich halten mochten, weil sie sich sagten, daß ja die Meinungen über Tauglichkeit und Untauglichkeit eines Menschen auseinandergehen können und es mit der zu gedeihlichem Geschäftsgange unerläßlichen Autorität der Direktoren unvereinbar wäre, deren Urteil in jedem einzelnen Falle einer Überprüfung zu unterwerfen. Merkten sie aber, daß ein Direktor gar zu häufig irrte, oder vollends, daß sein Urteil durch Leidenschaft oder Vorurteil getrübt sei, so setzten sie ihn entweder gänzlich ab, oder sie übergaben die Entscheidung über Zulassung oder Ablehnung und über die Art der Verwendung von Mitgliedern anderen Händen."

„Wie aber, wenn die Genossen Mitschuldige dieser Leidenschaft, dieses Vorurteils waren, oder vollends aus egoistischem Interesse planmäßig die Ungerechtigkeit begünstigten? Das Beitrittsrecht hatte doch überall erst dann seine volle Bedeutung, wenn in irgend einer Produktion der Gewinn über den allgemeinen Durchschnitt stieg. Jetzt meldeten sich die zahlreichsten neuen Genossen und ihre Aufnahme war der Weg, um jenen Mehrbedarf nach den Erzeugnissen einer solchen Produktion zu befriedigen, der die Ursache der Gewinnsteigerung gewesen; unter einem aber mußte natürlich eine solche Aufnahme vermehrter Arbeitskräfte auch dahin führen, den Gewinn wieder ins Gleichgewicht mit dem durchschnittlich bei anderen Produktionen erzielbaren Gewinne zu bringen, und die früheren Arbeiter hatten daher gerade in solchen Fällen ein lebhaftes Interesse, die Aufnahme neuer Genossen zu hintertreiben. Wo lag die Garantie gegen derartigen oder aus ähnlichen Gründen entspringenden bösen Willen der Genossen?"

„In dem selbstverständlichen und gegen solche Ausschreitungen stets lebendigen Überwachungsrechte der Gesamtheit aller Arbeitenden. Ich habe Dir schon gesagt, daß sich in der Regel allerdings kein Außenstehender um die Beschlüsse und um die Handlungsweise der einzelnen Arbeitergenossenschaften kümmerte. Ihr eigenes Interesse zu wahren, überließ man vollständig ihnen selber. Keinem Vernünftigen fiel es ein, sich in die Geschäfte anderer Leute zu mengen, solange diese nichts anderes thaten, als eben ihre eigenen Geschäfte nach bestem eigenen Wissen zu besorgen, ohne dabei fremden Rechten nahezutreten. Geschah aber letzteres, so verhielt sich die Sache ganz anders. Dann war es nicht bloß das beleidigte Rechtsbewußtsein, sondern ebenso das gefährdete Gemeininteresse, was die allgemeine Aufmerksamkeit auf derartige Vorgänge lenkte, und sowie dies geschah, war es natürlich auch mit der Macht der Betreffenden, ihre böse Absicht durchzusetzen, vorbei. Eine Versammlung trat zusammen, an welcher jedermann teilnahm, der sich für den Fall interessierte — und das war, wenn es sich um die Antastung so wichtiger Grundrechte handelte, wie z. B. das Anrecht aller auf die Benützung aller Arbeitsmittel, die Mehrzahl aller Wohldenkenden und Vernünftigen —, die böswillige oder bösem Willen der engeren Genossen nachgebende Betriebsleitung wurde abgesetzt."

„Und was geschah, wenn die öffentliche Meinung lau blieb oder sich um derartige Ausschreitungen gar nicht kümmerte?"

„Das geschah eben nicht, und konnte bei vernünftigen, ihr eigenes Interesse erkennenden Menschen nicht geschehen. Hätte es geschehen können, so wäre es allerdings nicht bloß mit dem hier in Frage kommenden Rechte, sondern mit der sozialen Gleichberechtigung ganz im allgemeinen vorbei gewesen; denn daß diese Errungenschaften nur für Menschen vorhanden sind, die ihr eigenes Recht und ihr eigenes Interesse zu erkennen vermögen, versteht sich ja ganz von selbst. Aber ebenso selbstverständlich ist, daß diese in Wahrheit sehr bescheidenen Fähigkeit den Menschen nicht abhanden gekommen war. Sie brauchte nicht etwa erst infolge der sozialen Umwälzung neu zu entstehen, sie war stets vorhanden, und nicht ihrem Mangel, sondern ganz anderen Ursachen, über welche wir uns ja bereits sattsam ausgesprochen haben, war es zuzuschreiben, daß die Menschen trotzdem so lange Zeit in Un=

recht und Unfreiheit verharren mußten; ihr Fehlen wäre also etwas ganz neues, in der menschlichen Geschichte vorher nie beobachtetes gewesen, und so hat es denn in keinem Betrachte etwas befremdliches, daß sie eben nicht fehlte und daß die Menschen auch darnach handelten, d. h. jetzt wie allezeit sich durch dasjenige leiten ließen, was sie nach Lage der Dinge als ihr Recht und ihr Interesse erkannten."

„Bevor ich Dich fortzufahren bitte, gestatte mir, noch ein Bedenken auszusprechen. Du sagtest vorhin, daß die Arbeitenden, von ihren neuen Interessen geleitet, es ganz vortrefflich verstanden hätten, die zur Leitung ihrer Produktion geeignetsten Personen ausfindig zu machen und anzustellen. Was mir nun hier nicht recht einleuchten will, ist, daß diese zur Leitung der Betriebe geeigneten Personen sich mit dem gleichen Anteile am Gewinne wie ihre minder begabten Genossen begnügten, und nicht vielmehr den Umstand, daß diese sie so notwendig brauchten, zur Durchsetzung höherer Gewinnansprüche benützten."

„Ja, wer sagt Dir denn, daß sie dies nicht thaten? Allerdings begnügten sie sich in der Regel nicht mit den gleichen Anteilen, sondern forderten das Doppelte, Dreifache, mitunter das Zehn- und Mehrfache eines gewöhnlichen Handlangers, und die Genossen bewilligten es ihnen — natürlich nur wenn sie der Meinung waren, dabei noch immer ein gutes Geschäft zu machen, d. h. besser zu fahren, wenn sie einem anspruchsvolleren, aber geschickteren Bewerber um die leitende Stelle mehr, als wenn sie einem bescheideneren, aber minder fähigen Bewerber weniger einräumten."

„Was wurde aber dann aus der allgemeinen Gleichheit?"

„Wer sprach denn bisher von dieser? Die kommunistischen Parteien, von denen noch genugsam die Rede sein soll, forderten in der That — aber auch sie bloß vorübergehend — Gleichheit auf dem Gebiete der Leistungen und der Genüsse, wobei sie diese in Wahrheit ganz und gar unmögliche Gleichheit sehr verschiedenartig auslegten. Die individualistischen Anarchisten dagegen, von denen jetzt die Rede, und die allerdings einige nicht unwesentliche Wandlungen durchmachten, ehe sie zu den im bisherigen geschilderten Resultaten gelangten, waren ja von Anbeginn in allen

Stücken das Widerspiel der Kommunisten. Was sie forderten, war lediglich Gleichheit der Rechte. Dazwischen und zwischen Gleichheit der Genüsse ist ein ganz gewaltiger Unterschied. Und in Wahrheit kann Anarchismus welcher Richtung immer, da ihm alle dazu erforderlichen Zwangsmittel fehlen, konsequenter Weise Gleichheit der Genüsse gar nicht fordern. Thut er es dennoch, so ist er — wie wir später sehen werden — sofort, ohne es selber zu wissen, mitten drin im autoritären Kommunismus. Denn da die Menschen thatsächlich an Fähigkeiten sowohl als an Bedürfnissen sehr ungleich sind, so gehört dazu, um sie auch in diesem Belange scheinbar gleich zu machen, eine ganz gehörige Dosis Zwang, ja ein Zwang so ungeheuerlicher Art, daß freiheitliebende Menschen bloß zu erkennen brauchen, wie es sich damit in Wahrheit verhält, um im selben Augenblicke jeden Gedanken an die Durchführung solcher Chimären entsetzt von sich zu weisen. Doch wie gesagt, der anarchistische Individualismus hielt sich dieser Verkehrtheit von Anbeginn fern. Er anerkannte das Eigentum am Selbsterzeugten, und da dieses Selbsterzeugte entsprechend der Verschiedenartigkeit der Fähigkeiten und des aufgewendeten Fleißes selbstverständlich höchst verschieden ist, auch Verschiedenheit des Eigentums. Nicht bloß die Anteile der Direktoren am Ergebnisse der gemeinsamen Produktion waren daher höchst verschieden, sondern auch die der anderen Genossen; nicht alle erhielten das Gleiche, sondern alle das in gleicher Weise je nach dem Anwerte ihrer Thätigkeit abgemessene."

„Ich gebe zu, daß das den individualistisch-anarchistischen Principien entsprochen haben mag. Aber die Menschen handeln ja, wie Du selber wiederholt betontest, nicht nach Principien, sondern nach Neigungen und Leidenschaften. Gab es niemand, der sich gegen die Ungleichheit auflehnte?"

„Allerdings gab es solche. Aber erinnere Dich daran, was ich zuvor in Bezug auf die Ordnung gesagt. Wem es nicht gefiel, daß in seiner Genossenschaft höhere Befähigung höheren Anwert fand, der mochte es versuchen, Genossen für eine Gesellschaft aufzutreiben, in welcher der Tüchtige, Fleißige, Fähige dasselbe erhalten sollte, wie der Untüchtige, Faule, Unfähige. Er fand sie nicht, selbst nicht unter den Untüchtigen, Faulen, Unfähigen; denn

auch diese verspürten naturgemäß geringes Verlangen, hübsch unter sich zu bleiben, sondern wünschten im eigenen Interesse die Mitwirkung der Tüchtigen."

„Und wie war es möglich, diese Abstufungen ohne Gewalt und unablässige Zwistigkeiten durchzuführen?"

„Je nun, dem Wesen nach genau nach der nämlichen Methode, nach der es früher in der alten Wirtschaft geschah. Der Löwenanteil der Produktion war damals allerdings von den Grundeigentümern, Kapitalisten und Unternehmern vorweggenommen worden, ohne daß dabei die persönliche Leistung in Betracht kam; aber das hinderte nicht, daß auch auf das persönliche Verdienst immerhin etwas entfiel, und das wirtschaftliche Gesetz, welches bei Verteilung dieses den eigentlichen Produzenten — den Hand- sowohl als den Kopfarbeitern — verbleibenden Restes zur Geltung kam, das Gesetz von Angebot und Nachfrage nämlich, verlor dadurch nichts an seiner Wirksamkeit, daß es sich jetzt nicht mehr um die Verteilung kümmerlicher Ertragsreste, sondern um die des ganzen Ertrages handelte. Jedermann erhielt so viel, als durch den Nutzen, den er brachte, einerseits und durch das Angebot ihm gleichwertiger Arbeitskräfte andrerseits bedingt war. Mehr, als seine Thätigkeit den Genossen wert war, konnte niemand verlangen, und diese boten ihm so viel, als sie auch anderen gleich brauchbaren Bewerbern hätten bewilligen müssen. Der Anteil jedes einzelnen hing also erstlich von seinen Fähigkeiten und zum zweiten davon ab, ob die Anzahl der mit gleichen nützlichen Fähigkeiten ausgestatteten Bewerber im Verhältnisse zum Bedarfe nach solchen Fähigkeiten groß oder klein war. Solange besonders geschickte Betriebsleiter verhältnismäßig selten waren, mußte ihnen verhältnismäßig viel bewilligt werden — in besonderen Fällen, wenn ich nicht irre, bis zum zwanzigfachen Anteile eines gewöhnlichen Arbeiters; später, als hervorragende geschäftliche und technische Talente trotz des unablässig wachsenden Bedarfes nach denselben in Überfluß auftraten, sanken ihre verhältnismäßigen Nutzanteile sehr rasch. Ähnlich verhielt es sich mit den anderen Arbeitskräften; tüchtige, erfahrene Arbeiter, erprobte Werkführer und dergleichen erhielten größere Anteile, als gewöhnliche Handlanger. Aber auch unter den Arbeitern genau der nämlichen Ge-

schicklichkeit war von absoluter Gleichheit der Gewinne keine Rede, da ja nicht alle die gleiche Zeit hindurch arbeiteten. Niemand konnte zur Arbeit gezwungen werden, sondern arbeitete, solange es ihm gefiel, und da nun die Arbeitslust wie nicht minder die eigenen Bedürfnisse, zu deren Befriedigung jedermann arbeitet, bei verschiedenen Personen sehr verschieden sind, so verstand sich von selbst, daß schon aus diesem Grunde der eine mehr, der andere weniger erhielt.“

„Dann aber befürchte ich, daß die Wiederkehr der alten Zustände zu besorgen stand, ich meine das Wiederauftauchen des Unterschiedes zwischen Reich und Arm, genauer gesprochen, die Herrschaft der Reichen über die Armen“.

„Das war aus diesem Grunde nicht im entferntesten zu besorgen. Ich sage: aus diesem Grunde, weil die individualistischen Anarchisten in der That Fehler begingen, die, wenn sie auf ihnen beharrt wären, den Rückfall in die kaum überwundene ausbeuterische Ordnung hätte zur Folge haben müssen. Die Verteilung der Arbeitserträge nach Maßgabe der Fähigkeiten und des Fleißes aber war dieser Fehler nicht. Du irrst erstlich darin, wenn Du glaubst, daß Knechtschaft und Ausbeutung durch die Ungleichheit der Vermögen an sich hervorgerufen worden seien oder jemals hervorgerufen werden könnten. Wären Eure Reichen noch zehnmal reicher gewesen, das allein hätte ihnen niemals Gewalt über ihre minderreichen Mitmenschen verliehen, sondern sie bloß in den Stand setzen können, mehr zu genießen, als diese. Damit der Reiche dem armen gefährlich werde, ist notwendig, daß ersterer Besitzer jener Dinge sei, die letzterer nötig hat, um sein und der seinen Leben zu fristen — und diese Dinge sind die Arbeitsinstrumente: Boden und Werkzeuge. Dadurch allein gelingt es dem Reichen, sich den Armen tributpflichtig zu machen, zu leben — nicht von seinem Reichtume, was ganz harmlos wäre, sondern von der Plage des Nebenmenschen. Diese Möglichkeit nun, sich in den Alleinbesitz von Arbeitsinstrumenten zu setzen, konnte in der neuen Ordnung der Dinge kein noch so großer Reichtum mehr gewähren; niemand konnte fernerhin in die Notwendigkeit geraten, einen Teil des Ertrages seiner Arbeit dritten Personen abzutreten, damit diese dritten Personen ihm erlaubten, Gebrauch zu machen von seiner Arbeitskraft. Mochten

also immerhin Reichtümer auch hinfort aufgestapelt werden, so konnte das höchstens zur Folge haben, daß solche Reiche es nicht mehr nötig hatten, zu arbeiten, sondern von den Früchten ihrer vergangenen Arbeit leben konnten; aber wohlverstanden, auch in diesem Falle von den Früchten ihrer, nicht von denen fremder Arbeit, und niemand durfte sich dadurch benachteiligt fühlen. Denn jedem verblieb unter allen Umständen der volle Ertrag der eigenen Arbeit gesichert und ob er nun dasjenige, was er erzeugte, austauschte gegen die Ergebnisse gleichzeitiger oder vergangener Arbeit anderer, war ihm gleichgiltig. Dein zweiter Irrtum liegt darin, daß Du der Meinung zu sein scheinst, durch noch so sparsame Ansammlung noch so reichlich bemessener Erträgnisse eigener Arbeit ließen sich auch nur annähernd ähnliche Vermögen erzielen, wie sie unter der Herrschaft der alten Ordnung sich auf einzelne Personen vereinigten. So verschieden geartet sind weder Fleiß noch Fähigkeiten der Menschen, daß sich dadurch jener Abgrund erklären würde, der zwischen dem Milliardär und dem Bettler gähnt. Nicht seiner höheren Tüchtigkeit verdankte der Millionär seine Millionen, sondern dem Umstande, daß er in die Lage geriet, sich hunderte ihm vielleicht an Tüchtigkeit überlegener Mitmenschen tributpflichtig zu machen; und das Vermögen eines Milliardärs bestand aus nichts anderem, als aus der Tributpflicht von hunderttausenden seiner Nebenmenschen. Wo diese Quellen der Riesenvermögen nicht mehr fließen, da können dieselben auch nicht mehr entstehen, und die Unterschiede des Reichtums, die trotzdem vorkommen, sind ebenso belanglos wie ungefährlich".

„Ich muß gestehen — so nahm ich jetzt das Wort — daß diese Deine Anarchisten mir ganz gehörigen Respekt einzuflößen anfangen, in merkwürdigem Gegensatze zu jenem mit Widerwillen geparten Schrecken, den mir seinerzeit schon die bloße Nennung ihres Namens erregte. Es will mir nachgerade gar nicht mehr recht einleuchten, daß solch ein einfaches, der gesunden Vernunft in allen Stücken entsprechendes Princip schließlich, wie mir Deine wiederholten Bemerkungen andeuten, dennoch Schiffbruch litt."

„Was zunächst Deinen einstigen Abscheu vor den Anarchisten anlangt" — entgegnete Meister Leonhard — „so galt dieser ganz anderen Leuten, als jene sind, mit denen wir es hier zu thun haben.

Es waren das gar keine Anarchisten, weder individualistische noch kommunistische, überhaupt keine Anhänger irgend einer bestimmten sozialistischen Richtung, sondern ganz einfach Menschen, die zu ingrimmiger Wut gestachelt durch den Anblick der sie rings umgebenden Ungerechtigkeit und Niedertracht, auf den wahnsinnigen Gedanken gerieten, dem Rechte durch Verbrechen eine Gasse zu bahnen. Allerdings waren es die Sozialisten aller Schattierungen, welche durch ihre gegen die bestehende Ordnung gerichteten Angriffe dazu beitrugen, die Wut jener Fanatiker zu entfachen; daß es ohne Sozialismus auch keine sogenannten anarchistischen Verbrechen gegeben hätte, muß als höchst wahrscheinlich zugestanden werden. Trotzdem deucht es uns heute höchst sonderbar, daß man die Sozialisten im allgemeinen oder irgend eine Richtung des Sozialismus im Besonderen für diese Ausbrüche fanatischen Hasses gegen das Unrecht verantwortlich machte. Es wird Dir nicht unbekannt sein, daß bis auf Deine Tage in den Vereinigten Staaten von Nordamerika wiederholte Fälle sogenannter Lynchjustiz vorkamen, d. h. Fälle, wo eine mit der ordentlichen Justizpflege unzufriedene, die Gerechtigkeit der ordentlichen Gerichte anzweifelnde Bevölkerung die Rechtsprechung vorübergehend in die eigene Hand nahm, und dabei alle erdenklichen Gräuel beging. Nun denn, was würdest Du sagen, wenn man für diese Handlungen ungesetzlicher Selbsthilfe nicht die Käuflichkeit und Nichtsnutzigkeit der ordentlichen Richter, sondern jene verantwortlich gemacht hätte, die in Wort und Schrift für Herstellung einer ehrlichen Gerechtigkeitspflege eintraten? Gewiß, wenn niemand vorhanden gewesen wäre, der die Korruption geißelte, dann hätte sich wahrscheinlich auch niemand gefunden, sich thatsächlich an ihr zu vergreifen; aber deshalb — so meine ich — ist es doch nicht minder wahr, daß nicht die Tadler der amerikanischen Korruption, sondern daß diese selber verantwortlich war für das amerikanische Lynchwesen. Ebenso verhält es sich mit der anarchistischen „Propaganda der That.“ Nicht der Anarchismus und nicht der Sozialismus tragen an ihr die Schuld, sondern das Unrecht, gegen welches Anarchismus wie Sozialismus gerichtet waren. Soviel über Deinen einstigen Widerwillen gegen den Anarchismus.

Was aber Deine nunmehrige, durch meine bisherigen Darlegungen hervorgerufene Meinung betrifft, daß dieses System ganz im all-

gemeinen das Richtige sein dürfte, so bitte ich Dich, nicht zu vergessen, daß die Anarchisten bloß deshalb weiter arbeiten konnten, weil sie sich eben nicht an ihr System klammerten, sowie sie in einem einzelnen Punkte dessen Undurchführbarkeit erkannten. Bei Lichte besehen, wirst Du übrigens finden, daß es sich im Bisherigen um gar kein neues, erst durch die Anarchisten entdecktes Princip handelt, sondern lediglich um die reine Durchführung jener Grundsätze, welche die größten Geister aller Zeiten aufgestellt haben. Daß Freiheit das höchste Gut und Eigentum die notwendige Ergänzung der Freiheit sei, daß alle Menschen gleichberechtigt wären, daß es keine bessere, die Harmonie aller wirtschaftlichen Interessen sicherer gewährleistende Triebfeder der Arbeit gebe, als den Eigennutz — das alles wußte man längst, ja man bildete sich, insbesondere in den Zeiten des sogenannten bürgerlichen Liberalismus sogar allen Ernstes ein, im Sinne dieser Grundsätze zu handeln. Das Übel lag einzig darin, daß man eben nicht im Sinne dieser so hochgehaltenen, einmütig als richtig zugegebenen Grundsätze handelte. Man proklamierte die Freiheit, hielt aber neun Zehnteile aller Menschen in Knechtschaft darnieder; man erklärte, ohne Eigentum, d. h. ohne freies Verfügungsrecht über die zur Fristung des Lebens erforderlichen Güter, gäbe es keine Freiheit, ließ aber neun Zehnteilen aller Menschen kein anderes Eigentum, als die Luft, welche sie atmeten; man verkündete laut die Gleichberechtigung, vergaß aber daran, daß ohne das Recht zu leben, alle anderen Rechte wertlos seien; man pries den Eigennutz als Triebfeder der Arbeit, ließ aber die Menschen nicht zu eigenem, sondern zu fremdem Nutzen arbeiten. — Kurzum man that in allen Stücken das genaue Gegenteil von dem, was man als das allein richtige bekannte und sonderbar ist nur, daß man sich dann darüber wunderte, wenn die Ergebnisse ganz andere waren, als man sie von der wirklichen Befolgung so herrlicher Grundsätze allerdings hätte erwarten dürfen. Die große Revolution bestand nun in nichts anderem, als in der Durchführung dessen, was früher bloß verkündet worden war. Sie machte die Menschen frei, gab ihnen Eigentum, verlieh ihnen die Gleichberechtigung und setzte den Eigennutz als Triebfeder der Arbeit ein — all das kraft der einzigen Thatsache, daß sie das Privateigentum an den Produktionsmitteln beseitigte. Denn dieses allein war es,

was die Massen bis dahin verknechtet, ihres Eigentums wie ihres Rechtes beraubt und an Stelle des Eigennutzes den Fremdnutzen oder die Ausbeutung als Triebfeder der Arbeit in Kraft erhalten hatte. Das Verdienst der individualistischen Anarchisten aber lag einzig darin, daß ihre Principien sich diesem Werke der Revolution anzupassen vermochten. Bloß anzupassen — nicht mehr. Denn das anarchistische Grundprincip war mit nichten das der Revolution. Der Anarchismus forderte — wie schon sein Name besagt — Beseitigung der Autorität und erwartete davon alles andere; die Revolution beseitigte das Privateigentum an den Produktionsmitteln, und erwartete davon alles andere. Daraus ergab sich eine lange Reihe von Gegensätzen, und wenn der Lauf der Welt sich Principien anbequemen würde, so hätte der individualistische Anarchismus dahin geführt, das ganze Werk der Revolution alsbald wieder rückgängig zu machen. Vermeinte doch diese Schule sogar den Fortbestand des Privateigentums an den Produktionsmitteln, also gerade dasjenige, aus dessen Beseitigung das Um und Auf der Revolution besteht, mit dem Wesen dieser selben Revolution vereinbaren zu können! Glücklicherweise ist es nur die Eigenart richtiger Principien, im Drange der Ereignisse aufrecht zu bleiben, während falsche Principien entweder untergehen, oder, falls sie nämlich falsches und richtiges zugleich enthalten, sich ihrerseits den Ereignissen anbequemen müssen. Das vermochte in gewisser Beziehung der individualistische Anarchismus. Autoritätslosigkeit und der Eigennutz als ausschließliche Triebfeder der menschlichen Handlungen waren seine Principien. Nun sind beide in gewissem Sinne richtig und in gewissem Sinne falsch. Autorität ist überall vonnöten; aber es giebt ein großes Gebiet menschlicher Handlungen, auf welchem der Eigennutz des Individuums, falls er sich ungehindert zu bethätigen vermag, durchaus genügt, um sich die zu seinen Zwecken erforderliche Autorität selber zu schaffen. Hier war die den individualistischen Anarchisten auferlegte Unterordnung ihrer Principien unter die unerbittlichen Anforderungen des praktischen Lebens verhältnismäßig leicht. Es giebt aber daneben ein nicht minder wichtiges Gebiet menschlichen Schaffens, auf welchem der Eigennutz der Individuen ohnmächtig ist, wo nicht er, sondern sein Widerspiel, der Gemeinsinn nämlich, Ordnung schaffen muß, und wo diese daher niemals sich hätte ein-

stellen können, wenn neben dem Eigennutze nicht auch der Gemeinsinn in seine Rechte eingesetzt worden wäre."

„Und welches sind diese beiden, so grundverschiedenen Gebiete menschlichen Handelns?"

„Das der Gütererzeugung und Verteilung auf der einen und das der Kulturbeförderung auf der andern Seite. Oder, um mich bezeichnender auszudrücken, jenes Schaffensgebiet einerseits, auf welchem es sich um die Hervorbringung von Dingen handelt, die ins Eigentum des einzelnen Hervorbringers übergehen, im Gegensatze zu jenem Schaffensgebiete, auf welchem es sich um die Hervorbringung von Dingen handelt, die nicht ins individuelle Eigentum des Hervorbringers gehen."

„Das ist mir nicht ganz klar. Wolltest Du mir es wohl an einem Beispiele erläutern?"

„Wenn das Wohl der Gesamtheit erfordert, daß Kleider, Schuhe oder Nahrungsmittel erzeugt werden, so genügt der Eigennutz der Individuen vollkommen, damit dies — und zwar in der dem Gesamtwohle am besten entsprechenden Weise — geschehe, weil die Kleider, Schuhe oder Nahrungsmittel, auf deren Hervorbringung es ankommt, Eigentum derjenigen werden, welche sie hervorbringen, und diese daher durch ihr Eigeninteresse angespornt sind, sie zu erzeugen, wenn und insoweit es das Gesamtinteresse verlangt. Wenn dagegen das Gesamtwohl die Errichtung einer Universität, den Bau einer Straße, die Aufstellung eines Heeres erfordert, so genügt der Eigennutz der Individuen nicht zu entsprechender Hervorbringung dieser Dinge, weil dieselben, wenn ins Leben gerufen, nicht Eigentum derjenigen werden, die an ihrer Hervorbringung teilgenommen haben, es vielmehr ihre Bestimmung ist, unmittelbar dem Gesamtwohle zu dienen."

„Diese Unterscheidung erscheint mir denn doch nicht ganz richtig. Man sollte meinen, daß auch die Hervorbringer der Universität, der Straße, des Heeres, d. h. diejenigen, die zu den Kosten dieser Einrichtungen beitragen, ein sehr lebhaftes Eigeninteresse an deren Hervorbringung besitzen, da sie ja selber zu jener Gesamtheit gehören, deren Interesse zu dienen besagte Einrichtungen bestimmt sind."

„Allerdings! Und auf diesen nämlichen Gedankengang gestützt meinten ja eben die individualistischen Anarchisten ursprünglich, sich

auch hier auf den Eigennutz als alleinige Triebfeder verlassen zu können. Da jeder Einzelne ein Interesse daran hat, daß im allgemeinen Interesse gelegene Dinge geschehen, so wird auch jeder Einzelne, sofern er nur sein eigenes Interesse versteht, dazu beitragen, daß diese Dinge geschehen — sagten sie. Es besteht aber ein gewaltiger Unterschied dazwischen, ob mein Interesse erfordert, daß etwas geschehe, oder ob es erfordert, daß es durch mich oder unter meiner Mitwirkung geschehe, und auf das letztere kommt es an, wenn es — ohne Eingreifen öffentlicher Autorität — überhaupt geschehen soll. Bei den Kleidern, Schuhen, Nahrungsmitteln verlangt mein Eigeninteresse nicht bloß, daß sie hervorgebracht werden, wenn die Gesamtheit ihrer bedarf, sondern daß ich sie in diesem Falle hervorbringe, wenn anders ich dazu geschickt bin. Mein Eigeninteresse würde sogar erfordern, daß möglichst ich allein unter Ausschließung Anderer diese Hervorbringung besorge; die Teilnahme Anderer ist mir unter Umständen schädlich, d. h. sie schmälert meinen Nutzen. Gerade umgekehrt verhält es sich bei Universität, Straße, Heer. Hier fordert mein Eigeninteresse, daß sie entstehen, aber es fordert nicht allein nicht, daß sie unter meiner Mitwirkung entstehen, ich werde vielmehr — sofern ich nämlich unter dem Ansporne ausschließlich des Eigennutzes handle — ganz entschieden bestrebt sein, mich der Mitwirkung bei ihrem Zustandekommen zu entziehen, d. h. den Vorteil zu genießen, ohne mich an den nötigen Opfern zu beteiligen. Hier wird es bloß der Gemeinsinn, d. i. das unmittelbare, nicht erst durch den Eigennutz vermittelte Interesse am Wohle der Gesamtheit sein, was das Zustandekommen der fraglichen Dinge sichert, und die Autorität, welche zu den zwecks dieses Zustandekommens erforderlichen Anordnungen vonnöten ist, kann daher nicht das Werk des Eigennutzes, sondern eben auch nur das des Gemeinsinns sein. Dies nicht begriffen zu haben, war der Fehler des individualistischen Anarchismus auf dem Gebiete der öffentlichen Interessen, auf welches ich nunmehr übergehen will."

„Ich begreife. Es wird den Anarchisten wohl ergangen sein, wie in jener Anekdote von dem Pfarrer, dem seine Pfarrkinder ein Faß Wein zum Angebinde machen wollten und dabei beschlossen, jedes Gemeindemitglied solle ein Maß Wein beisteuern. Da aber ein jeder am Weine sparen wollte und sich darauf verließ, daß die

Anderen schon das ihre thun würden, so ergab sich, als der Schulze dem geliebten Seelsorger das Faß überbracht hatte, — pures Wasser als Inhalt desselben.“

„Diese, wie mir wohl bekannt ist, zu Deiner Zeit den Anarchisten gegenüber vielcitierte Parabel trifft den wahren Sachverhalt in keinem Punkte. Zunächst gehen ihre Verfasser und Verbreiter von dem nämlichen Grundirrtume aus, den die individualistischen Anarchisten begehen, daß nämlich Eigennutz das einzige treibende Motiv aller menschlichen Handlungen sei. Das ist nicht wahr; wer bloß den Eigennutz kennt und auch im öffentlichen Interesse bloß insoweit handelt, als dies sein Egoismus vorschreibt, der ist ein Elender und die Insassen des Dorfes in Deinem Beispiele müssen rechte Lumpe gewesen sein, wenn wirklich das gespendete Faß den geschilderten Inhalt zeigte. Die Menschen im allgemeinen nicht für solche Lumpe gehalten zu haben, darf den Anarchisten mit nichten verdacht werden. Ich bin fest überzeugt, das Weinfaß hätte, wenn es die Runde vollbracht, etwas anderes als Wasser enthalten, ja, wenn der Pfarrer, dem es verehrt werden sollte, wirklich beliebt gewesen, meine ich, daß es mit bestem Weine voll geworden wäre, auch wenn einzelne Gemeindeglieder den auf sie entfallenden Anteil unterschlagen hätten. Und selbst, wenn Deine Dorfbewohner noch so geizige Lumpe sind, setzt Deine Parabel doch jedenfalls voraus, daß sie das Wasser an Stelle des Weines insgeheim ins Faß praktizieren konnten; das paßt abermals nicht auf den Fall, zu dessen Illustrierung oder richtiger Karrikierung die Parabel bestimmt ist. Beiträge zu öffentlichen Lasten werden in der Regel nicht insgeheim entrichtet, es liegt zum mindesten keine Nötigung vor, es so zu halten, — kurzum, daß die Mittel zu solchen Zwecken, die als im öffentlichen Interesse gelegen erkannt wurden, der Gesamtheit aus Geiz vorenthalten worden wären, stand nicht zu befürchten. Wäre es bloß das gewesen, so hätte der individualistische Anarchismus die Segel noch nicht zu streichen gebraucht. Die Abgaben wären eingeflossen, zwar nicht kraft seines Principes, sondern trotz desselben, nicht unter dem Antriebe des Eigennutzes, sondern unter dem des Gemeinsinns; aber sie wären eben eingeflossen. Doch die Parabel hinkt nicht bloß auf dem einen, sie hinkt auf beiden Füßen. Sie handelt erstlich von einem „be-

liebten“ Pfarrer, d. h. von einem Zwecke, in welchem Alle übereinstimmen; um zutreffend zu sein, müßte sie uns erzählen, daß einzelne Gemeindemitglieder den Pfarrer beschenken wollten, andere nicht, daß einzelne Wein, andere vielleicht ein fettes Schwein als die passendste Verehrung ansahen, und daß es nun trotz dieses Sachverhaltes dem freien Belieben eines jeden überlassen blieb, ob und was er beisteuern wolle. Zum zweiten wird erzählt, es sei „beschlossen“ worden, ein Faß Wein zu spenden; ob zwecks Fassung dieses Beschlusses alle Gemeindeglieder unter der Dorflinde zusammentraten, oder ob die Sache dem Gemeinderate überlassen wurde, ist gleichgiltig; worauf es ankommt, ist lediglich, daß die Gemeinde vollkommen in der Lage war, einen Beschluß zu fassen. Wie aber soll eine anarchistische Gesellschaft Beschlüsse fassen? Sollen auch ihre vielleicht nach vielen Millionen zählenden Angehörigen unter der Dorflinde zusammentreten? Schließlich aber setzt die Anekdote einen Schulzen voraus, der den Wein einsammelt, und einen Pfarrer, der ihn trinkt; wer aber soll die Abgaben in einem anarchistischen Gemeinwesen einheben und wer soll sie verwenden? Das sind alles Dinge, deren Durchführung ohne eine wohlkonstituierte, mit bestimmten Aufgaben und Befugnissen ausgestattete Autorität ganz und gar undenkbar ist. Und da jene Menschen, von denen hier die Rede ist, erst in zweiter Reihe Anhänger eines bestimmten Systems, in erster Reihe dagegen Leute waren, denen es darauf ankam, ihre Freiheit, ihr Wohlergehen, kurzum ihre Interessen, nicht aber darauf, ein Princip zu wahren, so wurde dieser Sachverhalt nicht sobald erkannt, als sie sofort auch seinen Anforderungen entsprechend handelten, unbekümmert darum, ob dies ins Credo des individualistischen Anarchismus passen mochte oder nicht. Die erste öffentliche Angelegenheit, deren Regelung in Frage kam, fand ohne weiteres im Wege der Einsetzung entsprechender Behörden ihre Erledigung. Es fiel den individualistischen Anarchisten nicht einmal bei, auch nur vorübergehend darauf zu warten, ob nicht etwa Beschluß und Ausführung z. B. eines Straßenbaues sich ganz von selber als Ergebnis des individuellen Eigennutzes einstellen werde. Selbst die Ideologen unter ihnen vermaßen sich einer derartigen Lächerlichkeit nicht. Alles, was diese zur Wahrung ihres principiellen Standpunktes thaten und thun

konnten, war, darauf hinzuweisen, daß die Einrichtung von beschließenden und ausübenden öffentlichen Behörden im Grunde genommen noch gar keine Verletzung des Princips sei; nur müsse man sich hüten, diesen Behörden Zwangsgewalt einzuräumen, d. h. ihren Beschlüssen bindende Kraft auch denen gegenüber zuzugestehen, die sich diesen Beschlüssen nicht freiwillig fügen. Das Gleiche war ja von derselben Seite auch geltend gemacht und gefordert worden, als es sich darum gehandelt hatte, die Statuten und Betriebsleitungen der einzelnen Arbeitergenossenschaften einzusetzen. Aber wie dort, so ergab sich auch hier die Undurchführbarkeit eines solchen Vorbehaltes. So wenig sich die Genossen eines bestimmten Betriebes gefallen lassen wollten und konnten, in ihrer Sicherheit, in ihrer Arbeit, kurzum in ihren Interessen durch die Willkür Einzelner gefährdet zu werden, ebensowenig wollten und konnten sich die Genossen eines größeren Gemeinwesens gefallen lassen, daß die Willkür Einzelner sie in ihrem geistigen oder materiellen Fortschritte, in ihrer Ruhe, kurzum abermals in ihren Interessen gefährde. Der Bau einer Straße war notwendig; aber dieser Bau war gar nicht möglich, wenn auch nur ein einzelner Anrainer seine Zustimmung versagte. Lag Menschenverstand darin, diesem Einzelnen das Recht einzuräumen, der Gesamtheit seinen — vielleicht sogar von böser Absicht eingegebenen — Willen aufzuerlegen? Sollte wirklich diese Tyrannei des Einzelnen über Alle die wahre Freiheit sein? Oder, wenn die Straße gebaut werden konnte, wenn sich niemand fand, sein liberum veto gegen sie einzulegen, — sollte man es ruhig hinnehmen, daß vielleicht gerade derjenige, der sie am häufigsten benutzte, jeden Beitrag zu ihren Kosten verweigerte? Kein Mensch nahm solche Schrullen ernst, und abermals blieb den Ideologen nichts anderes übrig, als sich damit zu trösten, daß schließlich auch diese den Behörden eingeräumte Befugnis sich mit dem Principe des Anarchismus vereinbaren lasse, indem dasselbe in letzter Auflösung nichts anderes sei, als das Recht, ja die Pflicht zur Abwehr eines den Rechten Anderer drohenden Eingriffs."

„Es sei fern von mir, bestreiten zu wollen, daß ohne mit gewisser Zwangsgewalt ausgestattete Behörden der Bestand eines gesitteten Gemeinwesens undenkbar ist. Nichtsdestoweniger will mir

scheinen, daß hierin ein Widerspruch mit dem Principe der Freiheit liegt, welches — wenn ich mich recht erinnere — auch von Dir wiederholt in die Worte gekleidet wurde, daß jedermann das Recht haben müsse zu thun, was ihm beliebt, sofern er nur nicht in fremde Rechte eingreife. Daß aber derjenige, der sich weigert, zu den Kosten einer öffentlichen Einrichtung beizusteuern, damit an sich schon ein fremdes Recht verletze, möchte ich bestreiten. Die Unrechtmäßigkeit seiner Handlungsweise könnte bloß darin gesucht werden, wenn er die Lasten, die zur Erlangung eines Vorteils gebracht werden müssen, welchen er mitgenießt, anderen Schultern zuwälzt. Unser Mann hat kein Recht, andere für sich bezahlen zu lassen; wohl aber — so sollte ich meinen — hat er von Natur aus das Recht, auf den Genuß des fraglichen Vorteils zu verzichten, und was er nicht genießt, braucht er dann von rechtswegen auch nicht zu bezahlen. Ihn, er mag nun mitgenießen wollen oder nicht, zum Mitbezahlen zwingen, scheint mir in der That gewaltthätige Einschränkung der Freiheit; daß es unter Einem eine notwendige Einschränkung ist, ändert an der Sache nichts, und die anarchistischen Bedenken möchte ich daher trotz ihrer praktischen Undurchführbarkeit für principiell richtig halten."

„Sie sind aber auch das nicht. Niemand wird bei uns gezwungen, Dinge, die er nicht mitgenießen will, mitzubezahlen. Aber es liegt eben im Wesen der Sache, daß die öffentlichen Einrichtungen eines Gemeinwesens notwendiger Weise von jedermann mitgenossen werden, der in diesem Gemeinwesen thätig ist. Und zwar liegt es, wie Du alsbald sehen wirst, insbesondere im Wesen eines sozialen Gemeinwesens, daß hier der Vorteil aus allen wie immer gearteten Einrichtungen von einem jeden genau nach Maßgabe seiner Thätigkeit genossen wird. Wer also die Einrichtungen nicht mitgenießen will, der darf eben nicht mitthätig sein; unterläßt er dies, so hat er, wie gesagt, nicht mitzubezahlen, denn der Beitrag zu den Lasten der öffentlichen Einrichtungen wird — ich bemerke nochmals, daß ich von unserem sozialen Gemeinwesen spreche — von einem jeden genau nach Maßgabe seiner Thätigkeit, das ist mit anderen Worten vom Ertrage seiner Arbeit bezahlt. Es trägt also nicht allein bloß derjenige bei, der die Einrichtungen benützt, es thut auch ein jeder genau in dem Verhältnisse das erstere, in welchem er das letztere

thut. Gezwungen wird er zu nichts, er trägt lediglich die selbstverständlichen Folgen seiner Handlungsweise. Ja, wenn Du näher mit der Gesamtheit unserer Einrichtungen bekannt sein wirst, dürftest Du sogar finden, daß unsere Abgaben zu öffentlichen Zwecken bei Lichte besehen, gar nichts anderes sind, als die selbstverständliche Deckung einer besonderen Sorte von Betriebsspesen des Unternehmens, aus dessen Erträgen man seinen Unterhalt zieht. Es wird sich zeigen, daß dies vom Arzte so gut gilt, als vom Fabrikarbeiter, vom öffentlichen Angestellten wie vom Künstler. Ein jeder entrichtet in seiner Abgabe an unser Gemeinwesen lediglich den Kostenbeitrag, der auf seinen Nutzanteil aus den öffentlichen Einrichtungen rechnungsmäßig nach den Grundsätzen der gewissenhaftesten Buchhaltung entfällt. Das nicht bezahlen wollen wäre genau das nämliche, als ob man die Werkzeuge oder Hilfsstoffe unentgeltlich haben wollte, deren man zu seiner Arbeit bedarf.

Die Einsetzung beschließender und ausführender Behörden zum Dienste der öffentlichen Angelegenheiten vollzog sich daher als selbstverständliches Ergebnis der praktischen Notwendigkeit derselben auch in jenen Gemeinwesen, die dem individualistischen Anarchismus gehuldigt hatten, womit natürlich dieses Princip sich selber widerlegt hatte. Es zeigte sich, daß von demselben nur das blieb, was in Wahrheit schon das Princip — wenn auch das unausgeführte — der alten Ordnung gewesen, nämlich Eigennutz als treibendes Motiv bei Gütererzeugung und -Verteilung, während die neue Idee der absoluten Autoritätslosigkeit fallen gelassen werden mußte. Ja, was mehr ist, die Anhänger dieses Princips der Autoritätlosigkeit sahen sich schließlich sogar gezwungen, den Wirkungskreis der Autorität auf ein Gebiet auszudehnen, von welchem die alte Ordnung alle Autorität ferngehalten hatte, ich meine das Gebiet der Kapitalbeschaffung.

Es ergab sich sehr bald die Notwendigkeit umfangreicher Verbesserungen, Vergrößerungen und Neuanschaffungen der Produktionswerkzeuge in zahlreichen Arbeitszweigen. Der Bedarf nach allen Dingen des menschlichen Gebrauchs wuchs in riesigem Maße. Wir werden von diesem Gegenstande noch zu sprechen haben; für jetzt will ich bloß hervorheben, daß die Befriedigung dieses wachsenden Bedarfs selbstverständlich gewaltige Vermehrung jener Arbeits-

mittel zur Voraussetzung hatte, mit deren Hilfe allein die Erzeugung dieser Bedarfsgüter vor sich gehen konnte. Besagte Erzeugung von Bedarfsgütern lag nun in den Händen der verschiedenartigsten Arbeitergenossenschaften, die von einander durchaus selbständig waren, den Nutzen, den sie erzielten, eine jede für sich unter ihre Mitglieder verteilten, und die daher von Haus aus darauf angewiesen gewesen wären, für die zu ihren Zwecken notwendigen Verbesserungen und Neuanschaffungen auf eigene Faust zu sorgen. Dazu aber reichten in der Regel ihre eigenen Mittel nicht. Die wenigsten wären im stande gewesen, bei allem Fleiße und bei aller Sparsamkeit ihrer Genossen sofort jene oft sehr gewaltigen Summen zu erübrigen, welche die Anlagearbeiten verschlangen. Die Abtragung dieser Anlagekosten war in der Regel erst nachträglich und allmählich aus den Erträgen der neuen Anlagen möglich. Von wo aber sollten sie inzwischen das Geld auftreiben?" . . .

„Verzeihe, daß ich Dich unterbreche. Du sprichst von Geld. Ja, gab es denn Geld unter der neuen Ordnung der Dinge? Ich hielt es für selbstverständlich, daß der Sozialismus mit dem Gelde aufgeräumt hat, und meinte, daß Du das bloß deshalb nicht ausdrücklich erwähnt hast, weil es eben selbstverständlich sei."

„In der That, die meisten Sozialisten dachten ursprünglich so. Es gehörte das aber mit zu jenen Irrtümern, die vor der Gewalt der Thatsachen nicht standhielten und ich werde gelegentlich meine Unterlassung, darüber gesprochen zu haben, gutmachen. Vorläufig bloß soviel, daß der Sozialismus sich des Geldes, und zwar des nämlichen Geldes als Wertmesser bediente, wie die alte Ordnung. Für die Frage, welche uns jetzt beschäftigt, ist dies übrigens ganz gleichgiltig. Nehme an, es hätte kein Geld gegeben, sondern unmittelbarer Tausch von Gut gegen Gut, oder von Arbeitsleistung gegen Arbeitsleistung wäre an dessen Stelle getreten. Was hätte das an der Thatsache geändert, daß die meisten Arbeitergesellschaften nichts, oder nicht genügendes besaßen, um jene Güter und jene Arbeitsleistungen zu vergüten, deren sie zur Ausdehnung und Verbesserung ihrer Betriebsanlagen bedurften? Sie hätten für alle Fälle diese ihnen sofort notwendigen Güter und Leistungen auf Kredit, das heißt gegen das Versprechen späterer Vergütung verlangen müssen und der ganze Unterschied läge

darin, daß in diesem Falle Leistung und Gegenleistung nicht unter Zuhilfenahme eines zum Wertmaß gewählten besonderen Gutes — welches eben das Geld ist — sondern unmittelbar aneinander hätten abgemessen werden müssen. Warum ersteres vorgezogen wurde, darüber, wie gesagt, ein ander Mal. Für jetzt genügt uns, daß es der Fall war. Von wo also sollte dies Geld zu den notwendigen Anlagen aufgetrieben werden? Vorhanden war es, denn wenn auf der einen Seite nicht alle Genossenschaften soviel davon besaßen, als sie augenblicklich brauchten, so gab es dafür zahlreiche andere, Genossenschaften sowohl als Einzelne, die mehr erübrigt hatten, als sie augenblicklich gebrauchten, oder die, wenn sie ihre Ersparnisse auch selber zu verwenden in der Lage waren, doch nicht so notwendige, dringende, nützliche Verwendung dafür hatten, als jene. Ja, es gab sogar ganz gewaltige derartige Ersparnisse, weitaus gewaltigere, als jemals zuvor während der Herrschaft der ausbeuterischen Ordnung, denn dem gewachsenen Bedarfe entsprach natürlich ein gesteigerter Absatz und diesem gesteigerter Nutzen auf allen Gebieten menschlicher Arbeit. Dagegen aber hatte die ausbeuterische Ordnung ein bis zu gewissem Grade ganz vortreffliches Mittel besessen, die Ersparnisse, soweit sie unter ihrem Walten überhaupt vorhanden waren, jeweilig denjenigen zuzuführen, welche nach Lage der Dinge die beste Verwendung dafür hatten — und dieses Mittel war der Zins. Derjenige, der die Ersparnisse brauchte, zahlte demjenigen, der sie (ob aus eigenen oder fremden Entbehrungen, thut hier nichts zur Sache) besaß, außer dem zu selbstverständlicher Rückerstattung des Entliehenen dienenden Betrage noch darüber hinaus eine Leihgebühr während der Dauer der Entlehnung, und diese Leihgebühr war es, die den Besitzer der Ersparnisse veranlaßte, sich zeitweilig von seinem Eigentume zu trennen, eventuell sogar auf einen Nutzen zu verzichten, den er selber aus der Verwendung besagter Ersparnisse hätte ziehen können. Es verstand sich aber von selbst, daß man auf dieses Auskunftsmittel nicht zurückgreifen konnte, da ja mit dem Zinse das kaum beseitigte arbeitlose Einkommen, der Tribut des Arbeitenden an denjenigen, der ihm das Arbeitsmittel liefert, wieder eingeführt gewesen wäre. Die von einzelnen Phantasten ausgesprochene Erwartung, daß die Besitzer der Ersparnisse dieselben freiwillig auch ohne Zins denjenigen

überlassen würden, welche die nützlichste Verwendung für dieselben hätten, wurde verlacht. Derlei mochten schwärmerisch veranlagte Naturen gläubig hinnehmen, so lange es bloß darauf ankam, sich in schönen Redensarten für und wider zu ergehen; nun aber, wo in solchem Glauben auch hätte gehandelt werden müssen, wo wirkliche, greifbare Interessen davon abhingen, ob man vernünftig oder unvernünftig handelte, gab es keine Genossenschaft, die im geringsten Lust bezeigt hätte, mit ihren Anlagen zu warten, bis ihr fremde Leute unentgeltlich ihre Ersparnisse ausfolgen würden. Jedermann begriff, ohne daß es notwendig gewesen wäre, darüber gelehrte Untersuchungen anzustellen, daß es hier nur zweierlei gebe: entweder Beistellung aller erforderlichen Arbeitsmittel von Gesamtheitswegen, oder Zins. Denn daß die der Arbeitsmittel Bedürftigen, wenn ihnen das Erforderliche nicht zinslos von irgend welcher Seite geboten würde, sich zur Zinszahlung verstehen müßten und würden, war eben so selbstverständlich, als daß ihnen dieses Erforderliche zinslos eben nur von der Gesamtheit geboten werden könnte. Den individualistischen Anarchisten muß rühmend nachgesagt werden, daß sie diesen Sachverhalt — wegen ihrer richtigen Würdigung des Eigennutzes — weit rascher und rückhaltloser erkannten, als die kommunistischen Parteien, wofür sie hinwider allerdings naturgemäß zu denjenigen gehörten, denen besagtes Entweder-Oder anfangs den heillosesten Schrecken einjagte. Von der Gesamtheit, das ist also von der Gesellschaft, vom Staate, von den Behörden, neben all dem, was in der alten Ordnung ihre Aufgabe gewesen, auch noch etwas Neues, bisher dem Eigennutze der Individuen Anheimgegebenes zu verlangen — fürwahr das war eine Zumutung, die selbst der laueste Anarchist entrüstet von sich gewiesen hätte — wäre ihm überhaupt eine Wahl geblieben. Doch wie gesagt, es gab keine Wahl, das Schreckliche mußte gewagt werden — und siehe da, es verlor alle Schrecken, als man es sich näher besah.

Es verstand sich von selbst, daß den mit der Einsammlung und Verteilung der Ersparnisse betrauten Behörden so wenig Spielraum zur Willkür eingeräumt werden dürfe, als nur irgend möglich. Wenn es anging, sie in diesem Punkte zu gänzlich willenlosen, ihr Geschäft rein mechanisch vollführenden Werkzeugen des öffentlichen Bedürfnisses zu machen, war das sicherlich das Beste. Es gab nun

unter dem Walten der alten Ordnung eine Einrichtung, und zwar gerade auf dem hier in Frage kommenden Gebiete des Geld- und Kapitalwesens, die ziemlich genau dem entsprach, was nunmehr notthat. Es ist die Einrichtung des Bankwesens in seiner Reinheit, dasjenige, wofür das praktische Volk, welches dazumal jenseits des Ärmelkanals lebte, das Wort „Banking“ zu gebrauchen pflegte. Der Bankier im strengsten, ursprünglichsten Sinne des Wortes war nichts anderes, als der Mittelsmann, dessen sich die Kunden bedienten, um einander gegenseitig Kredit zu geben und zu nehmen. Er selber beanspruchte weder, noch gab er Kredit, sondern begnügte sich damit, Einlagen entgegenzunehmen und sie demjenigen wieder auszuhändigen, den ihm der Einleger bezeichnete. Er war also genau genommen nichts anderes, als der Kassierer und Buchhalter seiner Klienten und die Nützlichkeit dieser Einrichtung bestand der Hauptsache nach darin, daß durch die Zusammenfassung des Buch- und Kassenwesens hunderter und tausender im Übrigen ganz selbständiger Geschäftsleute, deren unablässig vorkommende wechselseitige Kreditgewährungen sich wechselseitig ausgleichen konnten. Von irgend welchem Einflusse des Bankiers — wohlverstanden des Bankiers, der sich auf das soeben geschilderte Geschäft beschränkte — auf die Verhältnisse seiner Kunden war nicht im entferntesten die Rede. Um jedoch im stande zu sein, die Vermittelung jener Kredite zu übernehmen, welche die Glieder des ganzen Gemeinwesens einander wechselseitig zu gewähren hatten, hätte ein solcher Bankier Buchhalter und Kassierer aller Glieder des Gemeinwesens sein müssen, d. h. es mußten ihn nicht bloß die Arbeitergenossenschaften als solche, sondern auch die einzelnen Mitglieder der Genossenschaften, ja jede Person ganz im allgemeinen zu ihrem Bankier machen, d. h. alle ihre Einnahmen und Ausgaben durch ihn einkassieren und auszahlen lassen.

Diese Verallgemeinerung des Bank- und Abrechnungswesens nun war wegen der unschätzbaren praktischen Vorteile, die sie auch abgesehen von dem im bisherigen angedeuteten Zwecke, nach zahlreichen Richtungen bot, thatsächlich bereits eingeführt. Die Arbeiter — in ihren geschäftlichen Angelegenheiten jetzt sehr gut beraten — hatten sich keinen Augenblick besonnen, das schon von der alten Wirtschaft benutzte, und zu ziemlich hoher Vollendung gebrachte Institut des Clearing-

Wesens, — d. h. der bankmäßigen Abrechnung und Ausgleichung all' ihrer wechselseitigen Geldangelegenheiten, bestens auszunützen und des ferneren auszubilden. Der Nutzen dieser Einrichtung war in die Augen springend. Sie machte erstlich mit einem Schlage den Gebrauch von Bargeld vollkommen überflüssig. Da alle Welt durch die Bank zahlte und einkassierte, so heißt das, daß niemand wirklich zahlte und einkassierte, sondern daß die Bank jedem zu Lasten oder zu Gute schrieb, was er zu zahlen oder einzukassieren hatte.

Zum zweiten brachte diese Einrichtung den noch um vieles wertvolleren Vorteil mit sich, daß sie absoluteste und vollkommenste Klarheit über alle geschäftlichen Verhältnisse verbreitete. Es konnte von da ab über Einnahmen und Ausgaben der Einzelnen sowohl, als der Arbeitsgenossenschaften keinerlei Geheimnis mehr bestehen. Da alles durch die Bücher der Bank ging, so brauchte der Inhalt dieser Bücher bloß übersichtlicht geordnet periodisch veröffentlicht zu werden, damit jedermann sich jederzeit über alle ihm wissenswert erscheinenden materiellen Verhältnisse mit einer jede Täuschung ausschließenden Sicherheit unterrichten könne. Nun war aber möglichst weitgehende Öffentlichkeit und Durchsichtigkeit dieser materiellen Verhältnisse von geradezu entscheidender Wichtigkeit für die neue Ordnung der Dinge. Das allen gleichmäßig zugesprochene Recht, von allen Produktionsmitteln beliebigen Gebrauch zu machen, war nur dann eine greifbare, praktische Wahrheit, wenn jedermann sich auch in der Lage befand, zu beurteilen, welches Produktionsmittel, d. h. welche Landwirtschaft, welche Fabrik u. s. w. es sei, deren Benutzung ihm jeweilig nach Lage der Dinge den seinen Fähigkeiten und Neigungen entsprechenden größten Nutzen gewähren würde. Man konnte allerdings von den Genossenschaften die Veröffentlichung ihrer Betriebsergebnisse sowohl, als der in ihnen auf die einzelnen Genossen jeweilig entfallenden Gewinnanteile fordern; allein das wäre schwerfällig, nicht unter allen Umständen absolut verläßlich und immerhin mit etwas Zwang verbunden gewesen. Die Bank dagegen besorgte das Alles mit einer Pünktlichkeit und Verläßlichkeit, die nichts zu wünschen übrig ließ, ohne daß man die Einzelnen wie die Genossenschaften auch nur mit einer Frage zu behelligen nötig hatte.

Zum dritten bot die nämliche Einrichtung eine sichere und zugleich jeder wie immer gearteten Willkür oder Chikane schlechthin unzugängliche Methode der Bemessung sowohl als der Einhebung der im öffentlichen Interesse notwendigen Abgabe. In Wahrheit hatten die beschließenden und die ausübenden Behörden nichts zu thun, als erstlich ganz im allgemeinen die Summe festzustellen, deren das Gemeinwesen zu den von ihnen beschlossenen Zwecken bedurfte, und zum zweiten die Verwendung dieser Summe vorzunehmen. Alles was dazwischen lag, also Verteilung der Abgabe auf die einzelnen Abgebepflichtigen und Eintreibung der auf die Einzelnen ausgeworfenen Anteile, konnte von da ab zur bloßen, mechanischen Rechnungssache gemacht werden. Das Gemeinwesen erhielt gleich jedem Einzelnen und gleich jeder Genossenschaft sein Conto in den Büchern der Bank, und wenn nun die Summe des öffentlichen Erfordernisses für ein bestimmtes Jahr von den Behörden beschlossen worden war, so schrieb zunächst die Bank dem Gemeinwesen die fragliche Summe in ihren Büchern gut; daraufhin hatten die Rechenkünstler der Bank herauszufinden, wie viel Percent des Gesamteinkommens aller Glieder des Gemeinwesens die Abgabe ausmache, und war auch das gefunden, so wurde um diesen Percentsatz das Einkommen eines jeden Kunden Post für Post gekürzt. Die Abgabe war also eingehoben, ohne daß die Behörden damit auch nur das Geringste zu thun hatten; sie konnten, selbst wenn sie gewollt hätten, keinerlei Bedrückung oder Begünstigung üben.

Aber mit all dem war die Frage der Kapitalbeschaffung noch nicht gelöst. Die zu öffentlichen Zwecken eingeforderte Abgabe um einen entsprechenden Betrag zu erhöhen und aus diesem die kapitalbedürftigen Genossenschaften zu bedenken, war allerdings leicht; es fragte sich bloß, ob es auch gerecht und deshalb auf die Dauer durchführbar sei. Mit dem bloßen Hinweise darauf, daß es ja ihre eigenen Ersparnisse wären, die man solcherart den Arbeitenden zuwenden würde, war nicht geholfen. Denn damit war noch lange nicht bewiesen, daß die Ersparnisse den n ä m l i c h e n Arbeitenden zugute kommen, welche sie aufgebracht haben. Aufbringen mußten sie — wenn dies in Form eines Zuschlags zur öffentlichen Abgabe geschah — alle nach Maßgabe ihrer Arbeitsleistung; Vorteil aber zogen aus ihr — anscheinend — bloß diejenigen, die den durch

die Abgabe ermöglichten öffentlichen Kredit für sich in Anspruch nahmen."

„Anscheinend, sagst Du?" unterbrach ich den Meister. „Ich sollte meinen, daß dem nicht bloß scheinbar, sondern in Wirklichkeit so gewesen wäre. Es ist doch klar, daß z. B. die Landwirte nichts davon gehabt hätten, wenn — sagen wir etwa die Spinner — mit Hilfe des Geldes, welches beide gleichmäßig dem Staate beisteuerten, eine neue Fabrik errichteten oder neue Maschinen kauften. Es mochte vielleicht später einmal dazu kommen, daß der Landwirt seinen Betrieb verbessert, mit Geldern, zu denen auch der Spinner beisteuert; aber es lag doch keine sichere Gewähr vor, daß dies überhaupt und am wenigsten, daß es in gleichem Umfange geschehen werde. Man braucht nicht in jedem Betriebe gleich viel Kapital und ich begreife nicht, wie diejenigen, die wenig Kapital brauchen, ohne gewaltthätiges Unrecht gezwungen werden können, für diejenigen beizusteuern, die viel Kapital brauchen. Könnte man sich über all das so leicht hinwegsetzen, so wäre ja schließlich auch vom bürgerlichen Staate zu helfen gewesen. Am Willen dazu hat es doch auch zu meiner Zeit nicht überall gefehlt; es gab Staatsmänner genug, die gerne bereit gewesen wären, den beschäftigungslosen Arbeitern aus öffentlichen Mitteln Arbeitsgelegenheit zu schaffen; sie waren jedoch außer stande, es in größerem Stile zu thun, weil sie vor der Gewaltthat zurückschreckten, systematisch und planmäßig Gelder, die alle Welt aufgebracht, Einzelnen zuzuwenden."

„Und jene Staatsmänner hatten von ihrem Standpunkte aus auch vollkommen recht. Sie durften die öffentlichen Einnahmen allenfalls zu Werken der Mildthätigkeit verwenden, sie konnten, wenn die öffentliche Meinung dafür war, in Fällen besonderen Notstandes mit Staatsgeldern aushelfen; die öffentlichen Einnahmen regelmäßig zur Ausstattung noch so unterstützungsbedürftiger und unterstützungswürdiger Menschen mit Arbeitsmitteln zu verwenden, wäre damals ein offenbares Unrecht gewesen, denn damals hatten die Beisteuernden thatsächlich nichts, oder doch nichts ihrer Beisteuer entsprechendes davon, wenn andere Personen mit Arbeitsmitteln ausgestattet wurden. Ja, sie konnten unter Umständen sogar Nachteil davon haben. Der Spinner z. B., dem man solcherart aus

öffentlichen Mitteln eine Spinnerei als Nachbar hinbaute, wäre vielleicht durch die neuen Konkurrenten ruiniert worden; hätte er nicht allen Grund gehabt, zu der Klage, daß man sein Geld dazu benütze, ihn zu schädigen? Ganz anders aber verhält es sich damit seit der sozialen Revolution. Vergesse nicht, daß von da ab die Produktionsmittel nicht mehr Privateigentum, sondern Gemeingut waren, jedem zur Benützung zugänglich, der sich ihrer bedienen wollte; es liegt also im Wesen der Sache, daß niemand ein Unrecht zugefügt werden konnte, wenn man öffentliche Einnahmen zur Vermehrung oder Verbesserung dieses öffentlichen Gutes verwendete. Und dem war in der That nicht so. Dem Landwirte, dessen Du in Deinem Beispiele gedachtest, konnte es von da ab ganz gleichgiltig sein, ob seine Abgabe zur Anschaffung von landwirtschaftlichen oder Spinnerei-Maschinen, ob in seinem eigenen oder in einem fremden Betriebe verwendet wurde; er zog in allen diesen Fällen den gleichen Vorteil aus der Verwendung. Steigerten die verbesserten Arbeitsinstrumente den Gewinn in einem fremden Betriebe, so hatte das zur unvermeidlichen Folge, daß dort entweder die Preise zurückgingen, oder daß sich vermehrte Arbeitskräfte dorthin wendeten, insolange, bis die Gewinnziffer sich mit der dem allgemeinen Durchschnitt entsprechenden — also auch mit der seinigen — ins Gleichgewicht gesetzt hatte. War es sein eigener Betrieb, dessen Gewinn infolge neuer Kapitalzuwendung wuchs, so mußte er, d. h. sein Betrieb, entweder mit den Preisen des Produkts zurückgehen, oder er erfuhr den Zufluß frischer Arbeitskräfte, bis der Gewinn sich ins Gleichgewicht mit dem Durchschnittsgewinne gesetzt. Jedermann, der überhaupt arbeitete, zog solcherart den gleichen Nutzen aus der Gesamtheit aller Arbeitsmittel, er mochte sie unmittelbar selber benützen oder nicht. Auch der Umfang seines Nutzens von welchem Arbeitsmittel immer hing nicht davon ab, ob er selber oder ob andere dieses Mittel unmittelbar benützen, sondern lediglich vom Umfange seiner Arbeit. Arbeitete er viel, so machte er starken, arbeitete er wenig, so machte er geringen Gebrauch von allen Arbeitsmitteln. Ein Unrecht, eine Unverhältnismäßigkeit zwischen Beitrag und Nutzen wäre also nur dann möglich gewesen, wenn derjenige, der viel arbeitete und aus seiner Arbeit einen großen Nutzen zog, unter Umständen wenig, derjenige, der wenig

und mit geringem Nutzen arbeitete, unter Umständen viel zur Beschaffung und Verbesserung der Arbeitsmittel hätte beisteuern müssen. Doch auch das war ganz undenkbar, da es ja nur eine einzige Abgabe gab, die vom Ertrage der Arbeit geleistet wurde, und sohin jedermann selbstverständlicher Weise genau im nämlichen Verhältnisse beisteuerte, in welchem er Nutzen aus den Arbeitsmitteln zog. Von einem Unrecht bei Bemessung und Verwendung des zur Kapitalbeschaffung bestimmten Teiles der öffentlichen Abgabe konnte also nicht im Entferntesten die Rede sein. Eben so wenig nach dem vorhin über die Art der Abgabe-Erhebung im allgemeinen Gesagten, von behördlicher Willkür. Da der zu Aufbringung der Betriebsmittel der unterschiedlichen Arbeitszweige bestimmte Zuschlag selbstverständlich ganz in der nämlichen Weise von der Bank berechnet und eingehoben wurde, wie die zu öffentlichen Zwecken bestimmte Abgabe, so hatten die beschließenden und ausübenden Behörden auch damit nicht das geringste zu schaffen.

Es blieb nur noch eine Sorge, die nämlich, daß bei Verwendung dieses Teiles der Abgabe Willkür platzgreifen könne. Wenn Bewilligung und Ausmaß der Kredite von den Behörden abhängen sollte, so lag darin anscheinend eine sehr starke Versuchung zur Protektion, ja Korruption. Und doch erwies sich auch dieses Bedenken sehr bald als gegenstandlos. Da Alles, was welcher Genossenschaft immer zu Zwecken ihrer Ausrüstung mit Arbeitsinstrumenten bewilligt wurde, für alle Fälle zum Gemeingut Aller ward, so war es auch gleichgiltig, welcher Genossenschaft man den Kredit zusprach. Die Arbeiter, denen das Kapital zur Verwendung übergeben wurde, waren gleichsam bloß die Werkzeuge des Gesamtwillens, denen eine bestimmte Summe zur Verwendung im Gesamtinteresse zufiel. In der Zuwendung an diesen oder jenen, im höheren oder geringeren Ausmaß der bewilligten Summen konnte weder Gunst noch Mißgunst liegen. Böser Wille oder Parteilichkeit der Behörden war also nicht zu besorgen. Dagegen konnte eine Zeit lang behördliche Ungeschicklichkeit allerdings Schaden stiften. Denn da anfangs, so lange die Ausstattung sämtlicher Arbeitszweige mit durchaus der modernen Technik entsprechenden Werkzeugen und Maschinen noch nicht vollbracht war, die Kapitalansprüche ungeheuer groß, die Kraft zu deren Befriedigung aber

erst im Entstehen begriffen war, so mußte eine Auswahl getroffen werden, die selbstverständlich von der Einsicht der Behörden abhing, und diese Einsicht traf — abermals selbstverständlich — nicht immer das absolut richtige. Es kam vor, daß man die zur Beschaffung vollkommener Betriebsmittel erforderlichen Kredite solchen Industrieen bewilligte, nach deren Erzeugnissen der Bedarf nicht gar so dringend gewesen wäre, während andere Industrien warten mußten, deren Erzeugnisse aufs empfindlichste mangelten; es geschah, daß durch ungleichartige Behandlung gleichartiger Industrien Wanderungen zahlreicher Arbeiterschaften notwendig wurden, die bei geschickterem Vorgehen zu vermeiden gewesen wären. Aber dies und ähnliches nahm man als unvermeidliche Folgen menschlichen Irrtums mit ruhiger Heiterkeit hin, da man sich dessen sehr wohl bewußt war, daß auch das bloß vorübergehend möglich sei. Nach verhältnismäßig kurzer Zeit — wenn ich nicht irre schon zu Ende des dritten Jahres der Revolution — hatten auch diese behördlichen Irrtümer ihr Ende gefunden, weil eben von da ab die Mittel des Gemeinwesens hinreichten, um jeden, von welcher Seite immer auftauchenden Kreditbedarf zu befriedigen, womit selbstverständlich der letzte Rest behördlicher Einmischung auf die Kreditbewilligung sein Ende fand."

„Wie das? Damit soll doch nicht etwa gesagt sein, daß alle Kreditforderungen wahllos befriedigt wurden?"

„Allerdings soll das damit gesagt sein. Sowie das Gemeinwesen in seiner Leistungsfähigkeit genügend erstarkt war — in welcher Weise diese Erstarkung erfolgte, wirst Du gelegentlich erfahren — ergab sich als selbstverständlich, daß allen Kreditforderungen entsprochen wurde, ohne daß die Behörden dareinzureden hatten."

„Aber das ist doch — meines Erachtens zum mindesten — eine bare Unmöglichkeit. Mag das soziale Gemeinwesen noch so reich geworden sein — und Du weißt, ich habe keine geringe Meinung von Euerem Reichtume — allen Geldforderungen konnte es doch unmöglich entsprechen. Denn aller Reichtum hat schließlich eine Grenze; die menschlichen Wünsche aber sind grenzenlos."

„Ja, das sind sie — wenn nämlich der Wünschende nicht zu bezahlen braucht, was er wünscht. Wenn den Kapitalbedürftigen

geschenkt worden wäre, was sie brauchten, dann allerdings hätte kein noch so gewaltiger Reichtum genügt, um alle ihre Forderungen zu befriedigen. Aber sie erhielten keine Geschenke, sondern Kredite, zinslose Kredite zwar, die aber denn doch zurückerstattet werden mußten. Sache der beschließenden Behörden war es, für jede besondere Art von Krediten besondere Abzahlungstermine zu bestimmen, deren kürzere oder längere Ausdehnung sich nach der kürzeren oder längeren Dauerhaftigkeit jener Arbeitsmittel richtete, zu deren Anschaffung die Kredite dienten. Es gab Kredite, die in fünfzig Jahresraten und solche, die binnen Jahresfrist getilgt sein mußten. Zahlungsweigerung, oder auch nur Nichteinhaltung der Termine war gänzlich ausgeschlossen, da die Zahlung nicht vom Belieben der dazu Verpflichteten abhing, sondern ohne deren Zuthun durch die Bank besorgt wurde, die aller Welt Vermögen in der Hand, richtiger in ihren Büchern hatte. Es mußte sich also jeder Kreditwerber — und als solche traten dem Wesen der Sache nach bloß die Arbeitergenossenschaften auf — weislich überlegen, ob er nützliche Verwendung für das verlangte Kapital habe, d. h. er mußte wissen, ob er durch Inanspruchnahme und Verwendung des Kredits seine Einkünfte vergrößern werde. Das nun traf offenbar nur dann zu, wenn die Konsumenten der von einer solchen Genossenschaft erzeugten Güter im Preise derselben außer dem von besagter Genossenschaft bis dahin erzielten Gewinne auch die Amortisationskosten der neuen Anlagen bezahlten. Das thun die Konsumenten — in der neuen, wie in der alten Ordnung — nur wenn sie erstlich die erzeugten Dinge brauchen und wenn zum zweiten die neuen Anlagen notwendig sind, damit diese Dinge erzeugt werden. Um es kurz zu sagen: vernünftige Geschäftsleute beanspruchen nur solche Kredite, für welche nicht sie selber, sondern das ihre Erzeugnisse kaufende Publikum Zahlung leistet. Und so hielten es denn selbstverständlich auch die Genossenschaften. Sie konnten irren, das ist wahr, aber sie, die ihren Geschäftszweig doch am besten kannten, irrten jedenfalls weitaus seltener, als die Behörden in diesem Punkte geirrt hätten."

„Wie aber, wenn die Einnahmen der haftenden Genossen zur Bezahlung einer solchen Schuld nicht genügten?"

„In einem solchen Falle hätte allerdings die Gesamtheit den

Schaden zu tragen gehabt. Doch abgesehen davon, daß Fallimente in einem Gemeinwesen, in welchem es keine Überproduktion, keinen Wucher und keinen Betrug geben kann, nicht vorkommen, lag es auch durchaus in Belieben des Gemeinwesens, d. h. der zur Wahrung der öffentlichen Interessen eingesetzten Behörden, Kredite, die möglicherweise nicht volle Deckung finden könnten, zu verweigern."

„Das verstehe ich nicht. Wer vermag zu beurteilen, wie es um die Zahlungsfähigkeit einer Person oder einer Gesellschaft von Personen in Zukunft bestellt sein wird? Um das vorher zu wissen, müßten die sozialistischen Behörden Götter sein, und da sie das nicht sind, so läßt diese harmlos klingende Klausel durch eine Hinterthür jene Willkür bei der Kreditgewährung ein, auf deren Verhütung so großer Nachdruck gelegt wurde und die auch ich für unvereinbar mit Freiheit sowohl als Fortschritt halte. Wohin soll es führen, wenn nicht bloß bei jeder Neugründung eines Unternehmens, sondern auch bei dessen Erweiterung und Verbesserung, behördliche Weisheit darüber zu entscheiden hat, ob die Neuerung zulässig sei oder nicht? Unter dem Vorgeben, daß sie zum Ruine der Unternehmer führen könnte, hätten es die Behörden in der Hand, die hierzu erforderlichen Mittel zu verweigern. Erinnere Dich daran, daß es sehr gelehrte Körperschaften waren, die den Erfinder des Dampfschiffs für einen Narren, die Eisenbahn für eine unpraktische Spielerei erklärten, die . . ."

„Beruhige Dich! Von all' dem ist hier keine Rede. Vor der Revolution, wo das Vermögen jedes Einzelnen, auch des Reichsten, aus Dingen bestand, die ihm über Nacht aus Händen schlüpfen oder der Entwertung verfallen konnten, war es allerdings unmöglich, ein absolut sicheres Urteil über die zukünftige Zahlungsfähigkeit welches Menschen oder welcher Gesellschaft von Menschen immer abzugeben. Der Reichste konnte morgen ein Bettler sein. Anders nach der Revolution. Von da ab bestand und besteht jedermanns Vermögen aus seiner Arbeitskraft und aus seinem Nutzungsrechte an der Gesamtheit aller Arbeitsmittel. Welches Einkommen dieses Vermögen dem Einzelnen biete, konnte jeden Moment aus den Büchern der Bank ersehen werden. Dieses Einkommen war für jeden Einzelnen schlechthin unverlierbar . . ."

„Auch wenn er krank oder arbeitsunfähig wurde? . . .“

„Bis zu einem gewissen Grade auch dann. Doch das jetzt zu erklären, würde uns zu weit von unserm Gegenstande abführen. Also dieses Einkommen konnte niemand verlieren; im Gegenteil, es mußte notwendigerweise mit jedem Wachstume des allgemeinen Fortschritts unablässig wachsen. Natürlich ging es nicht an, das ganze Einkommen als zur Schuldabtragung verfügbar anzusehen, wohl aber einen Teil desselben. Welchen Teil? Darüber war allerdings Meinungsverschiedenheit möglich, aber nur in sofern, als in Frage kam, welcher Teil zur Schuldentilgung herangezogen werden könne, ohne dem Schuldner all' zu wehe zu thun. Darüber mußte die, die öffentliche Meinung in diesem Punkte vertretene Behörde, schlüssig werden und zwar selbstverständlich nicht von Fall zu Fall, was zu Willkür Anlaß geboten hätte, sondern als allgemeine, ausnahmslose Regel; daß dann der zu solchem Zwecke bestimmte Einkommensbestandteil der Schuldner erforderlichenfalls diesem Zwecke auch thatsächlich zugeführt wurde, lag gar nicht mehr in der Willkür weder der Behörden, noch der Schuldner; die Bank besorgte die Sache durch Zu- und Abschreibung in ihren Büchern.“

„Das ist in der That eine bei aller Einfachheit wunderbare Einrichtung. Doch kehren wir zu unseren individualistischen Anarchisten zurück.“

„Wir sind fertig mit ihnen, d. h. wir haben sie durch alle ihre Entwickelungsphasen hindurch verfolgt und gesehen, wie sie nicht infolge, sondern trotz ihrer Principien durch die unerbittliche Gewalt der Thatsachen zu jener Ordnung hingedrängt wurden, die mit unwesentlichen Änderungen auch die heutige ist. Wenden wir uns nun den zwei anderen Hauptrichtungen des Sozialismus zu.“

IV.

„Der kommunistische Anarchismus fand gleich dem individualistischen die eine Voraussetzung seiner Wirksamkeit, nachdem die alte Ordnung besiegt worden war, fertig vor: die Autoritätlosigkeit. Nicht so die andere: das Arbeiten zum Vorteile der Gesamtheit. Zwar für Anderer Vorteil sich zu plagen, waren die Arbeitenden nur zu sehr gewohnt gewesen, so sehr, daß es gerade diese Angewöhnung war, was die Idee des Kommunismus überhaupt möglich machte. Aber der Andere, für den sich zu plagen sie gewohnt gewesen, der Kapitalist oder Einzelunternehmer, war beseitigt, und jener, den der Kommunismus an dessen Statt setzen wollte, noch nicht vorhanden. D. h. der neue Herr, die Gesamtheit, existierte zwar damals wie von jeher; aber er war vorerst noch außer stande, die ihm angebotenen guten Dienste der Arbeitenden einzuheimsen. Einfach drauf los zu arbeiten und es dem guten Glücke zu überlassen, ob das Erarbeitete auch in die Hände derjenigen Glieder der Gesamtheit gelangen werde, die es gebrauchen konnten, wäre allenfalls in kleinen, von der Außenwelt abgeschlossenen Gemeinden gegangen. Da es sich um Volks- und Weltwirtschaft handelte, mußte irgend etwas geschaffen werden, um jene Rolle zu übernehmen, die bis dahin der Handel gespielt hatte. Die individualistischen Anarchisten, die kauften und verkauften gleichwie man es zuvor gehalten, hatten diesbezüglich höchstens einige mit den neuen Betriebsmethoden Hand in Hand gehende Verbesserungen durchzuführen gehabt; der kommunistische Anarchismus mußte vollkommen neues schaffen.

Es gab da z. B. im Norden des damaligen Frankreich ein

großes Eisenwerk, dessen 15 000 Arbeiter insgesamt anarchistische Kommunisten waren. Sie begrüßten den Gedanken, daß nunmehr die Brüderlichkeit das allein herrschende Princip sein solle, mit jubelnder Begeisterung. Gern waren sie bereit, mit ihrer Produktion für Rechnung der Gesamtheit fortzufahren. Daß das Ergebnis ihres Fleißes nicht ihnen gehören solle, besaß für sie nichts abschreckendes; hatte es doch auch bisher nicht ihnen gehört, sondern dem Unternehmer, der ihnen im Austausche dafür bloß das zur Lebensfristung erforderliche gab. Diese Lebensnotdurft versprach ihnen nun auch der neue Herr, und zwar reichlicher als der alte. Aber die Zusage allein nützte wenig; sie mußte auch gehalten werden, und das machte sich nicht so ganz von selber. Es mußte jemand da sein, der ihr Eisen in Empfang nahm, es denjenigen, die es gebrauchten, oft tausende Kilometer weit nach den verschiedensten Himmelsrichtungen zuführte und umgekehrt aus den verschiedensten Entfernungen die Nahrungsmittel, Kleidungsstücke u. s. w. herbeischaffte, deren hinwieder sie bedurften, sollten sie nicht verhungern und erfrieren. Und dieselbe Notwendigkeit ergab sich überall, wo Produzenten und Konsumenten nicht zufällig unmittelbare Nachbarn waren. Der kommunistische Anarchismus hatte also, bevor er ans Werk schreiten konnte, mit dem zu beginnen, was seinen Principien am gründlichsten zuwider war; er mußte öffentliche Behörden schaffen. Doch er tröstete sich damit, daß er diesen Behörden alle Autorität versagen, sie zu willenlosen Werkzeugen des Gesamtbedürfnisses machen werde. Sie sollten die erzeugten Güter von den Erzeugern zu den Verzehrern schaffen, und damit gut. Die Not drängte und unter ihrem Stachel kamen die Wahlen der Vertrauensmänner rasch zu stande. Erwartungsvolle Freude herrschte allenthalben im kommunistisch-anarchistischen Lager, denn nun sollte die Ära der grenzenlosen Brüderlichkeit ihren thatsächlichen Beginn nehmen. Aber die Vertrauensmänner sahen sich vor einer ganz eigenartigen Schwierigkeit."

„Ich verstehe. Alle Welt wollte möglichst wenig arbeiten und möglichst viel genießeu; wer am lautesten schrie, erhielt was er wollte, der Bescheidenere, oder der es nicht verstand, mit dem gehörigen Nachdrucke zu schreien, hatte das leere Nachsehen?"

„Bewahre! Das war es nicht. Wahrscheinlich, daß es später

auch dazu gekommen wäre. Aber ich sagte Dir ja, daß die Menschen damals von einem wahren Taumel der Begeisterung ergriffen waren. Es erfüllte sie wirklich alle, vielleicht mit verschwindenden Ausnahmen, die aber in dem Meere des allgemeinen Wohlwollens spurlos verschwanden, der beste Wille. Der Starke trat liebevoll zurück vor dem Schwachen; es hätte als Schande gegolten, weniger zu leisten, als man nur irgend vermochte, und mehr zu fordern, als einem jeden gebührte. Aber es kam gar nicht zu Bethätigung all dieser schönen Eigenschaften. Die Vertrauensmänner waren nicht im stande, ihres Amtes zu walten, weil sie nicht wußten, was sie mit den Erzeugnissen, die ihnen an allen Produktionsorten zur Verfügung standen, eigentlich beginnen sollten."

„Das verstehe ich nicht. Sie hatten doch bloß die Aufgabe, diese Erzeugnisse den Konsumenten zuzuführen."

„Richtig. Aber nach welchem Teilungsschlüssel sollten sie es thun? Das der Brüderlichkeit am vollkommensten entsprechende war offenbar, einem jeden nach seinem Bedürfnisse zuzumessen. Aber was war das Bedürfnis eines jeden? Es gab z. B. in Rußland sehr zahlreiches Vieh, von welchem so viel allerdings klar war, daß man seiner anderwärts dringend bedürfe. Aber wo bedurfte man seiner am dringendsten? Denn auch die auf die Spitze getriebene Brüderlichkeit verlangt doch nur, daß ich dem Bruder den Ochsen überlasse, den ich allenfalls gern selber verzehren möchte, wenn ich weiß, daß der Bruder den Ochsen notwendiger oder doch mindestens eben so notwendig braucht wie ich. Gäbe es einen Markt, wo der Ochse gekauft, d. h. für andere Güter eingetauscht werden muß, so könnte hierüber kein Zweifel entstehen: der Ochse wäre dann demjenigen am nötigsten, der am meisten für ihn bietet, und diesem würde er dann auch gehören. Aber wie sollte das ohne Markt entschieden werden? Man konnte die Leute allenfalls fragen. Aber wenn das auch so ohne weiteres gegangen wäre, was hätten denn die Leute antworten sollen? Sie konnten sagen, daß sie den Ochsen brauchen, daß sie ihn sehr notwendig brauchen, daß sie ihn ganz außerordentlich notwendig brauchen; hätte das den Vertrauensmännern genügen sollen? Gab es für sie eine Möglichkeit, die verschiedenen Notwendigkeiten nach bloßen Redensarten gegeneinander abzuwägen?

Sie hätten also nach Willkür entscheiden müssen. Daß dies unzulässig sei, begriffen sie. Es mußte folglich an einen anderen Verteilungsschlüssel gedacht werden, und dieser bestand darin, einem jeden das Gleiche zuzumessen. Aber damit war man in Wahrheit dem zu erreichenden Ziele um nichts näher gerückt. Was ist das Gleiche? Hätte alle Welt die nämlichen Dinge gebraucht, so wäre die Sache überaus einfach gewesen; man hätte jedermann die gleiche Anzahl Meter, Liter, Kilogramme des nämlichen Gutes, also z. B. 100 Meter Tuch, 100 Liter Wein, 100 Kilogramm Weizen zugemessen und zugewogen. Aber die Menschen hatten damals wie allezeit höchst verschiedenartige Bedürfnisse. Der eine brauchte Tuch, Wein, Weizen, der andere Leinwand, Bier, Fleisch, ein dritter daneben noch Obst, ein vierter statt des Obstes Fische. Wie sollte man diese verschiedenartigen Dinge gegeneinander abwägen? Hier giebt es nur einen Maßstab, den Wert. Dinge gleichen Wertes sind für den Gebrauch gleich. Aber um den Wert in der bis dahin üblich gewesenen Weise zu finden, hätte man abermals einen Markt gebraucht. Man machte also Versuche, den Wert nach neuartiger Methode, ohne Markt, zu finden. Die Dinge sind so viel wert, als Arbeit in ihnen steckt, sagte man. Ein Ding, das binnen zwei Stunden zu erzeugen ist, hat doppelten Wert, wie ein Ding, welches das Ergebnis einstündiger Arbeit ist; man braucht also bloß zu wissen, wie viel Arbeit in den Dingen steckt, und man weiß, was sie wert sind. Das ist nun an und für sich bis zu einem gewissen Grade ganz richtig, brachte aber die Sache trotzdem um keinen Schritt weiter. Denn zunächst sind bloß jene Dinge gleich viel wert, die gleich viel gleichwertige Arbeit enthalten. Das ist nun die Arbeit des Fleißigen und des Faulen, des Geschickten und des Ungeschickten, nicht. Ebenso ungleichwertig ist die Arbeit des mit vollkommenen und die des mit unvollkommenen Werkzeugen ausgerüsteten Arbeiters. Zudem aber ist, damit die Arbeit selbst nach Einrechnung all dieser in der Natur der Sache gelegenen Unterschiede gleichwertig sei, schlechthin notwendig, daß die Arbeitenden einen verläßlichen Maßstab zur Hand haben, an welchem sie zu erkennen vermögen, ob sie ihre Kraft an die Erzeugung hochwertiger oder wertloser Dinge wenden. Warum ist die Arbeit des Schuhmachers so viel wert, als die des Kleider-

verfertigers? Weil der Schuhmacher, wenn er sieht, daß seine Arbeit minderwertig wird, aufhört Schuhe zu verfertigen und Kleider erzeugt. Merkt er diese Minderwertigkeit nicht, fährt er fort Schuhe zu erzeugen, die man nicht, oder nicht so notwendig braucht als Kleider, so kann der Umstand, daß nach wie vor die gleiche Arbeit in beiden steckt, nimmermehr bewirken, daß sie gleichwertig seien.

Doch über all das hätten sich die mit der Güterverteilung betrauten Organe vielleicht hinweggesetzt. Das waren Schwierigkeiten, mit denen sich in erster Reihe die Gütererzeugung zu befassen hat. Der Brüderlichkeitstaumel war so groß, daß man es geduldig hingenommen hätte, wenn die solcherart als gleich bezeichneten Dinge in Wahrheit höchst ungleichwertig gewesen wären. Was man zunächst brauchte, das war ein Teilungsschlüssel, und sei es auch ein noch so ungenauer, an den sich die mit der Verteilung betrauten Organe halten konnten, ohne zu nackter Willkür greifen zu müssen, und wenn man nur überhaupt hätte herausfinden können, wie groß der in jedem Dinge thatsächlich steckende Arbeitsaufwand sei, so hätten sich die Vertrauensmänner darnach gerichtet, es den Produzenten überlassend, wie sie mit solchem Wertmaße zu produzieren vermögen. Es zeigte sich aber, daß auch dieser Teilungsschlüssel ein ganz und gar unfaßbares Ding sei. Denn der Wert jedes Dinges richtet sich nicht bloß nach der Arbeit, die zu seiner Endanfertigung erforderlich war, sondern nach all jener Arbeit, die in all jenen Dingen steckt, die bei seiner Anfertigung nach welcher Richtung immer ins Spiel kamen. D. h. der Schuh ist nicht bloß so viel wert, als die Arbeit des Schuhmachers, sondern überdies so viel als die des Gerbers, der das Leder verfertigte, des Landwirts, der das Rind züchtete, von dessen Haut das Leder stammt, des Baumeisters, der die Werkstatt des Schuhmachers errichtete, des Schmiedes, der den Maurern die Werkzeuge schuf, des Bergmannes, der das Eisen der Werkzeuge schürfte und so fort ins Unendliche. Herauszufinden, wie viel menschliche Arbeit auf jedes Ding gewendet worden bei all den tausendfach verschlungenen Wegen, die es kraft der hochentwickelten Arbeitsteilung durchmessen, ist die Aufgabe allwissender Götter, und da sich die kommunistischen Organe nicht Gottähnlichkeit anmaßten, so begriffen

sie, daß ohne einen Markt, auf welchem sich der Wert durch Angebot und Nachfrage feststellt, auch die gleiche Teilung ebenso unmöglich sei wie die nach dem Bedürfnisse.

Blieb als dritter Ausweg, einen jeden nach seiner Leistung zu bedenken. Doch hier zeigte sich die nämliche Schwierigkeit, wie bei der gleichen Teilung, vermehrt noch durch die Unmöglichkeit, den Wert der verschiedenen Leistungen ohne Angebot und Nachfrage herauszufinden. Wer mehr geleistet, sollte mehr erhalten; aber wonach sollte dieses Mehr der Leistung beurteilt werden? Etwa bloß nach der längeren Dauer der Arbeit? Dann war also die einstündige Leistung des Faulen, Ungeschickten gleich der des Fleißigen, Geschickten? Warum nicht? meinten die Bekenner der Brüderlichkeit. Es kommt bloß darauf an, daß jedermann leiste, was er kann; der Faule und der Ungeschickte sind unschuldig an ihrem mangelhaften Können; es wäre hart, sie dafür zu strafen. Aber wenn das richtig ist, dann läßt sich nicht begreifen, warum nicht auch die einstündige Arbeit des Faulen oder Schwachen, der zweistündigen des Fleißigen oder Starken gleichgesetzt werden soll, denn sie kostet ihm keine geringeren Opfer; dann giebt es überhaupt keinerlei äußerliches Merkmal für die Bemessung der Leistungen und es bleibt nichts anderes übrig, als alle Leistungen ohne weiteres gleichzustellen, oder irgend ein Tribunal einzurichten, welches über die Abstufungen der Leistungen zu urteilen hat. Also abermals Willkür! Aber selbst wenn es möglich gewesen wäre, die Abstufung der Leistungen in einer mit Freiheit verträglichen Weise zuwege zu bringen, wäre doch für alle Fälle die Sache nicht anders gestanden, wie bei der gleichen Teilung. Die Vertrauensmänner vermochten ebensowenig ohne Markt das Kunststück zuwege zu bringen, jedem so viel zuzumessen, wie seiner Leistung entsprach, als sie es vermochten, jedem das Gleiche zuzumessen, weil sie doch vorerst hätten wissen müssen, was die Dinge, um deren Verteilung es sich handelte, wert seien. Ob jedermann Dinge erhalten soll, in denen gleich viel Arbeit steckt, oder Dinge, in denen so viel Arbeit steckt, als er selber zum gemeinen Besten aufgewendet, war ganz gleichgiltig; um sich darnach zu richten, hätte man im einen wie im anderen Falle zuvor wissen müssen, wie viel Arbeit in den Dingen stecke.

Die bedauernswerten Vertrauensmänner sahen sich daher außer stande, vernünftig und ohne offenbare Willkür ihres Amtes zu walten. Es tauchte daraufhin noch der Vorschlag auf, von einer Verteilung der Güter gänzlich abzusehen und sich an den Grundsatz zu halten, daß jedermann die seinen Bedürfnissen entsprechende Arbeit selber zum gemeinen Besten beitragen möge. Wenn man, so hieß es, den Wert der Dinge ohne Markt nicht feststellen kann, ei dann tauschen wir nicht die Dinge, sondern die Leistungen selber. Wir wissen nicht, wie viel Kleider der Schuhmacher im Austausch für seine auf die Schuhe verwendete Arbeit erhalten soll? Nichts einfacher, als da zu helfen; der Schuhmacher soll so viel, als seinem Kleiderbedarfe entspricht, auch in der Kleiderfabrik arbeiten. Der Schriftsteller oder Gelehrte weiß nicht, was er dem Buchdrucker, der seine Schriften setzt und druckt, als Entgelt bieten kann? Er soll so viel Setzer- und Druckerarbeit leisten, als er zur Fertigstellung seines Buches beanspruchte!"

„Das scheint aber doch ein bloßer Scherz zu sein; daß es zurechnungsfähige Menschen gegeben haben sollte, die auf dieses Auskunftsmittel verfielen, welches ja gleichbedeutend ist mit einem Verzichte auf die Arbeitsteilung, dieser Grundlage aller Kultur, halte ich für undenkbar."

„Du irrst. Das wurde in allem Ernste vorgeschlagen, und die es vorgeschlagen, waren nicht verrückt, sondern bloß verrannt. Gerade zu Deiner Zeit verfocht sogar einer der Führer dieser Secte die erwähnte Methode der Arbeitsteilung aufs allerwärmste und keineswegs ohne Geist. Aber zu einem praktischen Versuche nach dieser Richtung kam es natürlich nicht. Über derlei können selbst geistreiche Menschen allenfalls schreiben und sprechen; versuchen könnte es wirklich nur ein Narr. Denn sowie es ans Versuchen geht, ergiebt sich ganz von selbst, daß z. B. der Gelehrte oder Schriftsteller, wenn er für die Herstellung seines Buches durch gleiche Gegenleistungen zahlen will, mit dem Setzen und Drucken noch lange nicht am Ziel ist. Die Lettern müssen ja gegossen, das Papier muß fabriziert, die Maschinen konstruiert, die Räumlichkeiten der Druckerei erbaut werden — damit der Druck des Buches möglich sei. Der Gelehrte hätte also auch als Schriftgießer, Papiererzeuger, Maschinenarbeiter, Maurer u. s. w. ein entsprechendes Pensum ab-

zuarbeiten. Die Lettern aber erfordern verschiedenes Metall, Kohle zum Guß u. s. w. Alle diese Erfordernisse setzen wieder andere Erfordernisse voraus, kurzum es ist selbstverständlich und dem verranntesten Fanatiker einleuchtend, daß kein Mensch an all dem teilnehmen kann, ganz abgesehen davon, daß es unmöglich wäre, ihm zu sagen, wie groß das auf ihn entfallende Arbeitspensum überall sein soll. Der Vorschlag blieb also Vorschlag. Nicht besser ging es einem zweiten, der dahin lautete, man möge es versuchen, im Kreise der einzelnen Stadtgemeinden alles zu erzeugen, was man brauche. In der Weltwirtschaft, das habe sich gezeigt, sei ohne Markt freilich nicht auszukommen, denn in ihr sei unmittelbares Zusammentreffen von Erzeuger und Verbraucher höchstens ausnahmsweise möglich; die Brüderlichkeit, die ja darin bestehe, zu arbeiten, damit dem Bruder nichts mangle, sei in ihrer reinen Wirkung unterbunden. Anders in kleineren Gemeinschaften. In diesen lasse sich erreichen, daß alle Mitglieder ihre Bedürfnisse sowohl als Fähigkeiten gegenseitig kennen und hier müsse also vernünftige Teilung ohne Markt möglich sein. Auch über diesen Vorschlag kam es zu gar keinem Versuche. In der anarchistischen Litteratur war zwar zu lesen, wie eine Stadt, z. B. das damalige Paris, es anzustellen habe, um sich ganz unabhängig und losgelöst von der übrigen Welt auf Grundlage des kommunistischen Anarchismus einzurichten; man fand da ebenso sinnreich als anschaulich dargestellt, wie diese guten Pariser im Interesse der Brüderlichkeit sich auf den paar hundert Quadratkilometern des Stadtgebietes ihr Getreide und Gemüse in riesigen Treibhäusern selber bauen, ihr Vieh selber züchten, kurzum alles selber erzeugen — bis auf einige Kleinigkeiten, an die allerdings vergessen worden war, wie z. B. Eisen und Kohle mitsamt all jenen Dingen, die vermöge einer eigensinnigen Laune der Natur nur an gewissen Fundorten vorkommen und deren man zu so gewaltigen Treibhauskulturen erst recht bedurft hätte; aber es kam auf derlei Fehler gar nicht an. Selbst wenn die Sache an sich ebenso möglich gewesen wäre, als sie in Wahrheit ohne Rückfall in das Steinzeitalter der Menschheit unmöglich war, hätten die Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts nicht die geringste Lust gehabt, es damit zu versuchen. Um sich in Stadtgemeinden von einander abzusondern, hatten sie

die große Revolution wahrlich nicht gemacht. Was ihnen unentrückbar als selbstverständliches Ziel vorschwebte, das war die Einrichtung der Weltwirtschaft auf Grundlage einer die ganze Menschheit umfassenden Freiheit und Gerechtigkeit, und da sich der kommunistische Anarchismus als unfähig erwies, die Verteilung der Güter auf dieser Grundlage zu ermöglichen, so war er — zunächst mit Bezug auf die Methode der Güterverteilung — in ihren Augen gerichtet."

„Es war also zu gar keinem ernsthaften Ansatze gekommen, es nach irgend einem der früher erwähnten Teilungsschlüssel zu versuchen? Die kommunistischen Vertrauensmänner legten ihr Amt nieder, ohne überhaupt im Sinne desselben gehandelt zu haben?"

„Das war die Regel; aber es gab recht zahlreiche Ausnahmen. Es fanden sich Vertrauensmänner, die vor der Willkür nicht unbedingt zurückschreckten, andere wurden durch die bittere Notwendigkeit gezwungen, der einmal übernommenen Aufgabe nachzukommen, so gut es eben ging. Konsumenten und Produzenten weiter Gebiete sahen sich auf sie angewiesen, Hunger und allgemeiner Stillstand der Arbeit wäre an zahlreichen Orten eingetreten, wenn sie in der Erkenntnis, daß ihnen eine vernünftige Verteilung unmöglich sei, jede Verteilung unterlassen hätten. Sie rafften daher zusammen, was sich vorfand und verteilten es nach bestem Wissen und Können. Die dabei unterlaufende Ungerechtigkeit und Unvernunft wurde ertragen, ohne daß es zu ernsten Mißhelligkeiten kam, weil alle Welt bereits wußte, es hier nurmehr mit einer Übergangsmaßregel zu thun zu haben.

Doch besehen wir uns nun die Erfahrungen, die den Anhängern dieses Princips auf dem Gebiete der Gütererzeugung beschieden waren.

Die Arbeit sollte zu gemeinem Nutzen und durchaus freiwillig, d. h. ohne Einsetzung irgendwelcher Autorität verrichtet werden. Die Genossen waren, zum mindesten fürs erste, in ihrer überwiegenden Mehrzahl willig und bereit, ihr Bestes zu thun. Aber da sie, gleich den Anhängern des individualistischen Anarchismus, als Kulturmenschen nicht ein jeder für sich, sondern zu Hunderten und Tausenden vereint zu arbeiten hatten, sahen auch sie sich sofort, noch ehe sie sich recht besinnen konnten, vor der unabweislichen Not-

wendigkeit, Arbeitsordnungen zu schaffen und Arbeitsleiter zu ernennen. Auch die Illusion, daß diese Ordnungen und diese Leiter ihres Amtes ohne jede wirkliche Autorität würden walten können, verschwand aus dem im früheren dargelegten Gründen sehr rasch. Die kommunistischen so wenig als die individualistischen Anarchisten besannen sich auch nur einen Augenblick, das im Interesse der Sicherheit und des guten Fortgangs der gemeinsamen Arbeit Unerläßliche etwa Widerspenstigen zwangsweise aufzuerlegen, sowie sie von Worten zu Thaten schreiten mußten. Wem dies nicht gefiel, der mochte aus der Gemeinschaft austreten, es versuchen, Genossen zu finden, die auf persönliche Sicherheit und erfolgreiche Arbeit keinen Wert legten, oder, falls es ihm so beliebte, für sich allein bleiben. Über das Recht, sich vor Schädigung zu wahren, gab es auch hier keine Meinungsverschiedenheit, sowie die Nötigung hierzu sich praktisch einstellte.

Mit den erforderlichen Vollmachten ausgestattete Autoritäten waren also geschaffen. Aber diese Autoritäten zeigten eine durchaus andere Beschaffenheit als diejenigen der Individualisten. Diese hatten ihre Wahlen unter dem Antriebe des Eigeninteresses vollzogen, woraus sich von selbst ergab, daß sie die tüchtigsten Geschäftsleute auswählten. Sie boten zudem den Erwählten Entschädigung für die Übernahme erhöhter Verantwortlichkeit und Sorge in Form materieller Vorteile; es war also selbstverständlich, daß sie die Auswahl unter den tüchtigsten Kräften hatten. Die kommunistischen Arbeiter dagegen handelten ohne Eigennutz. Ob ihre Erwählten mehr oder minder tüchtig seien, war für ihr Eigeninteresse gleichgiltig, da ja das Produkt ohnehin nicht ihnen, sondern der Gesamtheit gehören sollte, als deren Mitglieder sie sich zwar fühlten, in deren Masse sie jedoch verschwanden. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß sie überhaupt kein Interesse für die tüchtige Geschäftsführung zeigten. Ihr Gemeinsinn war sehr lebhaft; sie hatten den Ehrgeiz, das Beste zu leisten und wußten, daß sie zu diesem Behufe guter Führung bedurften. Aber Gemeinsinn und Ehrgeiz vermögen doch das Eigeninteresse nicht vollständig zu ersetzen. Gemeinsinn und Ehrgeiz sind in der Regel auch beim besten Willen schlechte Ratgeber, wenn es sich um Fragen handelt, die ihrer Natur nach bloß vom Eigennutze entschieden werden sollen; sie

werden z. B. die Genossen eines Fabrikunternehmers nur zu leicht verführen, statt eines findigen Geschäftsmannes einen berühmten Gelehrten an ihre Spitze zu stellen, unter dessen Leitung sie dann wahrscheinlich recht wenig leisten. Ebenso aber vermochten die Kommunisten ihren Erwählten keine materiellen Vorteile zu bieten. Das hinderte allerdings zahlreiche der tüchtigsten Kräfte nicht, sich um die leitenden Stellen zu bewerben, da Ehrgeiz wie Gemeinsinn ja auch bei ihnen wirksam waren. Aber auch diesbezüglich gilt das soeben Gesagte. Diese beiden Eigenschaften, so löblich sie an sich sein mögen, gehen doch nicht immer gerade mit denjenigen Hand in Hand, auf welche bei Auswahl von Geschäftsleitern in erster Linie zu sehen ist. Diese sollen nicht groß und edel, sondern praktisch veranlagte Naturen sein; solche aber sehen in der Regel mehr auf praktische Vorteile, wie auf ideelle. All das hatte zur Folge, daß die kommunistischen Arbeitsleiter ihrer Mehrzahl nach zwar weit besser, als die individualistischen geeignet gewesen wären, Heere zu kommandieren, Parteien und Staaten zu lenken oder als Gelehrte und Schriftsteller zu glänzen, daß sie aber ebenso in ihrer Mehrzahl zur Leitung von Fabriken und landwirtschaftlichen Anlagen, also zu dem, was ihres Amtes gewesen wäre, weit schlechter geeignet waren, als diese. Daß sie aus all diesen Gründen, nämlich erstens, weil sie mit Leuten zu thun hatten, die kein Eigeninteresse am Berufe besaßen, zweitens, weil sie ehrgeizig waren und drittens, weil sie von ihrem Geschäfte nichts verstanden, durch einflußreiche Agitatoren sehr leicht dahin gebracht werden konnten, auch bei ihren Untergebenen weniger auf Tüchtigkeit der geschäftlichen Leistungen, als auf Wohlrednerei, Gefügigkeit und dergl. zu sehen, versteht sich nicht minder von selbst. Die Direktoren der individualistischen Genossenschaften konnten sicher sein, sich das Vertrauen ihrer Arbeiterschaften zu bewahren, wenn sie aufs beste für deren Interesse sorgten; vernachlässigten sie dieses, so vermochte sie keinerlei Liebenswürdigkeit vor der Absetzung zu schützen. Das zwang sie, jeder Nachlässigkeit strenge entgegenzutreten, bei Auswahl des Beamtenpersonals, der Aufseher und Vormeister lediglich auf Tüchtigkeit zu sehen, kurzum gerecht zu sein. Anders die Direktoren kommunistischer Genossenschaften; für deren Sicherheit kam es weniger auf gute Geschäftsführung, als auf Beliebtheit an. Sie

durften es sich unter keinen Umständen mit den Leuten „verderben", und diejenigen, welche sie am meisten zu berücksichtigen hatten, waren nicht notwendiger Weise die geschicktesten Arbeiter, sondern die lautesten Schreier. Selbst in einer Gesellschaft von Engeln hätte ein derartiger, Korruption erzwingender Zustand auf die Dauer zu den schlimmsten Ergebnissen, zu Ruin, Hader, Auflösung führen müssen. Daß es bloß zu einigen schüchternen Anfängen von all dem kam, lag bloß daran, daß dieser Zustand nicht dauerte, ja in Wahrheit über den ersten Versuch kaum irgend hinauskam.

Es zeigte sich nämlich sofort, daß die kommunistischen Geschäftsleiter ihres Amtes weder gut noch schlecht, weder gerecht noch parteiisch, sondern gar nicht zu walten vermochten. Sie sollten die Arbeit anordnen; aber um das zu thun, hätten sie doch wissen müssen, was gearbeitet werden solle, und das wußten sie nicht, konnten sie nicht wissen. Beileibe nicht aus dem Grunde, weil ihnen hierzu die persönliche Eignung gefehlt hätte; wären sie die Tüchtigsten der Tüchtigen, die Weisesten der Weisen gewesen, sie hätten es nicht wissen können. Denn die Arbeit ist des Bedarfes wegen da; man arbeitet nicht, um sich zu plagen, sondern um durch die Plage der Arbeit Bedürfnisse zu befriedigen und die Bedürfnisse muß man kennen, um sie befriedigen zu können.

Da war z. B. irgendwo eine kommunistische Eisenwerks-Genossenschaft; die Arbeiter standen bereit, die Maschinen waren in Ordnung, das Werk konnte beginnen. Der Direktor brauchte bloß anzuordnen, ob Schienen, Pflüge oder Nägel fabriziert werden sollen, und tausend fleißige Hände hätten sich gerührt. Aber was sollte er anordnen? Wie sollte er wissen, ob man Schienen, Pflüge oder Nägel brauche? Daß die mit der Vermittelung zwischen Produzenten und Konsumenten betrauten Vertrauensmänner es ihm nicht zu sagen vermochten, haben wir gesehen. Aber selbst wenn diese gewußt hätten, was die Konsumenten brauchen, hätte das doch unserem Direktor sehr wenig geholfen. Was er wissen wollte und mußte, war nicht, was man im allgemeinen braucht, sondern was man von ihm, von seinem Werke braucht. Wäre dieses das einzige der Welt gewesen, dann hätte ihm allenfalls genügt, in Erfahrung zu bringen, daß sich der Bedarf — sagen wir für Schienen — ganz außerordentlich hebe, der für Pflüge dagegen zurückgehe. Er

hätte dann mehr Schienen und weniger Pflüge erzeugen lassen. Aber sein Werk war nicht das einzige. Er konnte nicht wissen, ob nicht vielleicht die anderen Werke, gerade infolge der auch ihnen zu teil gewordenen Kunde, die Schienenerzeugung so ausdehnen und die Pflüge-Anfertigung so einschränken, daß bis zu dem Momente, wo diese beiden Güter zum Gebrauche bereit sind, Überfluß an Schienen und Mangel an Pflügen eintritt.

Ferner, wie sollte er in Erfahrung bringen, ob nicht vielleicht eine Ausdehnung oder eine Einschränkung seiner Produktion ganz im allgemeinen notwendig wäre? Vielleicht brauchte man von allen wie immer gearteten Eisenwaren mehr als zuvor, um so vieles mehr, daß dem gewachsenen Bedarfe mit den vorhandenen Arbeitskräften gar nicht mehr genügt werden konnte und folglich die Heranziehung neuer durchaus erforderlich gewesen wäre. Wie aber sollte das in Erfahrung gebracht werden? Dem Direktor eines nach den Grundsätzen des Eigennutzes vorgehenden Werkes sagt das der Marktpreis. Wer sollte es dem kommunistischen Direktor sagen? Daß man viel Eisen verlangt, wenn es nicht gekauft zu werden braucht, beweist noch nicht das geringste; die Eisenerzeugung soll und darf erst dann ausgedehnt werden, wenn Eisen dringender verlangt wird, als andere Dinge; ob das der Fall ist, läßt sich bloß an den Preisen erkennen. Eisen wird dringender gesucht als andere Dinge, wenn die Preise des Eisens steigen, denn das zeigt an, daß seine Tauschkraft den anderen Dingen gegenüber zunimmt. Für den kommunistischen Fabriksdirektor gab es aber keinen Preiscourant, er konnte also nicht wissen, ob der Eisenbedarf steigt oder fällt. Aber gesetzt den Fall, das Bedürfnis stieg so enorm, daß er es auch ohne Preiscourant merkte. Was wollte er mit dieser Erkenntnis anfangen? Sollte er sich nach ihr richten, oder dies den Schwesterwerken überlassen? Und wenn er sich schon auf die Gefahr hin, damit eine bereits von anderen geöffnete Thür einzurennen, für ersteres entschied — in welchem Maße sollte er die Produktion seines Werkes ausdehnen? Dem Individualisten giebt auf all' das der Preis praktisch verwertbare Antwort, und indem er so handelt, wie es sein eigener Vorteil verlangt, dient er dem Bedarfe in der denkbar vollkommensten Weise. Der Kommunist wußte günstigsten Falles höchstens, daß Mehrbedarf vorhanden sei, nie-

mals aber, wie groß sich derselbe gestalte und bis zu welcher Grenze seine Mitwirkung bei Befriedigung desselben erfordert werde. Doch selbst wenn ihm ein Wunder auch hierüber Aufklärung verschafft hätte, wozu hätte ihm dieselbe genützt? Welches Mittel besaß er, die Arbeitskräfte in seinem Werke zu vermehren? Einem nach individualistischen Grundsätzen arbeitenden Eisenwerks-Direktor führt in solchem Falle der Eigennutz die entsprechende Anzahl Freiwilliger zu. Der steigende Preis, der ihm anzeigte, daß eine Ausdehnung seiner Produktion wünschenswert sei, bringt unter einem den Arbeitern seines Werkes erhöhten Gewinn und dieser erhöhte Gewinn ist es, was neue Arbeitskräfte insolange heranzieht, bis das mit Hilfe dieser neuen Kräfte vermehrte Eisenangebot den Eisenpreis und damit den Gewinn aus der Eisenerzeugung auf die dem allgemeinen Gewinndurchschnitt entsprechende Höhe herabgesetzt. Es ist das ein sich selbst regelnder Mechanismus, dessen treibende Kraft Eigennutz heißt. Alles was der individualistische Leiter dabei zu thun hat, ist, darüber zu wachen, daß ihm keine ungeeigneten Mitarbeiter unterlaufen. Wie aber sollte sich unser kommunistischer Direktor helfen? Er konnte die Leute bei ihrem Gemeinsinn fassen, ihnen vorstellen, das öffentliche Interesse fordere, daß sie ihm in seiner Arbeit helfen, und er würde sicherlich zahlreiche finden, die sich dazu herbeiließen — wenn er ihnen nämlich beweisen könnte, sie seien bei ihm nötiger, als anderwärts. Aber wie sollte er ihnen beweisen, daß es sich so und nicht anders verhalte? Wußte er es doch in 99 unter 100 Fällen selber nicht! Und wenn er es schon gewußt hätte, wußte er auch, wie viele Leute er brauchte? War es denkbar, daß er gerade so viele finden würde, als er brauchte, nicht mehr und nicht weniger, und was sollte er thun, wenn sich zu viele melden? Der Individualist braucht keinen Fähigen zurückzuweisen; dies besorgt an seiner Statt, sowie sich zu viele melden, der sinkende Gewinn. Der Kommunist müßte hier abermals zur Willkür greifen, falls er überhaupt in der Lage wäre, sich eine Meinung über dasjenige zu bilden, was in jedem einzelnen Falle notthut.

Das vermochten jedoch — wie gesagt — die kommunistischen Direktoren nicht. Sie standen den Anforderungen des Bedarfes und der Produktion gerade so ratlos gegenüber, wie die Vertrauens-

männer den Fragen der Verteilung. Sie wußten nicht was, nicht wie viel, nicht wie sie produzieren sollten. Natürlich fehlte alsbald auch ihnen überall und an allen Ecken und Enden dasjenige, was sie selber zu Zwecken ihrer Produktion gebraucht hätten. Denn jede Arbeitswerkstätte ist nicht bloß Lieferantin der Bedarfsartikel anderer Konsumenten, sie ist selber Konsumentin der Erzeugnisse anderer Arbeitswerkstätten. Wußte der Eisenwerkdirektor nicht, ob er Schienen, Pflüge oder Nägel und wie viel und von welcher Art er sie fabrizieren solle, so wußten ebenso wenig die Hüttenwerke, welcherlei und wie viel Roheisenarten, die Maschinenfabriken, welcherlei und wie viel Maschinen sie anfertigen sollten; gleichwie also die Eisenbahnen, Landwirte und Bauarbeiter durch ihn schlecht versorgt wurden, so versorgten ihn auch seine Hilfsindustrien nur schlecht.

Um zu helfen, verfiel man natürlich auf den Gedanken, ein Einverständnis der unterschiedlichen Betriebsleitungen herzustellen. Sie sollten sich ihre Bedürfnisse gegenseitig mitteilen, und darnach zu handeln trachten. Aber man kam damit dem ersehnten Ziele, nämlich zu wissen, was vonnöten sei, nicht um einen Schritt näher. Denn die Betriebsleitungen wünschten so vielerlei, daß alles auf einmal unmöglich geschehen konnte. Sie wollten insgesamt vielfältige und mannigfaltige Bauanlagen, großartige Maschinen, gewaltige Massen von Roh- und Hilfsstoffen; hätten sie das alles bezahlen müssen, sie wären bescheidener gewesen; so aber hielten sie es geradezu für ihre Pflicht, alles nur erdenkliche zu verlangen, da ja gerade die Großartigkeit der Forderungen Zeugnis ablegte von ihrem ernsten Streben, Großartiges zu leisten. Sie forderten auch nicht leichtfertig oder gar in der Absicht, zu vergeuden. Sie hätten wirklich von allem Gebrauch machen können; es war nur leider fürs erste unmöglich, es auch alles zu beschaffen. Man mußte also recht herzhafte Streichungen und Einschränkungen vornehmen; aber wer sollte das thun und nach welchen Grundsätzen sollte es geschehen? Daß eine Zusammenfassung und übersichtliche Darlegung aller vorhandenen und vermöge der Leistungsfähigkeit der in Betrieb oder im Entstehen begriffenen Werke zu erwartenden Vorräte durchaus notwendig wäre, um auch nur annähernde Ordnung in diese verworrenen Verhält-

nisse zu bringen, konnte keinem Auge entgehen. Doch dazu waren abermals Autoritäten notwendig, von denen im anarchistischen Glaubensbekenntnisse nichts zu lesen stand. Man schuf sie natürlich trotzdem, weil sie eben notwendig schienen. Die Direktoren der Betriebsgenossenschaften bildeten ein Komitee, mit der Aufgabe, die Vorräte zusammenzuschreiben, die Werksanstalten auf ihre Leistungsfähigkeit zu prüfen, und gestützt auf das Ergebnis dieser Untersuchungen, ihre Wirksamkeit mit derjenigen der Verteilungskommissäre zu vereinigen. Aber es zeigte sich, daß auch dieses Komitee seines Amtes so wenig zu walten vermochte, als die Verteilungskommissäre des ihrigen. Zwar über den Umfang der thatsächlich bereits angefertigten Vorräte war es ihnen verhältnismäßig leicht, verläßliche Auskünfte einzuholen. Denn es wurde nichts, oder doch nichts Wesentliches verheimlicht und unterschlagen. Damit allein jedoch war herzlich wenig geleistet, denn bei der übergroßen Mehrzahl aller Gebrauchsartikel kommt es nicht darauf an, was vorhanden ist, sondern darauf, was erzeugt werden kann; der Reichtum der Menschheit besteht zu neun Zehnteilen in nichts anderem, als in ihrer Fähigkeit, Reichtum zu erzeugen. Und gerade über diesen entscheidenden Punkt gelang es dem Komitee nicht, irgendwelche praktisch brauchbare Angaben zu erhalten. Als die eingeforderten Berichte gesammelt und geordnet waren, ergab sich aus ihnen beispielsweise das Folgende: Die Eisenwerke erklären, im Laufe des Jahres 10—20 Millionen Tonnen Bessemer Schienen, oder 9—18 Millionen Tonnen Werkeisen, oder ebensoviel Nägel liefern zu können — je nach Bedarf; die Webereien geben zu Buch, ein bis zwei Milliarden Meter ordinäres, oder eine halbe bis eine Milliarde Meter feines Zeug fertigstellen zu können — je nach Bedarf; die landwirtschaftlichen Genossenschaften sind bereit, 50—70 Millionen Tonnen Weizen, oder 60—80 Millionen Tonnen Mais, oder 70—95 Millionen Tonnen Hafer, oder 30—40 Millionen Tonnen Flachs, oder 10—15 Millionen Tonnen Krapp, oder 20 bis 30 Millionen Tonnen Ölgewächse zu erzeugen — je nach Bedarf u. s. f. Kurzum, man hätte diesen Berichten mit ziemlicher Genauigkeit entnehmen können, wie viel und was die Arbeitsgenossenschaften zu erzeugen in der Lage sind, wenn nur jemand vorhanden gewesen wäre, ihnen zu sagen, was und wie viel von

ihnen verlangt wird. So lange dieser „jemand“ fehlte, vermochte niemand zu wissen, ob 20 Millionen oder ob 10 Millionen Tonnen, oder ob auch nicht eine einzige Tonne Schienen zur thatsächlichen Erzeugung gelangen sollen.

Vielleicht, so hoffte man, bringt die Praxis zum mindesten einige Ordnung in dieses Chaos. Da es, die Sache mochte nun welche Wendung immer nehmen, unter allen Umständen nur nützlich sein konnte, Produzenten und Konsumenten in unmittelbare Verbindung zu setzen und solcherart dasjenige zu vollbringen, was in der alten Ordnung Handel und Zwischenhandel besorgten, so schritt man zur Einrichtung gewaltiger Waarenlager, in denen die Erzeugnisse eingelagert und den Verbrauchern zur Auswahl geboten werden sollten. Es war das ein Werk, welches schon die Verteilungs-Vertrauensmänner beantragt hatten und welches sie nun einverständlich mit dem Komitee der Produzenten ausführten.“

„Woher nahmen diese die Mittel, zu derartigen Anlagen?“ unterbrach ich den Erzähler.

„Darüber, wie überhaupt über die Deckung der zu öffentlichen Zwecken unvermeidlichen Auslagen spreche ich später. Die Warenhallen kamen in aller nur wünschenswerten Ausdehnung mit fieberhafter Beschleunigung zu stande. Aber damit sie von wirklichem Nutzen seien, mußte man doch Klarheit darüber erlangen, wie die von allen Seiten herbeiströmenden und noch zu erwartenden Güter unter den verschiedenen Warenhallen selber zu verteilen seien. Es hätte nichts genützt, die Eisenwaren in den Hallen der Eisengegenden, die Gewebe in den Hallen der Textilgebiete aufzustapeln. Man mußte dafür sorgen, daß jede wo immer errichtete Halle den Konsumenten der betreffenden Stadt, des betreffenden Landstrichs womöglich alles biete, was ihren Bedürfnissen und Gewohnheiten entspricht. Hier hätten die Vertrauensmänner Auskunft geben müssen; wir haben gesehen, daß und warum sie es nicht vermochten. Sie entschlossen sich vorerst, aufs Geratewohl überallhin dasjenige zu dirigieren, was sie für das den Bedürfnissen entsprechende hielten, in der Hoffnung, daß dann aus den seitens der Verbraucher geäußerten Wünschen, aus der Thatsache, daß in der einen Halle unbenützt zurückblieb, was in der andern vergebens verlangt wurde, nützliche Fingerzeige gezogen werden könnten.

Allein auch das erwies sich als eitle Hoffnung. Die Konsumenten waren so wenig als die Kommissäre in der Lage, zu wissen, was sie brauchten, oder was einem jeden von ihnen gebühre. Welches und wessen Bedürfnis war das dringendere? Was wäre nach dem Grundsatze der Gleichheit, was nach dem des Entgeltes für die Leistung auf jeden entfallen? Das alles war ohne Markt ebenso wenig für den Einzelnen unter ihnen, als für sie insgesamt zu entscheiden. Es blieb ebenso unentschieden, was der Einzelne aus dem einzelnen Lagerhause erhalten solle, als es vom Zufalle abhing, ob jedes Lagerhaus mit dem ausgestattet wurde, was nach Recht und Vernunft ihm hätte zugeführt werden sollen. Wie auch wäre es möglich gewesen; daß die Konsumenten hätten zu erkennen geben sollen, was sie wünschten und brauchten? Zwar gegen allzu weit gehende Auswüchse der Ratlosigkeit wußten sie sich zu helfen; wenn man sie hätte Mangel leiden lassen an Dingen, die zur Lebensfristung schlechthin unentbehrlich sind, hätten sie sich aufgelehnt, und wenn ihnen Dinge zugeführt worden wären, für welche sie absolut keine Verwendung besaßen, hätten sie die Behörden ausgelacht. An Nahrungsmitteln und Geweben durfte es nirgend schlechthin fehlen und Pelze wie Schlittschuhe wären in Sicilien ebenso sicher abgelehnt worden als Taucherapparate in den Binnenländern. Aber zwischen dem, was man durchaus haben muß und zwischen dem, was man durchaus nicht verwenden kann, liegt die ungeheure Menge all jener Dinge mitten inne, die man braucht oder nicht braucht, je nachdem, was sie kosten, und bezüglich dieser blieb es, mit wie ohne Lagerhäuser, völlig unentschieden, ob, in welcher Menge und durch wen sie erzeugt wie verzehrt werden sollen.

Wollte man sich nicht dauernd dabei beruhigen, statt der notwendigsten Dinge die minder und mindest notwendigen zu erhalten und deren Verteilung dem blinden Zufall zu überlassen, so gab es kein anderes Mittel, als den Markt wieder in sein Recht einzusetzen, den Markt der alten Ordnung, den man für deren Ungerechtigkeit verantwortlich gemacht hatte, während er doch in Wahrheit das einzig Gerechte in ihr war. Man begriff endlich, daß das Übel, dem die Revolution ein Ende bereitet hatte, nicht darin gelegen, daß die Erzeugnisse ins Privateigentum übergingen und vom Eigentümer verwertet wurden, sondern darin, daß dies Eigentum anderen Leuten zuge-

sprochen war, die Verwertung zu gunsten anderer Leute geschah, als derjenigen, durch deren Arbeit die Erzeugnisse entstanden waren. Es brauchte also nichts anderes zu geschehen, als den wirklichen Erzeugern das Eigentum am Erzeugnis mitsamt der Sorge für dessen Verwertung zu überlassen und alles war aufs beste geordnet. Es geschah denn auch. Der Eigennutz wurde in sein Recht eingesetzt; der kommunistische Anarchismus hatte auf dem Gebiete der Gütererzeugung und Verteilung ausgespielt. Sein Weg vom Irrtum zur richtigen Erkenntnis war in mannigfaltiger Beziehung schwieriger und gewundener, in einem Punkte aber sogar einfacher und direkter gewesen, als der des individualistischen Anarchismus. Die Frage des Eigentums an den Produktionsmitteln bereitete ihm nämlich keinerlei Schwierigkeiten; hier war er von Anbeginn auf der richtigen Fährte gewesen, indem er dieses Eigentum niemand zusprach, weder den Einzelnen noch der Gesamtheit, sondern die Benutzung jedermanns Belieben überließ. Es brauchte nur noch diesem Belieben der Eigennutz als Richtmaß beigegeben zu werden und alles war in Ordnung.

Auf dem Gebiete der öffentlichen Interessen unterschied sich der Entwickelungsgang des kommunistischen in nichts wesentlichem von dem des individualistischen Anarchismus. Zwar erwartete er auch hier wie bei Produktion und Verteilung anfangs alles vom Gemeinsinne, während die Individualisten auf den Eigennutz rechneten. Sein Princip war also hier in der Theorie das richtigere. In der Praxis aber liefen beide Principien insofern auf das nämliche hinaus, als sie es der freien Willkür des Einzelnen überlassen wollten, das im allgemeinen Interesse Gelegene zu thun. Das zu vollbringen, genügte ebenso wenig der Gemeinsinn, als der Eigennutz des Einzelnen. Man konnte es gar nicht darauf ankommen lassen, zu erproben, ob der Gemeinsinn bei allen Menschen hinreichend kräftig sein werde, um sie zu freiwilliger Darbringung der im allgemeinen Interesse erforderlichen Opfer zu veranlassen. Daß irgend welche Autorität vorhanden sein müsse, die im Namen der Gesamtheit darüber zu entscheiden hat, ob eine Sache im öffentlichen Interesse läge oder nicht, war ebenso selbstverständlich, als daß nicht die Einzelnen, sondern wieder nur in deren Namen eine Autorität vermögend sei, das als im allgemeinen Interesse liegend

Anerkannte auch wirklich durchzuführen. Ebenso leuchtete ohne jede Erörterung ein, daß der Einzelne nicht aus sich selber die Erkenntnis schöpfen könne, wie groß sein Anteil an den Lasten des im öffentlichen Interesse gelegenen sei. Ob man den Einzelnen auch zwingen dürfe, diesen seinen Anteil zu tragen, schien in des Theorie allerdings zweifelhaft, gelangte aber, sobald man zur That schritt, aus den nämlichen Gründen und in der nämlichen Weise zur sofortigen Entscheidung, wie bei den individualistischen Anarchisten.

Was schließlich die Frage der Kapitalbeschaffung anlangt, so unterschied sich auch in diesem Punkte die Entwickelung des kommunistischen Anarchismus in nichts von derjenigen des individualistischen. Sowie man sich vor der Notwendigkeit sah, die Betriebsmittel zu ergänzen, zu verbessern und zu vermehren, ergab sich ganz von selbst, daß sie von Gesamtheitswegen aufgebracht werden müssen, soll der ehemalige Zinswucher nicht wiederaufleben. Die Frage, ob diese im öffentlichen Interesse gelegene Aufgabe nicht mit Beruhigung dem Gemeinsinne der Einzelnen überlassen werden könne, tauchte zwar auf, fand aber gleichzeitig mit den anderen Fragen des öffentlichen Interesses ihre Entscheidung. Die Art und Weise der öffentlichen Kreditgewährung regelte sich dann nach den im Früheren bereits dargelegten Gesichtspunkten. Auch die kommunistischen Anarchisten waren bei der im Wesen heute noch bestehenden Ordnung angelangt.

V.

Ich komme jetzt zu den Schicksalen und Wandlungen der bei weitem zahlreichsten kommunistischen Partei, der autoritären oder sozialdemokratischen. Diese ging, wie Dir bekannt ist, von einer der anarchistischen geradewegs entgegengesetzten Grundanschauung aus. Während jene die Ursache alles Übels in der staatlichen Zwangsgewalt, in der Autorität gesehen und es dementsprechend versucht hatte, die neue Ordnung ohne Autorität einzurichten, hielten umgekehrt die Sozialdemokraten das Gewährenlassen des alten Staates in allen wirtschaftlichen Dingen für den Urquell des sozialen Unrechts und wollten dementsprechend hinfort der Autorität in irgend welcher Form die Aufgabe überweisen, das wahre Recht, die wahre Freiheit gegen dasjenige zu sichern, was auch sie, gleich den kommunistischen Anarchisten, Übergriffe des Eigennutzes nannten. Im Principe gingen also die beiden Schulen so weit auseinander, als nur möglich; was die eine gänzlich beseitigen wollte, dem gedachte die andere einen ganz außerordentlich erweiterten Wirkungskreis zuzuweisen; in der Praxis aber war der Unterschied nicht gar so groß, ja es zeigte sich rasch, daß sie beide eigentlich in der Hauptsache ganz desselben Sinnes seien und nur von verschiedenen Ausgangspunkten dem gleichen Ziele zustrebten. Denn über die wirklichen Anforderungen der Freiheit und des Rechts wie der Kultur und Ordnung wichen sie nicht wesentlich von einander ab. Gleichwie die Anarchisten nicht daran dachten, Kultur und Ordnung preiszugeben und bloß vermeinten, diese auch ohne feste Autorität, ja ohne diese erst recht, wahren zu können, so war es keineswegs

die Absicht der Sozialdemokraten, die Freiheit zu opfern, und sie meinten bloß, diese durch Ausdehnung der Autorität auf Produktion und Güterteilung nicht zu gefährden, ja erst recht ins Leben zu rufen. Daß an eine Durchführung ihres Princips nicht zu denken sei, wenn sich diese Voraussetzungen als irrtümlich erweisen sollten, stand bei beiden von vornherein fest. Ja, was mehr ist, sie fühlten beide von vornherein, daß ihre Principien nicht auf die Spitze getrieben werden dürfen, soll darunter nicht Ordnung oder Freiheit in die Brüche gehen. Selbst der gesinnungstüchtigste Anarchist hatte stets zugegeben, daß die Autoritätlosigkeit nicht bis zur Zügellosigkeit getrieben werden dürfe, und es gab keinen Sozialdemokraten, der es für zulässig gehalten hätte, der Autorität das freie Selbstbestimmungsrecht zu opfern. Ging man daher der Sache näher auf den Grund, so lautete das anarchistische Programm seinem wahren Sinne nach eigentlich: „Keine Autorität, wo sie nicht durchaus notwendig ist," und das sozialdemokratische: „Autorität überall, wo sie notwendig ist." Es forderten also im Grunde genommen beide Parteien das nämliche, bloß that dies die eine in verneinender, die andere in bejahender Form.

Nur war dabei in der Ausführung insofern doch ein bedeutsamer Unterschied, als der anarchistische Irrtum seinen Bekennern etwas Unmögliches, der sozialdemokratische den seinigen bloß etwas Gefährliches zumutete. Die Anarchisten gelangten gar nicht dazu, auszuführen, was sie sich dachten, weil der Kulturmensch ohne feste Ordnung überhaupt nicht zu existieren vermag; die Sozialdemokraten dagegen konnten eine Zeitlang Ernst machen mit ihren Ideen, weil Einschränkungen der Freiheit, so überflüssig, schädlich und auf die Dauer unhaltbar sie auch sein mögen, sich doch zum mindesten zeitweilig mit den Existenzbedingungen einer gesitteten Gesellschaft vertragen. Die Anarchisten — und zwar die individualistischen wie die kommunistischen — mußten, wie wir gesehen haben, Schritt für Schritt, sowie sie mit den Anforderungen der Wirklichkeit zu thun bekamen, die Autorität in ihr unverkürztes Recht einsetzen, weil sie sich anders gar nicht zu bethätigen vermochten; die Sozialdemokraten dagegen konnten es mit ihren Principien auf eine praktische Probe ankommen lassen und sahen sich erst durch deren — allerdings unvermeidliche — Ergebnisse

zum Verlassen des eingeschlagenen Weges gezwungen. Der Anarchismus, um es kurz zu sagen, blieb ein leeres Wort, die Sozialdemokratie wurde That.

Die Sozialdemokraten zählten zu jener Zeit nach Hunderten von Millionen; trotzdem gelang es verhältnismäßig schnell, eine aus allgemeinen Wahlen hervorgehende Autorität zu schaffen, die so ziemlich alles in sich vereinigte, was jene große Partei an Talent, Wissen und Hingebung zu bieten hatte. Die Organisierung des öffentlichen Dienstes bereitete keine Schwierigkeit, da hier, abgesehen natürlich von der Anpassung an die neuen politischen Formen und von mannigfaltigen sehr eingreifenden Reformen, der Hauptsache nach doch nur weiter zu führen war, was auch in der alten Ordnung geschehen. Das zu lösende Problem lag selbstverständlich bloß in der Organisation der Arbeit und Güterverteilung. Die Autorität hatte Besitz ergriffen von allen Produktionsmitteln, also vom gesamten Boden, allen Fabriken, Maschinen und sonstigen Betriebseinrichtungen, soweit diese in ihrem Machtbereiche, d. h. in der Gewalt von Anhängern des autoritär-kommunistischen Princips sich befanden. Ausdrücklich hervorgehoben muß werden, daß auch diese Schule dem Grundsatze huldigte, niemand zur Anhängerschaft zu zwingen; wer nicht freiwillig mitthun wolle, der möge außerhalb ihrer Gemeinschaft bleiben, so erklärte auch sie. Allein, da die Produktionsmittel, nicht wie bei den Anarchisten, herrenlos, sondern von der Autorität ins Eigentum genommen wurden, und es selbstverständlich nur in den seltensten Fällen anging, Bestandteile davon zum Gebrauche Einzelner auszuscheiden, so gelang es bei allem guten Willen nicht überall, diese Duldung praktisch durchzuführen. Die Sozialdemokraten mußten, wenn auch mit Bedauern, hier und da auch Gegner zum Mitthun nötigen. Aber die Regel war das nicht. Überall, wo sich eine genügende Anzahl Andersdenkender fand, um irgend eine Betriebseinrichtung für sich beanspruchen und benützen zu können, wurde ihr diese bereitwillig überlassen, und wo dies nicht anging, fanden die dem autoritären Kommunismus Widerstrebenden doch leicht Gelegenheit zum Anschlusse an Gesinnungsgenossen in benachbarten Gegenden. Die Sozialdemokraten unterstützten derlei Absonderungen nach Kräften, da sie natürlich bestrebt sein mußten, in ihrem Be-

ginnen, dessen große Schwierigkeiten sie keineswegs verkannten, so wenig als nur irgend möglich gestört zu werden."

Ich konnte bei diesen Worten mein ungläubiges Erstaunen so wenig verbergen, daß der Erzähler sich mit der Frage unterbrach, was mich denn so sehr Wunder nehme.

„Zu meiner Zeit hätte solche Duldsamkeit von dieser Seite niemand für möglich gehalten. Sozialist und Fanatiker galten für gleichbedeutend, und ich erinnere mich recht gut, in jenen Schilderungen des zukünftigen Entwickelungsganges der Sozialdemokratie, die damals von zahlreichen Schriftstellern zum Besten gegeben wurden, übereinstimmend gelesen zu haben, mit welch' brutalem Zwange diese Leute ihren dereinstigen Sieg gegen alle Andersdenkenden ausnützen würden. Proskriptionen, Hinrichtungen, Massenschlächtereien galten für diesen Fall als selbstverständlich. Davon aber, daß es ihnen nach dem Siege beifallen könnte, Andersdenkende in ihren Sonderbestrebungen sogar wohlwollend zu unterstützen, sprachen damals nicht einmal die Sozialdemokraten selber."

„Sehr richtig. Du vergissest aber, daß jede Partei, so lange sie sich verfolgt fühlt, fanatischer ist, als wenn sie zur Verwirklichung ihrer Ideen schreiten kann. Auch dachten die Sozialdemokraten damals offenbar nicht daran, daß sie nach dem Siege der sozialen Revolution mit anderen Sozialisten zu thun haben könnten, die Sieger sind gleich ihnen und die sich von den Anhängern der alten Ordnung in dem sehr wesentlichen Punkte unterscheiden, daß ihr Widerstand nicht gegen Freiheit und Gleichberechtigung, sondern bloß gegen die Art der Durchführung gerichtet sein kann."

„Mußten die Sozialdemokraten, wie überhaupt alle Sozialisten nicht besorgen, daß Versuche unternommen werden könnten, die kaum besiegte ausbeuterische Wirtschaft auf Umwegen neuerlich einzuführen? Die ehemaligen Ausbeuter waren ja nicht aller Mittel entblößt; ihre einstigen Besitztümer waren ihnen nicht überall unentgeltlich abgenommen worden, sie besaßen also zum Teil sehr gewaltige Kapitalien und selbst wo das nicht der Fall war, konnten Einzelne durch höheren Verdienst und Sparsamkeit neue Kapitalien ansammeln. Wie, wenn diese es versucht hätten, besagte Kapitalien gegen Zins auszuleihen, oder zum Ankauf von Arbeitsmitteln zu

benützen und für deren Gebrauch sich Tribut zahlen zu lassen? Die Sozialisten aller Schulen hatten bei ihren ersten Versuchen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, sie machten verschiedenartige schwere Fehler und es konnte leicht geschehen, daß diese von geschickten Einzelunternehmern benutzt wurden, um gegen in Aussicht gestellten hohen Lohn Arbeiter an sich zu locken. Sahen die Sozialisten auch derartigen Versuchen ruhig zu?"

„Ja. Denn gerade der Grundsatz ausnahmsloser Duldung war es, der selbst derartige Versuche ungefährlich machte. Hätten Anarchisten und Sozialdemokraten mit eifersüchtiger Unduldsamkeit an ihren verschiedenen — wie wir gesehen haben und noch sehen werden — falschen Lehrmeinungen festgehalten, so wäre es allerdings überall sehr rasch dahin gekommen, daß man, um die Produktion erfolgreich weiterzuführen, auf die kaum überwundene ausbeuterische Wirtschaft, das ist auf Zins und Privatunternehmertum hätte zurückgreifen müssen. Da man jedoch niemand hinderte, den Anforderungen der prakischen Notwenigkeit sich anzupassen, und solcherart — wie wir gleichfalls gesehen haben — alsbald dahin gelangt war, eine vernünftige freie Organisation der Arbeit einzurichten und zinsloses Kapital in Freiheit aufzubringen, so brauchte man nicht im entferntesten zu besorgen, daß die unfreie Arbeit und der Zins wiederaufleben könnten. Mochten immerhin Einzelne vorhanden sein, die Kapital gegen Zins auszuleihen in der Lage gewesen wären; es fand sich niemand, der bereit gewesen wäre, Zins zu entrichten, da jedermann zinsloses Kapital erhalten konnte. Und mochten immerhin Einzelne Lust haben, als Privatunternehmer aufzutreten, sie waren außer stande, die Konkurrenz mit den freien Arbeiterunternehmungen aufzunehmen."

„Letzteres will mir aber nicht so ohne weiteres einleuchten."

„Und doch ist nichts einfacher als das. Aus demselben Grunde, aus welchem seinerzeit die Sklavenarbeit außer stande war, mit dem zu konkurrieren, was Ihr damals freie Arbeit nanntet, vermochte hinwieder diese vor wirklich freier Arbeit nicht stand zu halten. Der Einzelunternehmer hätte seinen Arbeitern natürlich zum mindesten denselben Lohn zahlen müssen, den die wirklich freien Arbeiter erzielten, d. h. also, er hätte den ganzen Ertrag der Arbeit unter sie verteilen müssen. Und selbst wenn wir

annehmen, daß ausnahmsweise Tüchtigkeit und Geschäftskenntnis ihn in den Stand gesetzt hätte, einen Überschuß des Ertrages zu erzielen, so stand dem entgegen, daß seine Lohnarbeiter ganz gewiß minder eifrig, minder aufmerksam, kurzum minder tüchtig gewesen wären, als Arbeiter, die zu eigenem Nutzen arbeiten und folglich vom Eigennutze angetrieben sind. Auch ein solcher Unternehmer mußte sich also sagen, daß er weit besser thue, seine hervorragende Geschäftstüchtigkeit als Betriebsleiter irgend einer Vereinigung freier Arbeiter zu verwerten und es konnte daher zu derartigen Versuchen entweder gar nicht kommen, oder sie fanden, wenn dennoch gewagt, sehr bald ganz von selbst ein sang- und klangloses Ende.

Kurzum von irgendwelcher Gewaltanwendung gegen Andersdenkende war von dem Momente des Sieges der Revolution niemals mehr die Rede.

Was darüber in den Schriften und Reden der Gegner zu Deiner Zeit gefabelt wurde, ist darauf zurückzuführen, daß besagte Gegner, nach allem was ich von ihnen gelesen habe, der offenbaren Ansicht gewesen zu sein scheinen, die Sozialisten würden, wenn zum Siege gelangt, es als ihre Hauptaufgabe ansehen, sich und ihre Principien so rasch und gründlich als es nur immer angeht, unmöglich zu machen. Es gilt dies nicht nur vom Kapitel der Grausamkeiten, sondern ganz im allgemeinen. Wer diese Bücher und Büchlein liest, der könnte fast auf die Vermutung geraten, die Sozialisten würden durch irgend eine geheimnisvolle Notwendigkeit gezwungen werden, sofort nach ihrem Siege die findigsten und schlauesten Köpfe, über welche sie verfügen, als eine besondere Behörde einzusetzen, mit dem Auftrage, darüber nachzudenken, wie man alles, was zu geschehen hat, so dumm und schlecht anpacken könne, als nur immer denkbar. Der sozialistische Zukunftsstaat kennt — diesen Autoren zufolge — gleichsam keine wichtigere Aufgabe, als den Beweis zu erbringen, daß diejenigen im Rechte waren, die ihn für Unsinn erklärt hatten. Daß Menschen, die es nicht für ihre Pflicht halten, sich selber zu ruinieren, in allen Stücken anders handeln werden, braucht ebenso wenig bewiesen zu werden, als daß die Sozialdemokraten so gut als die anderen Sozialisten ihre Aufgabe thatsächlich nicht so auf-

faßten. Sie suchten ihre Interessen zu wahren und es versteht sich daher ganz von selbst, daß es ihren Wünschen wenig entsprach, sich mit widerstrebenden Elementen zu belasten, wenn sie dies irgend vermeiden konnten.

Doch laß mich fortfahren in meiner Erzählung.

Da die Produktionsmittel von den Sozialdemokraten als Eigentum der Gesamtheit angesehen wurden, hielten sie es selbstverständlich auch für Sache der Gesamtheit, die Benutzung dieser Produktionsmittel in die Hand zu nehmen, oder wenigstens zu überwachen. Das Einfachste, und wie sich alsbald zeigen wird, dem Wesen des Gemeineigentums einzig entsprechende, wäre das erstere gewesen. Die Gesamtheit hätte also durch von ihr eingesetzte Organe die Leitung aller Betriebe vorzunehmen gehabt. Da jedoch zahlreiche Genossen dem aus Gründen widerstrebten, die sofort klar werden sollen, wurde diese starrste Form der Centralisation nicht allgemein, sondern nur versuchsweise für einige Betriebe eingeführt. Daß die Gesamtheit, mochte sie immerhin die Angehörigen aller wie immer gearteten Betriebe in sich enthalten, oder deren Organe, mochten sie immerhin aus der Wahl dieser alle Betriebe umfassenden Gesamtheit entsprungen sein, im stande wäre, die praktischen Erfordernisse jedes einzelnen Betriebes zu kennen und die zu dessen Leitung bestgeeigneten Persönlichkeiten auszuwählen, war undenkbar. Weil die Gesamtheit aus Bauern, Schustern, Müllern, Webern und Schlossern bestand, verstand sie doch als solche ganz offenbar weder von Landwirtschaft, noch von Schusterei, Müllerei, Weberei und Schlosserei das geringste; das alles verstanden die Angehörigen dieser Gewerbe, ein jeder nur für sein Gewerbe, und da sie bei gemeinsam vorgenommenen Abstimmungen auch in solchen Dingen mit zu entscheiden hatten, von denen sie nichts verstanden, also der Bauer über Schusterei, Müllerei, Weberei und Schlosserei, der Schuster über Landwirtschaft, Müllerei, Weberei und Schlosserei u. s. f., so wären alle Wahlen, wie überhaupt alle die Produktion betreffenden Verfügungen unsachgemäß im höchsten Grade gewesen. Damit, daß das Verfügungsrecht nicht den Urwählern, sondern den von diesen eingesetzten Behörden übertragen wurde, war ebensowenig zu helfen, denn diese Behörden der Gesamtheit verstanden natürlich

von den meisten Dingen, um die es sich hier handelte, so wenig als die Gesamtheit der Urwähler. Man dachte daran, die obersten Produktionsbehörden gesondert für jedes Gewerbe durch die Gesamtheit der diesem Gewerbe angehörigen Genossen wählen zu lassen, also eine landwirtschaftliche Behörde durch alle Landbauern, eine Müllereibehörde durch alle Müller u. s. f. Gründlich war jedoch auch damit nicht zu helfen, denn die Bedürfnisse und Eigenarten sind nicht überall für das gleiche Gewerbe die gleichen und es stand kaum zu erwarten, daß sich Männer würden finden lassen, die auch nur für ihr engeres Fach allen den verschiedenen Sonderanforderungen gewachsen gewesen wären. Auch von einer solchen Behörde ernannte Betriebsleiter konnten unmöglich überall entsprechen. Wichtiger noch als die Bedenken gegen die Eignung solcherart centralisierter Behörden, war jedoch die Besorgnis, daß die Freiheit und das Selbstbestimmungsrecht der Arbeiter unter einer derartigen Anordnung leiden müsse. Betriebsleiter, die nicht aus der Wahl ihrer engeren Genossen, sondern aus der großer Verbände oder vollends der Gesamtheit hervorgehen, oder von einer Oberbehörde ernannt werden, sind naturgemäß nicht, oder doch nicht ausschließlich auf das Vertrauen ihrer Untergebenen angewiesen. Die Genossen können sich, wenn sie unzufrieden sind, nur schwer, mitunter gar nicht helfen. Dieses Bedenken wog um so schwerer, da die Arbeiter in sehr hohem Grade an die einmal gewählte, ja zum Teil ohne ihren Willen ihnen angewiesene Betriebsstätte gebunden waren, und Willkür der Leitung daher leicht zu weit ärgerer Tyrannei führen konnte, als in der alten Ordnung möglich gewesen, wo der mißhandelte Arbeiter dem Herrn, mit dem er unzufrieden war, zum mindesten entlaufen konnte. Man einigte sich daher nach kurzer Erwägung dahin, daß jeder Betrieb sich seine Leitung selber wählen solle.

Damit ergaben sich für die Sozialdemokraten sofort die nämlichen Schwierigkeiten, die wir soeben bei den kommunistischen Anarchisten kennen lernten. Die solcherart gewählten Direktoren waren zwar immerhin geeigneter, als von der Gesamtheit ernannte gewesen wären; da aber die sozialdemokratischen Arbeiter so wenig als die anarchistisch-kommunistischen ein direktes Eigeninteresse an ihrem Betriebe besaßen, so sahen auch sie meist erst in zweiter

Linie auf geschäftliche Tüchtigkeit und dem Günstlingswesen waren auch bei ihnen Thür und Thor geöffnet. Ebenso aber erwiesen sich diese Betriebsleitungen außer stande, die Produktion in die richtigen Bahnen zu lenken, abermals aus den nämlichen Gründen, die ich Dir schon bei Gelegenheit der Besprechung des kommunistischen Anarchismus auseinandergesetzt und auf die ich daher hier nicht näher einzugehen brauche. Das gleiche Unvermögen zeigten natürlich auch die sozialdemokratischen Oberbehörden bei Lösung der ihnen vorbehaltenen Aufgabe, den Bedarf festzustellen, denn auch sie vermochten mangels eines Marktes so wenig als die anarchistischen Vertrauensmänner irgendeinen, gleichviel welchem Principe entsprechenden Teilungsschlüssel ausfindig zu machen. Es blieb, wollte man auf den Kommunismus nicht verzichten, nichts anderes übrig, als die Produktion, trotz aller dagegen sprechenden Bedenken doch von Gesamtheits wegen, d. h. von den Oberbehörden aus, in die Hand zu nehmen, gleichzeitig aber auch die Regelung des Bedarfes, d. i. die Verteilung der erzeugten Güter gänzlich dem Ermessen der Oberbehörden zu überlassen. Im Grunde genommen hätte man sich von Anfang sagen können, daß es dazu werde kommen müssen. Denn Herr des Produktionsprozesses kann der Natur der Sache nach bloß derjenige sein, der Herr des Produktionsertrages ist; in der alten Ordnung war das der sogenannte Kapitalist, in der kommunistischen die Gesamtheit. Und daß dieser Alleinherr, dieser einzige Eigentümer aller überhaupt vorhandenen Erzeugnisse, auch einzig die Macht und Fähigkeit besitzen könne, sein Eigentum zu verteilen, verstand sich ebenso von selbst.

Die Sozialdemokraten begriffen übrigens sehr wohl die freiheitgefährliche Tragweite dieses für sie einzig möglichen Auswegs und bestrebten sich nach Kräften, denselben thunlichst seiner schroffsten Härten zu entkleiden. Die Betriebsleiter wurden zwar der Aufsicht, Überwachung und Anleitung der Centralbehörden unterstellt, aber nicht von diesen, sondern nach wie vor ein jeder von den ihnen unterstellten Genossen gewählt. Dadurch hoffte man einerseits zu erreichen, daß den speciellen Anforderungen jedes einzelnen Betriebes Rechnung getragen, andererseits aber doch den Ausschreitungen der Günstlingswirtschaft vorgebeugt, die Erzeugung den Anfor-

derungen der Gesamtheit angepaßt und deren Autorität den Anordnungen der Einzeldirektoren an die Seite gestellt würde.

Es muß bemerkt werden, daß den übereinstimmenden Berichten zufolge der größere Teil der ursprünglichen Anhänger des autoritär-kommunistischen Princips diesen Versuch nicht mehr mitmachte, sondern zur Fahne des mit Ordnung gepaarten Individualismus übertrat, als er sah, welcher Einfluß der Autorität eingeräumt werden müsse, sollte der Kommunismus aufrecht erhalten werden. Aber es blieben immer noch zahlreiche Millionen, die fernerer Erfahrungen bedurften, um entnüchtert zu werden. Und diese Erfahrungen blieben denn auch nicht aus.

Um Überwachung und Oberleitung der Centralbehörde den Betriebsdirektoren gegenüber zur Wahrheit zu machen, wurden diesen bevollmächtigte Kommissäre an die Seite gesetzt, deren Amtes einerseits war, etwaige Klagen der Arbeiter entgegenzunehmen, andererseits die Verfügungen der Centralbehörde über Ausdehnung oder Einschränkung des Betriebs sowie über Menge und Beschaffenheit der zu erzeugenden Güter den Direktoren zu übermitteln und die Ausführung zu überwachen. Insbesondere war es die Aufgabe dieser Kommissäre, den zwecks Ausdehnung oder Einschränkung der Erzeugung notwendigen Zu- und Abfluß von Arbeitskräften anzuordnen, wobei es natürlich Sache der Centralbehörde blieb, dafür zu sorgen, daß die von dem einen Betriebe entfernten Arbeiter in irgend einem anderen Unterkunft fanden. Kommissäre, Direktoren und Arbeiter thaten ihr äußerstes, um die Härten dieses Systems durch guten Willen und wechselseitiges Entgegenkommen zu mildern; es war jedoch alles vergebens. Zwar die Reibungen zwischen Direktoren und Kommissären, so unangenehm und störend sie auch nachgerade wurden, wären zu ertragen gewesen; unerträglich aber wurde die Stellung der Arbeiter, die sich dem Wesen nach in einer Art Zwangshaft befanden. Daß allseitig das Bestreben herrschte, ihre Wünsche möglichst zu berücksichtigen, nützte ihnen nicht das geringste, denn es erwies sich eben als schlechthin unmöglich, dies zu thun. Wenn irgendwo Arbeiter entbehrlich wurden, mußten sie entfernt und dorthin befördert werden, wo man sie brauchte, und nicht die Wünsche der davon Betroffenen, sondern die harte Notwendigkeit war bestimmend dafür, wen das Los treffen und

wohin er verschlagen werden solle. Man versuchte es, durch Aufruf von Freiwilligen die Zwangsabschiebungen zu vermeiden; aber es fanden sich nicht genügende Freiwillige, da ja für die Arbeiter schlechterdings kein Grund vorlag, ihren Aufenthalt zu wechseln — es sei denn, daß sie mit der Behandlung unzufrieden waren, die sie an ihrem bisherigen Sitze erfahren hatten. Und meldeten sich schon Freiwillige, so waren es nicht immer die geeigneten, d. h. diejenigen, die man auf der einen Seite am leichtesten entbehren, auf der anderen am besten brauchen konnte, denn die mangelhafte Eignung hier, die höhere dort war abermals vom Gesichtspunkte des Eigeninteresses der Arbeiter kein Grund zum Ortswechsel für sie. Die Freiwilligkeit mußte also leerer Schall bleiben; die Wirklichkeit war in der übergroßen Mehrzahl der Fälle nackter Zwang. Und diesen wollten und konnten sich freiheitliebende, selbstbewußte Männer auf die Dauer unmöglich gefallen lassen.

Zu ernsthaften Unruhen, zu thätlichem Widerstande kam es trotzdem nirgend, jedoch nur aus dem Grunde, weil die solcherart gekränkten und verletzten Arbeiter ein viel einfacheres und wirksameres Mittel der Abhilfe hatten, nämlich den Übertritt ins individualistische Lager. Und die Kommissäre und Direktoren selber folgten in Menge diesem Beispiele, ja sie gingen großenteils mit demselben voran. Ihnen widerstrebte es ebenso sehr, derartige Willkür zu üben, als ihren Untergebenen, sie zu dulden, sodaß es nachgerade in all jenen Fällen, wo umfangreichere Arbeiterverschiebungen von der sozialdemokratischen Centralbehörde angeordnet werden mußten, beinahe zur Regel wurde, daß Kommissäre und Direktoren, statt diese Anordnung auszuführen, ihre Arbeiter zu einer Versammlung einberiefen, dort den Sachverhalt darlegten und den radikalen Systemwechsel empfahlen. Wurde dieser angenommen, so waren wie mit einem Zauberschlage alle Schwierigkeiten verschwunden. Zunächst wußte man jetzt sofort, ob Ausdehnung oder Einschränkung der Produktion der betreffenden Betriebe wirklich notwendig sei oder nicht, während dies die Centralbehörde nur willkürlich angenommen, keineswegs aber mit annähernder Sicherheit gewußt hatte. Man brauchte die Produkte bloß zu verkaufen, die erzielten Gewinne zu vergleichen und es ergab sich ohne weiteres, wie es um diese Frage stand. Ebenso stellte sich dann die Abhilfe, wo sie wirklich nötig war, ganz von selber

ein, denn dem höheren Ertrage zogen für alle Fälle Freiwillige in genügender Zahl zu, und zwar die geeignetsten Freiwilligen, nämlich jene, die kraft ihrer Fähigkeiten der Meinung waren, die sich am neuen Betriebsorte darbietende günstige Konjunktur am besten ausnutzen zu können.

Während solcherart schon die kommunistische Produktionsweise die Reihen der Sozialdemokratie lichtete, versuchten es die Oberbehörden, mit der Verteilung der erzeugten Güter nach jeder erdenklichen Methode. Sie gedachten sich zunächst nach dem Bedürfnisse, dann nach der Leistung jedes einzelnen zu richten und gingen dann zur gleichen Teilung über. Natürlich machten sie in allen Stücken durchaus die nämlichen Erfahrungen, wie die kommunistisch-anarchistischen Vertrauensmänner; sie vermochten ohne Markt und Preis der Güter weder den Bedarf, noch die Leistung noch endlich die Gleichheit zu erfassen; überall ergab sich als wirklicher Teilungsschlüssel die nackte behördliche Willkür, die selbstverständlich nur dazu beitrug, stets neue und neue Arbeiterscharen der sozialdemokratischen Sache abwendig zu machen. Einen Augenblick lang dachte man daran, der Willkür dadurch den schmerzhaftesten Stachel zu nehmen, daß an die Stelle der nicht zu erfassenden Gleich*wertigkeit* der Anteile deren materielle Gleich*förmigkeit* gesetzt werde. Da es sich als unmöglich erwies, den in verschiedenen Dingen enthaltenen Wert zu vergleichen und solcherart, indem nämlich von den wertvolleren Dingen entsprechend weniger abgegeben wurde, als von den minderwertigen, zu verhüten, daß z. B. derjenige, der den öffentlichen Magazinen ordinäre Kleider entnahm, demjenigen gegenüber benachteiligt werde, der bessere Kleider gebrauchte; so sollte jedermann die nämlichen Dinge erhalten, also z. B. die gleiche Menge der gleichen Kleidersorte. Aber das wäre erst recht mit so lächerlichem Zwange, mit so unerhörter Mißachtung der persönlichen Bedürfnisse und bei allem Zwange so unausführbar gewesen, daß der Vorschlag kaum aufgetaucht, auch wieder fallen gelassen wurde. In einer Gemeinschaft ganz roher, in tiefstem Elend vegetierender Barbaren wäre derlei allenfalls gegangen. Wo die Mittel der Bedürfnisbefriedigung nicht über das zu notdürftiger Fristung des tierischen Lebens durchaus Erforderliche hinausreichen und wo es folglich keine tiefergehenden Verschiedenheiten der Bedürfnisse geben

kann, dort ist es nicht nur möglich, sondern gerecht und notwendig, daß alle das Gleiche erhalten. Satt werden und gegen Kälte geschützt sein will jedermann, und die Behörde thut daher nur das Vernünftige, wenn sie das eben bloß zur Sättigung und Bekleidung aller hinreichende Gemeingut zur gleichen Verteilung bringt. Ja es ist offenbar, daß die Idee der absoluten Gleichheit bloß entstehen konnte, weil es eine Zeit gab, wo die Mehrzahl bitteren Mangel am Notwendigsten litt und in dem geilen Überflusse einer kleinen Minorität die letzte und hauptsächliche Ursache ihres Mangels erblickte. In einer reichen Gesellschaft dagegen — und das war, wie wir später sehen werden, trotz all' ihrer Fehler auch die sozialdemokratische — kommt die natürliche Verschiedenartigkeit der Kulturbedürfnisse zu so unwiderstehlicher Geltung, daß Gleichheit der Genüsse nicht bloß überflüssig und daher unvernünftig, sondern unmöglich wird. Es wäre gerecht, jedem die gleiche Brotration zuzuweisen; es wäre albern, jedem die gleiche Ration Leckerbissen aufzunötigen; es wäre der bare Unsinn, jeden mit den gleichen Musikinstrumenten, Augengläsern, Büchern u. dgl. zu bedenken.

Da solcherart jede wie immer geartete Teilung sich Mangels eines Marktes als unmöglich, das heißt als unmöglich ohne entwürdigende blinde Willkür erwiesen hatte, geriet man endlich auf den Ausweg, eine Art Markt einzurichten. Früher schon hatte man den Arbeitenden Scheine für geleistete Arbeit ausgefolgt, im Austausch gegen welche sie sich den auf sie entfallenden Anteil an den Genußmitteln aus den öffentlichen Magazinen holen konnten. Nur gaben diese Anteilscheine — so lange man an dem starren Gedanken der Teilung von Gesamtheits- oder Obrigkeitswegen festhielt — den Arbeitenden den Anspruch auf vorherbestimmte Gütermengen, deren Feststellung eben Sache der Obrigkeit war."

„Ich verstehe das nicht ganz und bitte um etwas eingehendere Aufklärung."

„Als man gleiche Teilung wollte, erhielt jedermann, er mochte nun viel oder wenig geleistet haben, den gleichen Schein, also z. B. täglich einen Zettel, auf welchem zu lesen stand, daß Überbringer dieses gegen diesen Schein die Güter eines Tagesbedarfs aus den Magazinen entnehmen könne. Was aber ein solcher Tagesbedarf sei, stellte die öffentliche Verwaltung fest und zwar in

der Weise, daß der überhaupt vorhandene Gesamtvorrat an Gütern aller Art taxiert und dann in so viel Anteile zerlegt wurde, als es Anteilscheinbesitzer gab. Nehmen wir z. B. an, daß es in einem gegebenen Momente 100 Millionen sozialdemokratischer Genossen gegeben hätte und daß in den Magazinen soviel Vieh, Getreide, Gewebe und Eisen vorhanden gewesen wären, daß für den Tagesgebrauch 100 Millionen Pfund Fleisch, ebensoviel Getreide wie Eisen und 100 Millionen Meter Gewebe verfügbar waren, so entfielen auf den Tag und Kopf je ein Pfund Fleisch, Getreide und Eisen und ein Meter Gewebe. Des ferneren wurde festgesetzt, daß je ein Pfund Fleisch gleich sein solle zwei Pfund Getreide, drei Pfund Eisen und einem Meter Gewebe. Es konnte also jedermann auf Grund seines Scheines je ein Pfund Fleisch, Getreide und Eisen und einen Meter Gewebe, oder 1 mehr $^1/_2$, mehr $^1/_3$, mehr 1, d. i. $2^5/_6$ Pfund Fleisch, oder $5^2/_3$ Pfund Mehl, oder $7^1/_2$ Pfund Eisen, oder $2^5/_6$ Meter Gewebe, oder endlich eine ihm beliebige Kombination dieser Dinge verlangen, jedoch stets in jenen Mengen, die insgesamt dem behördlich festgesetzten Wertverhältnisse entsprachen. Als man nicht gleiche, sondern den Leistungen angepaßte Teilung haben wollte, verhielt es sich ebenso, nur daß nicht alle Genossen die gleichen, auf den Tagesbedarf lautende Scheine, sondern Stundenzettel erhielten, in denen die Dauer der geleisteten Arbeit angegeben war. Natürlich wurden jetzt die in den öffentlichen Magazinen verfügbaren Vorräte nicht nach Köpfen, sondern nach insgesammt von allen Genossen geleisteten Arbeisstunden umgerechnet, also z. B. festgesetzt, daß ein Stundenzettel gleich sei $^1/_6$ Pfund Fleisch, $^1/_3$ Pfund Getreide, $^1/_2$ Eisen und $^1/_6$ Meter Gewebe. Die Hauptsache aber, daß es nämlich nicht dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage, sondern behördlicher Erhebung und Anordnung, also der Willkür überlassen blieb, den verhältnismäßigen Wert all dieser Dinge zu entscheiden, war die nämliche. Man blieb also über den wirklichen Wert der Dinge im Dunkeln und wenn sich hinterher ergab, daß von dem einen Dinge mehr, von dem andern weniger aus den Magazinen genommen wurde, als jener Annahme entsprach, auf welche hin die behördliche Tarifierung vorgenommen worden war, so wußte man zwar, daß man geirrt habe, nicht aber, woran der Irrtum lag. Nehmen wir an, der Fleischvorrat sei

stärker, der Getreidevorrat schwächer angegriffen worden, als man angenommen. Sollte man nun den Fleischtarif erhöhen oder den Getreidetarif ermäßigen? sollte man das erstere thun und die Fleischproduktion unverändert lassen, oder sollte man diese erhöhen und den Tarif lassen wie er ist, oder war es vielleicht das richtige, letzteres zu thun und den Getreidebau einzuschränken? Das alles vermochte mangels eines Marktes kein Mensch zu sagen, denn nur der Markt hätte darüber Aufschluß geben können, ob es an den Preisen und an welchem der Preise es einerseits, oder ob es an den Produktionsmengen und an welcher von diesen andererseits gelegen sei, daß die Nachfrage den Zusammenhang mit dem Vorrate verlor. Es konnte ebenso gut das Fleisch zu wohlfeil als das Getreide zu teuer sein und es war ebenso möglich, daß beide Preise richtig waren und zuviel Getreide neben zu wenig Vieh erzeugt wurde.

Wie aber den Markt schaffen, ohne den Grundsatz des Erzeugens durch und für die Gesamtheit gänzlich preiszugeben? Sehr einfach dadurch, lautete die Antwort, daß man an den von Gesamtheitswegen zur Austeilung gebrachten Arbeitsbescheinigungen festhielt und bloß die behördliche Tarifierung der Güter fallen ließ. Die Scheine blieben das alleinige Tauschmittel, gegen welches aus den öffentlichen Magazinen Güter zu haben waren; aber die Behörde gab es auf, die Preise dieser Güter festzustellen. Jedermann sollte selber sehen, was und wie viel er im Austausch dafür erhalten könne."

„Das scheint mir in der That ein vortreffliches Auskunftsmittel. Solche Scheine, deren Tauschkraft den Gütern gegenüber nicht mehr behördlich festgesetzt, sondern dem freien Spiele von Angebot und Nachfrage anheimgegeben ist, sind keine Arbeitscertifikate mehr, sondern ganz gewöhnliches Papiergeld. Denn ob auf den Zetteln gedruckt steht; „Eine Stunde", „zehn Stunden", „hundert Stunden", oder „eine Mark", „zehn Mark", „hundert Mark", ist gleichgültig. Der Schein — sofern er nicht gegen entsprechendes Gold oder Silber umgewechselt werden kann — ist unter allen Umständen nur so viel wert, als auf dem Markte für ihn einzuhandeln ist, und ob er nun seinen Namen von einer Goldmünze oder von etwas anderem entlehnt hat, ändert an der Sache nichts. Die Sozialdemokratie war also zur Papiergeld-Wirtschaft

übergegangen, und mit Papiergeld läßt sich, wie die Erfahrung gelehrt hat, zwar in der Regel nicht so gut und sicher wie mit Metallgeld, aber denn doch ganz genügend arbeiten. Ja, ich behaupte sogar, daß das sozialdemokratische Papiergeld zu dem besten seiner Art gehörte. Der hauptsächliche Fehler allen anderen Papiergeldes ist doch, daß seine Menge eine willkürliche ist und außer Zusammenhang steht mit dem zu seiner Hervorbringung erforderlichen Arbeitsaufwande. Das allein ist der Grund, warum es so häufigen und unberechenbaren Wertschwankungen unterliegt. Indem das sozialdemokratische Papiergeld bloß für wirklich geleistete Arbeit und genau im Verhältnisse zu dieser ausgegeben wurde, stand es in seiner Gesamtmenge auch stets in genauem Zusammenhange mit der Gesamtmenge der Kraft des nämlichen Arbeitsaufwandes hervorgebrachter Güter. Seine Kaufkraft der Gesamtheit aller anderen Dinge gegenüber konnte also gar nicht schwanken; es war dies bloß einzelnen Gütern gegenüber möglich und das ist auch beim besten Gelde der Fall. Ich weiß also wirklich nicht, was von da ab am sozialdemokratischen Markte auszusetzen war."

„O, zunächst nur eine Kleinigkeit, nämlich, daß die Produktion noch immer außer stande war, sich nach ihm und seinen Anforderungen zu richten. Ob Papiergeld solcher Beschaffenheit, nämlich für Arbeitsleistungen ausgestelltes Papiergeld, wirklich allen Anforderungen guten Geldes entspricht, darüber wollen wir uns ein andermal unterhalten. Für jetzt handelt es sich uns bloß darum, ob es genügt, einen Markt mit brauchbaren Marktpreisen ins Leben zu rufen und in dieser Beziehung muß ich Dir vollkommen recht geben; das vermochte dieses Papiergeld so gut, ja in der von Dir hervorgehobenen Beziehung sogar besser als jenes Papiergeld, welches von den alten Staaten ausgegeben zu werden pflegte, so oft sie sich durch Kriege oder sonstige Vergeudung finanziell ruiniert hatten. Aber mit dem Markt und dem Marktpreise allein ist es nicht gethan. Diese zeigen nur, zu welchen Preisen die Dinge von den Käufern gesucht werden. Damit man wisse, ob ihnen vernünftiger Weise mehr oder weniger von den fraglichen Dingen angeboten werden soll und kann, ist noch vonnöten, daß der Erzeuger der fraglichen Dinge wisse, ob ihm der Preis reichliche oder mangelhafte Vergütung seiner aufgewendeten Kosten bietet. Wenn z. B. der

Eisenpreis steigt, so beweist das allerdings, daß mehr Eisen gebraucht oder daß weniger produziert wird; aber es beweist noch nicht, daß mehr Eisen produziert werden soll und vernünftiger Weise produziert werden kann, denn es können die Produktionskosten für Eisen noch stärker gestiegen sein, als die Eisenpreise, und wenn das der Fall ist, muß entweder ein ferneres Steigen des Preises, oder ein Fallen der Produktionskosten abgewartet werden, ehe die Produktion ausgedehnt werden kann. Gerade über diesen für sie allein entscheidenden Punkt aber waren die sozialdemokratischen Produzenten nach wie vor im Unklaren. Sie hatten weder Produktionskosten zu bezahlen, sondern erhielten alles, was sie brauchten — Materialien sowohl als Arbeitskraft — von der Gesamtheit geliefert, noch empfingen sie Zahlung für ihre Erzeugnisse, sondern lieferten diese an die Gesamtheit."

„Aber dem, so sollte ich meinen, war doch leicht abzuhelfen. Man brauchte bloß eine gute Buchhaltung einzurichten, den Wert aller von den Einzelbetrieben bezogenen Materialien, Maschinen, Arbeitskräfte u. dergl. ihnen zu Lasten, die späterhin von der Centralbehörde erzielten Preise der Erzeugnisse ihnen zu Gunsten zu buchen, und man wußte, mit welchem Gewinn überall gearbeitet worden war. Die Notwendigkeit einer solchen Einrichtung war doch so naheliegend, ihre Durchführung so selbstverständlich, daß die Sozialdemokraten verrannte Querköpfe hätten sein müssen, um nicht darauf zu verfallen."

„Sehr richtig. Ich sehe mit Vergnügen, wie vortrefflich Du bereits in den Geist der großen Bewegung jener Tage eingedrungen bist. Die Sozialdemokraten bestanden so wenig als die anderen sozialistischen Sekten aus verrannten Querköpfen, sie verfielen also wirklich ganz von selbst auf dieses Auskunftsmittel, dasselbe kam auch zur sofortigen Durchführung; damit aber hatte die Sozialdemokratie . . ."

„Was? Noch ein ‚aber'?"

„Jawohl, das entscheidende. Damit hatte die Sozialdemokratie endgiltig abgewirtschaftet; sie war gegenstandlos geworden. Jetzt noch an ihr, d. h. an dem „Produzieren für und durch die Gesamtheit" festzuhalten, hätte bloß dann einen Sinn gehabt, wenn ihre Anhänger Menschen gewesen wären, welche die Bevormundung um

ihrer selbst willen in solchem Maße geliebt hätten, daß sie es vorzögen, dasjenige gezwungen und schlecht zu thun, was freiwillig besser vollbracht werden konnte. Denn nunmehr brauchte bloß die Einmischung der Gesamtheit in die Arbeit aufzuhören, und die Einzelbetriebe waren in der Lage, all das zu vollführen, zu dessen Vollführung sie bisher von Gesamtheitswegen angeleitet werden sollten. Was wollte die Gesamtheit? Daß ihre Bedürfnisse bestens gedeckt werden und daß jedem Arbeitenden die ungeschmälerte Frucht seines Fleißes nach vollkommen gleichem Rechte zufalle. Nun denn, es war jetzt klar, daß es dazu der gesamtheitlichen Einmischung nicht bedürfe. Durch den freien Willen der Genossenschaften und der Genossenschaftsmitglieder war das nämliche zu erreichen. Um zu erkennen, welche Produktionen gesteigert und welche eingeschränkt werden sollen, war als notwendig erkannt worden, die Gewinne der verschiedenen Produktionen zu vergleichen und um zu erzielen, daß dieser Erkenntnis gemäß auch gehandelt, d. h. die steigerungsbedürftigen Produktionen thatsächlich vermehrt, die verminderungsbedürftigen thatsächlich eingeschränkt werden, mußten den Produktionen mit hohem Gewinne frische Arbeitskräfte zugeführt, denen mit geringem Gewinne Arbeitskräfte entzogen werden. Es kam jetzt bloß darauf an, durch welches Mittel letzteres bewirkt werden solle. Die Gesamtheit und deren Behörden besaßen zu diesem Behufe kein anderes, als den Zwang. Es war aber klar, daß die Arbeitenden es freiwillig thun würden, sowie der Gewinn aus den einzelnen Betrieben nicht der Gesamtheit, sondern ihnen überantwortet würde. Welchen erdenklichen Grund hätte es nun geben können, den Zwang an Stelle der Freiwilligkeit aufrecht zu erhalten? War vielleicht durch ihn das vorgesteckte Ziel besser, sicherer, vollkommener zu erreichen? Das Gegenteil lag mit Händen greifbar vor Augen. Oder gab es vielleicht irgenwelche andere Rücksichten, die nur durch gesamtheitliches Eingreifen gewahrt werden konnten? Keine! Die Gesamtheit besaß ein Interesse daran, daß jeglicher wo immer auftauchende Produktionsvorteil einem jeden ihrer Mitglieder gleichmäßig zugänglich sei; war zu besorgen, daß der freiwaltende Eigennutz der einzelnen Arbeitenden sich irgend einen Vorteil werde entgehen lassen? Sicherlich nicht. Die Gesamtheit wollte, daß auf gleiche Fähigkeiten und gleichen

Fleiß überall dieselbe Entlohnung entfalle; konnte man dieß nicht mit voller Beruhigung von der freien Beweglichkeit der Arbeitenden erwarten? Zuverlässig. Es war also nicht notwendig, daß die Gesamheit alle Arbeitserträge sich vorerst aneigne, um sie hinterher gerecht zu verteilen, da nur diese vorherige Aneignung durch die Gesamtheit es gewesen, was den Arbeitenden die Möglichkeit benahm, die gerechte Verteilung aus freien Stücken durchzuführen. Kurzum, es wurde jetzt sonnenklar, daß der Kommunismus darauf hinausläuft, die Menschen zuerst zu knebeln, um sie dann, gerade weil sie geknebelt sind, gleich unmündigen Kindern lenken zu müssen.

Um den Individualismus an die Stelle des Kommunismus zu setzen, war also von dem Tage an, wo das große Buch für die Genossenschaften aufgelegt wurde, nichts anderes vonnöten, als das, was in diesem Buche bereits rechnungsmäßig stand, zur praktischen Wahrheit zu machen. Die Einzelbetriebe übernahmen das Eigentum an ihren Erzeugnissen, verteilten dieses unter ihre Genossen und da man von da ab der Oberbehörden nicht mehr bedurfte, um die Arbeit zu organisieren und zu vollführen, so hörte damit natürlich auch aller und jeder Einfluß dieser Behörden auf die Arbeit auf.

Und nun nur noch wenige Worte über die sozialdemokratische Art der Kapitalbeschaffung. Dieselbe erfolgte in der Weise, daß man von den gesamten Arbeitserträgen einen Teil vorweg abzog und aus diesem all' jene Betriebe ausstattete, die einer Vermehrung oder Verbesserung ihrer Anlagen und sonstigen Betriebsmittel bedurften. Selbstverständlich aber war es, so lange man keinen Markt hatte, ganz unmöglich, zu beurteilen, ob solch eine Anlage rentabel sei, d. h. ob sie die Leistungsfähigkeit des Betriebs, zu dessen Ausstattung sie diente, um mehr oder um weniger als den eigenen Kostenbetrag erhöhe. Nützlich und vernünftig sind nur solche Anlagen, die weniger kosten, als sie hereinbringen; Einrichtungen, die mehr Arbeit und Materialaufwand beanspruchen, als mit ihrer Hilfe dann erspart werden kann, sind schädlich. Die Sozialdemokratie aber konnte, so lange sie nicht wußte, was die Einrichtungen und was die mit ihrer Hilfe hervorgebrachten Erzeugnisse kosten, über diesen Punkt niemals zu voll-

ständiger Klarheit gelangen. Natürlich beeilte man sich, sowie der Markt hergestellt war, auch über die Rentabilitätsfrage der Kapitalien Aufschluß zu erlangen, was derart geschah, daß der Kostenbetrag der Anlagen jenen Werken zu Lasten geschrieben wurde, zu deren Gunsten sie erfolgten. Als dann kurz darauf die sozialdemokratische Betriebsweise in die individualistische vollends überging, war auch diesbezüglich nichts anderes notwendig, als aus den Büchereintragungen eine Wahrheit, d. i. also eine rückzahlbare Schuld der Einzelbetriebe an die Gesamtheit zu machen.

Solcherart sah sich auch der autoritäre Kommunismus friedlich und ohne tiefergehende Erschütterungen in das richtige soziale Fahrwasser hinübergeleitet, und wenige Jahre nach der großen Revolution war kaum jemand mehr zu finden, der auch nur begriffen hätte, wie fortschrittlich gesinnte Menschen einen derartigen Versuch unternehmen konnten, für den es im ganzen Bereiche der Natur kein Vorbild giebt und den auch die menschliche Geschichte bloß als vorübergehend auftretende widernatürliche Abirrung kennt."

„Verzeih — so fiel ich dem Meister ins Wort — wenn ich mir hier einen Widerspruch herausnehme. So ganz fremd, wie Du behauptest, ist der Natur der Kommunismus nicht und auch in der menschlichen Geschichte hat diese soziale Einrichtung wiederholt, sowohl in den Uranfängen der Kultur wie bei höher entwickelten Gemeinwesen eine Rolle gespielt, die nicht so ohne weiteres als widernatürliche Verirrung abzuthun ist."

„Unter den Kommunisten in der Natur verstehst Du wohl die Bienen und die Ameisen?"

„Allerdings."

„Du vergißt, daß der Bienenstock und der Ameisenbau keine Staaten, sondern Familien sind und daß der Kommunismus in der Familie widernatürlich sei, habe ich nicht gesagt. Alle Bienen eines Stocks, alle Ameisen eines Baues sind Brüder, nicht in jenem figürlichen Sinne, wie es der Kommunismus meint, sondern wirkliche Geschwister, Kinder einer gemeinsamen Mutter und einiger Hundert gemeinsamer Väter. Daß nun Geschwister, Mütter und Väter gemeinsamen Haushalt führen, hat mit unserer Frage nichts zu thun; um sich auf die Ameisen und Bienen zu berufen, müßte der Kommunismus zeigen, daß verschiedene Familien, also verschiedene

Stöcke oder Baue für gemeinsame Rechnung arbeiten und aus gemeinsamem Vorrat zehren. Du weißt, daß das nicht der Fall ist, daß vielmehr, wenn man die Sache derart vom richtigen Gesichtspunkte betrachtet, diese angeblichen Kommunisten zu den grausamsten Egoisten zählen, indem sie jeden nicht zur engeren Familie Gehörigen, der sich an ihren Vorräten vergreift, oder auch nur in der Nähe des Stockes oder Baues betroffen wird, unerbittlich töten.

Und was den Kommunismus in der Geschichte anlangt, so möchte ich Dich zunächst fragen, ob Du an das, zu Deiner Zeit wie ich weiß sehr viel verbreitete Märchen glaubst, daß es eine Epoche des Kommunismus für jede menschliche Race gegeben, daß die sogenannten Urhorden allesamt durch diese Lebeform hindurchgegangen?"

„Du nennst das ein Märchen? Aus welchem Grunde?"

„Weil es durch nichts erwiesen und unwahrscheinlich im höchsten Grade ist. Erwiesen ist bloß die Möglichkeit, daß einzelne Urhorden im Kommunismus gelebt haben können. Ob es wirklich der Fall, wissen wir nicht, ich halte es aber in dieser Einschränkung für wahrscheinlich, da die Lebeformen, welche die Menschheit auf ihrem Entwickelungsgange durchgemacht, so mannigfaltige sind, daß es beinahe gar nichts giebt, was nicht irgendwo einmal Sitte und Gebrauch gewesen wäre. Daraus ohne weiteres zu folgern, daß das alles überall einmal Sitte und Brauch gewesen sein müsse, ist offenbar verkehrt. Doch dem sei wie immer: überall, wo der Kommunismus in seiner mythischen Urform auch nur mit einiger Sicherheit vermutet werden kann, geht er strenge Hand in Hand mit der sogenannten Urfamilie, die eine ganz eigenartige Form der Weiber- und Männer-Gemeinschaft zur Voraussetzung hat. Also auch hier Kommunismus der Familie, nicht der Gesellschaft. Der Kommunismus nicht blutsverwandter Gesellschaften widerstreitet dem natürlichsten, ausnahmlosesten Instinkte aller Tiere, die Menschen mit eingeschlossen, ist also widernatürlich und kommt thatsächlich auch in der menschlichen Geschichte bloß vor, wo sich übernatürliche Kräfte ins Spiel mengen. Es gab, so viel ich weiß, nur zwei gelungene Versuche des wirklichen Kommunismus, der eine ist der Inkastaat Peru, der andere der Jesuitenstaat Paraguay. Aber der Inka war seinem Volke der Sohn der Sonne,

der Jesuitenpater dem seinigen der Stellvertreter Christi. Beide befahlen und bevormundeten sie im Namen der Gottheit und deshalb allein gelang es ihnen, ihr Gebot an die Stelle des Eigennutzes zu setzen. Um ähnliche Erfolge zu erzielen, hätten auch die sozialdemokratischen Behörden göttliche Verehrung genießen müssen. Da sie diese nicht beanspruchten und von freiheitliebenden, selbstbewußten Menschen auch niemals erlangt hätten, so habe ich Recht mit der Behauptung, daß der Kommunismus der Sozialdemokratie widernatürlich, d. h. den natürlichen Anlagen jener Menschen zuwiderlaufend war, die es mit ihm versucht hatten.

Und nun bin ich mit meiner Geschichte der sozialen Revolution zu Ende. Was weiter noch folgte, waren lediglich Verbesserungen von Einzelheiten jener mit Freiheit gepaarten Ordnung, zu welcher in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit alle sozialen Parteien gelangten und deren Grundzüge ich Dir dargelegt habe. Was Dir dabei noch dunkel geblieben ist, kannst Du bei gelegener Zeit mit mir oder mit anderen Personen, die dazu in mancherlei Hinsicht berufener sein mögen, eingehender erörtern. Jetzt nähern wir uns dem Ziele unserer Reise, und ich lade Dich ein, mir in das Vorderteil des Tyrus zu folgen, von wo die Küsten Siziliens bereits sichtbar sein dürften."

„Bevor wir abbrechen, gestatte mir noch eine Frage. Wie ich Deiner Darstellung entnehme, vollzog sich der Übergang von den anarchistischen und sozialdemokratischen Einrichtungen zu denen der wahrhaften sozialen Freiheit durchaus friedlich; die in Irrtümern befangen gewesenen sozialen Parteien unterwarfen sich freiwillig und ohne daß es darüber zu gewaltsamen Kämpfen gekommen wäre, den Anforderungen der praktischen Notwendigkeit. Wie kam es, daß diese Notwendigkeiten von ihnen allen so bereitwillig anerkannt wurden? Es bildet das einen seltsamen Gegensatz zu der fanatischen Blindheit, mit der sie in früheren Zeiten ihre verschiedenartigen Lehrmeinungen verfochten hatten. War die menschliche Natur infolge der Revolution eine andere geworden? Oder welches sonstige Wunder ist es, welches eine so gründliche Veränderung im Benehmen der Menschen hervorrief?"

„Die menschliche Natur hatte sich nicht verändert und es geschah auch sonst kein Wunder. Alles erklärt sich in der einfachsten

Weise dadurch, daß es erstlich geänderte Verhältnisse waren, denen gegenüber die sozialen Parteien Stellung nehmen mußten, und daß zum zweiten einer anderen Art von Menschen, eben infolge dieser veränderten Verhältnisse, ihre Führung zufiel. Zuvor waren die Sozialisten nicht in der Lage gewesen, ihren Grundsätzen entsprechend zu handeln, sie konnten für dieselben bloß sprechen und agitieren; und dementsprechend waren es damals nicht Männer der praktischen That, sondern gesinnungstüchtige Redner und Agitatoren, welche bei ihren Entschlüssen den Ausschlag gaben. Was Wunder, daß sie sich in einseitigen Principien verrannten und denselben desto hartnäckiger anhingen, je entschiedener sie wo möglich Allem widersprachen, was bis dahin geübt worden war. Der — an sich allerdings nur zu gerechte — Haß gegen das Bestehende raubte den Massen alle Besinnung; es genügte, daß eine Einrichtung als mit den alten Gepflogenheiten harmonierend verdächtigt wurde, um sie ihnen verwerflich erscheinen zu lassen. Die Sozialdemokraten wußten z. B. in ihrem Streite mit den Anarchisten diesen keinen schlimmeren Makel anzuheften, als daß sie — allerdings mit Recht — geltend machten, auch die ausbeuterische Wirtschaft sei eine anarchistische gewesen; und die Anarchisten hinwieder glaubten den Sozialdemokraten nichts schimpflicheres nachsagen zu können, als daß ihre Autorität sich von derjenigen der alten Ordnung in keinem wesentlichen Punkte unterscheiden werde. Es will mir scheinen, daß, wenn dazumal ein Agitator auf den Gedanken geraten wäre, daß man in Zukunft durch die Ohren statt durch die Nase atmen müsse, weil die Ausbeuter sich zum Atmen des letzteren Organs bedienten, sein Erfolg ein ganz ungeheurer gewesen wäre. Mit dem Momente jedoch, wo es zu handeln galt, änderte sich alles ganz von selbst. Ich mache mich anheischig, Dir stundenlange zündende Reden über die knechtische Verwerflichkeit der Nase und über die freiheitbefördernden Eigenheiten der Ohren zum Besten zu geben, und auch an anatomischen wie physiologischen Argumenten zur Begründung meiner Ansicht wird es mir nicht fehlen; aber ich werde gänzlich außer stande sein, Dich auch nur für eine Sekunde dahin zu bringen, daß Du wirklich durch die Ohren statt durch die Nase atmest. Sowie von Reden zu Thaten geschritten werden soll, scheidet sich das Undurchführbare sehr rasch vom Durchführbaren,

das Unvernünftige vom Vernünftigen, und zwar dies desto rascher und sicherer, je ausschließlicher es nur von Deinem freien Belieben und Können abhängt, nach Deinem eigenen Ermessen zu handeln. Wollte man es versuchen, Dich gewaltsam zur Vernunft zu bringen, so würdest Du wahrscheinlich Deine Irrtümer nicht einsehen, sondern wähnen, es liege nur an der fremden Gewalt, daß Deine Ideen sich nicht verwirklichen lassen. Du wirst versucht sein, der Gewalt Gewalt entgegenzusetzen, — endlose Irrungen, Unruhen, Erschütterungen werden unvermeidlich sein. Aber es zwingt Dich niemand; Du hast das Recht, alles zu versuchen, was Dir nur immer beliebt — natürlich, ohne Andere zum Mitmacher Deiner Versuche zwingen zu können; keine Thorheit ist so groß, daß Du es nicht auf sie ankommen lassen dürftest. Und das ist das unfehlbare Mittel, Dich den meisten Thorheiten abwendig zu machen, noch bevor Du ihre Folgen an Dir erprobtest und Dich von jenen, an denen Du hartnäckiger festhalten solltest, eben durch die unvermeidlichen Folgen zu heilen. Die Freiheit des Handelns war die Panacee, welcher die große Revolution nicht bloß ihren endlichen vollständigen Triumph, sondern auch ihren friedlichen, ruhigen Verlauf von dem Augenblicke an verdankte, wo diese wahrhafte Grundlage aller Freiheit erst einmal gelegt war."

VI.

Ich dankte nun dem liebenswürdigen Erzähler in den wärmsten Worten für seinen erstaunlichen Bericht und leistete seiner Einladung Folge. Als wir das Vorderteil des Gäodroms erreicht hatten, bot sich mir ein seltsamer Anblick. Es war inzwischen 8 Uhr geworden und die Abendschatten lagen über der purpurnen Flut unter uns. Vor mir jedoch sah ich, einstweilen noch in beträchtlicher Ferne, doch von Minute zu Minute sichtlich näher rückend, ein leuchtendes Land. Jawohl, ein Land, welches leuchtete; anders kann ich den Eindruck nicht schildern. Unabsehbar den ganzen Horizont vor uns erfüllend, dehnte sich eine weite Küste, offenbar die Siziliens, und über ihre ganze Ausdehnung hin ergoß sich ein gleichförmiger, hellglänzender Schimmer, der sich mit nichts, was ich je gesehen, vergleichen ließ. Eine Feuersbrunst konnte das nicht sein, dazu war das Licht zu ruhig, gleichmäßig, und seine Farbe von viel zu reinem Weiß. Auch konnte ich mir unmöglich vorstellen, daß ganz Sizilien brenne, und doch sahen wir von dieser Höhe wenn auch nicht die ganze Insel, so jedenfalls einen sehr beträchtlichen Teil derselben, und überall traf das Auge auf denselben hellen Glanz. Am sonderbarsten aber schien mir, daß weder Meister Leonhard, noch sonst jemand aus der Reisegesellschaft durch das Unerhörte im geringsten aufgeregt war. Sie bemerkten es gleich mir, verloren aber kein Wort, keinen Laut darüber, gleichsam als verstünde sich das ganz von selbst. Schließlich konnte ich mein Erstaunen nicht länger bemeistern, und, meinen Nachbar am Arme fassend, wies ich nach dem Feuerscheine hin mit den Worten: „Ja, um des Himmels willen, siehst Du nichts?“

„Was denn? Was soll ich sehen?" war die ruhigen Tones abgegebene Gegenfrage, aus welcher allerdings auch einiges Befremden herauszuhören war, das jedoch nicht dem Schauspiele vor uns, sondern meinem Benehmen galt.

„Nun, das Feuer dort! Was hat das zu bedeuten, welch' neuem Wunder gehen wir entgegen?"

„Das Licht meinst Du? Ei nun, dort unten ist der Abend schon weiter fortgeschritten als hier oben, und meine lieben Landsleute haben ihre Abendbeleuchtung in Thätigkeit gesetzt."

„Was sagst Du? Dieser über tausende von Quadratkilometern verbreitete Schein ist ein von Menschen angestecktes Licht? Ihr beleuchtet nicht Eure Straßen und Städte, sondern gleich ganze Länder?"

„Natürlich, wenn diese Länder zugleich unsere Städte sind. Doch ich erinnere mich jetzt, daß Dir das in der That neu und fremdartig sein muß, denn diese Art der Beleuchtung ist noch kein volles Jahrhundert alt, und Deine Kenntnisse reichen bloß bis zum Jahre 25 vor unserer Zeitrechnung. Wisse also, daß wir zu Beleuchtungszwecken jetzt nicht mehr jene künstlichen und armseligen Apparate notwendig haben, die vor zweihundert Jahren unter dem Namen von Gasbrennern, elektrischen Lampen u. dergl. in Gebrauch standen, sondern den Erdmagnetismus dazu benutzen, je nach Bedarf einen mehr oder minder kräftigen Schein von mehr oder minder großer Ausdehnung hervorzurufen. Daß Dich das gar so sehr befremdet, nimmt mich eigentlich Wunder, denn die ersten, wenn auch dazumal noch höchst unvollkommenen Anfänge dieser Erfindung oder Entdeckung fielen noch in Deine Zeit. Schon damals war man dahinter gekommen, daß man ohne besondere Leuchtapparate durch bloße Anwendung dessen, was Ihr Induktionselektrizität nanntet, d. h. unter dem bloßen Einflusse eines vorüberziehenden elektrischen Stromes, Lichterscheinungen hervorrufen kann. Von da bis zur Benutzung des Erdmagnetismus zu solchen Zwecken war zwar noch ein weiter Weg, aber hundert Jahre sind ja auch eine genügende Zeit, um weite Wege zurückzulegen, besonders wenn sie gut benutzt wird. Und daß die Menschheit ihre Zeit besser zu nützen verstand von dem Momente, wo ihre Kraft und Aufmerksamkeit nicht länger durch die hohen Künste des Massenmordes, der Massenunterdrückung und der gegenseitigen Ausbeutung in An-

spruch genommen war, wirst Du hoffentlich zugeben. Das, was Du da siehst, ist dem Wesen nach nichts anderes, als was zu Deiner Zeit als Nordlicht bekannt war. Du wirst wissen, daß dieses Licht von der Natur in der Nähe der Pole freiwillig angesteckt wird, um während der langen Winternacht zu leuchten; wir kennen den Weg, die Natur zu veranlassen, es an jedem uns beliebigen Punkte der Erdoberfläche leuchten zu lassen und zwar reiner und heller, als bei gewöhnlichem Nordlicht der Fall. Auch in der Form unterscheidet sich unser Erdlicht — so nennen wir die Erscheinung — vom gewöhnlichen Nordlicht. Es bildet keinen hoch in den Weltraum hinausragenden Bogen, sondern hat seinen Sitz näher zur Erdoberfläche und leuchtet deshalb nicht wie jenes unter allen Umständen stets tausende Kilometer weit, sondern bloß an dem Orte, wo es hervorgerufen wird und in dessen Nachbarschaft. Wir können seinen Schein nach Bedarf für eine einzelne Wohnstube oder für ein ganzes Land erzeugen."

Inzwischen waren wir der Küste so nahe gekommen, daß unser Gäodrom in das Bereich des Erdlichts von Sizilien geriet. Die ganze Landschaft war in ein Licht getaucht, welches ich am ehesten demjenigen sehr kräftiger elektrischer Bogenlampen vergleichen möchte, nur war es milder und hatte einen wärmeren Ton. Da wir den Flug längs der Meerenge von Messina nahmen, tauchte alsbald die Riesengestalt des Ätna zur Rechten auf, in Glanz gebadet vom Gipfel bis zum Fuße. Wenige Minuten später, in der Gegend des einstigen Syrakus, mäßigte der Tyrus seinen Flug und senkte sich inmitten eines unermeßlichen Gartens, aus dessen dunklen Hainen und leuchtender Blumenpracht allüberall Häuser und Paläste hervorschimmerten, zu Boden.

Kaum waren wir dem wackeren Fahrzeuge entstiegen, das uns binnen vier Stunden von der Südküste meines einstigen Vaterlandes bis an die Ostspitze Siziliens getragen, als ich meinen Begleiter von dessen Familie umringt sah, welche offenbar der Telegraph von der Ankunft des Meisters verständigt hatte. Es waren Sohn und Tochter Leonhards mit Frau und Gatten, begleitet von vieren seiner Enkel. Nachdem die Begrüßung des Vaters resp. Großvaters vorüber war, wendete sich die Familie mir zu, und die Frau des Sohnes, eine Dame im Alter von an-

scheinend kaum 30 Jahren — sie zählte in Wahrheit, wie sie mir später gelegentlich mitteilte, 44 Jahre — redete mich mit bezauberndem Lächeln an: „Du also bist der Gast, den uns Vater ankündigte und der uns das Vergnügen bereiten wird, während seiner Anwesenheit in Sizilien unter unserem Dache zu weilen? Möge es Dir bei uns gefallen! Hier, das ist mein Gatte Karl, das hier dessen Schwester Leonore und ihr Mann Renaud, hier meine zwei Neffen Friedrich und Anatol, hier mein Sohn Kurt, meine Tochter Elfriede; unsere ältere Tochter Juana ist daheimgeblieben, um die Vorbereitungen für Eueren Empfang zu überwachen."

Ich habe vergessen, zu erwähnen, daß mir an allen Personen, die ich seit meinem Erwachen heute morgen zu Gesichte bekommen, die Schönheit und Stattlichkeit der Erscheinung aufgefallen. Sie hatten mit sehr geringen Ausnahmen insgesamt, Männer sowohl als Frauen, weit über Mittelgröße, waren sicher, kräftig und von einer gewissen Hoheit in ihren Bewegungen und dabei von überraschender Schönheit. Einen häßlichen Menschen hatte ich überhaupt noch nicht gesehen, der unscheinbarste der Männer war zum mindesten tüchtig, die unscheinbarste der Frauen zum mindesten anmutig. Meister Leonhard, dem gegenüber ich mein Entzücken, zugleich aber auch mein Erstaunen hierüber ausdrückte, hatte mir die Thatsache damit erklärt, daß es seit sechs Generationen nurmehr Kinder der Liebe gebe. Keinerlei Nebenrücksichten stören seither die Wirksamkeit dieses auf Veredelung der Rasse abzielenden Naturtriebes und das hat zur Folge, daß Kraft und Schönheit der menschlichen Art stetig fortschreitend von Generation zu Generation zunehmen. Diese Familie meines sizilianischen Gastfreundes aber erregte selbst inmitten einer solchen Umgebung durch ihre körperlichen Vorzüge meine Bewunderung. Die beiden Frauen, junonische Gestalten, würdig die Gattinen des Götterkönigs zu sein; die zwei Männer Charakterköpfe und Figuren, die einem Pheidias hätten Modell stehen können für den olympischen Zeus; die drei Jünglinge und das junge Mädchen — alle im Alter zwischen 18 und 25 Jahren — die Ebenbilder solcher Eltern. Es war indessen nicht so sehr die unvergleichliche Schönheit dieser Menschen, was mein Auge immer und immer wieder gefangen nahm, als vielmehr der Ausdruck unendlicher, herzgewinnender Güte, der aus ihren Zügen unverkenn-

bar hervorleuchtete. Derselbe Ausdruck war mir auch bisher schon bei den meisten aufgefallen, die ich heute gesehen, bei keinem aber in so hervorstechender Weise, wie hier, bei den Angehörigen Leonhards. Es mag wohl dem Gefühle seligen Behagens zuzuschreiben sein, welches mir dieser Anblick einflößte, daß ich einige Sekunden lang mit der Antwort auf Frau Bettinas freundliche Ansprache zögerte. Meister Leonhard, der dies meiner mangelhaften Kenntnis der landesüblichen Sprache zuschrieb, beeilte sich, den Seinen zu erklären, sie müßten mit mir das alte Französisch sprechen, wollten sie von mir genauer verstanden werden. Ich sei hier nicht bloß landfremd, sondern auch sprachfremd.

„Wie — so wandte sich Leonhards Schwiegersohn Renaud in gutem Französisch an mich — Du hast über dem Studium der alten Sprachen die unserige vergessen? Fürwahr ein seltener Fall!“

„Forsche nicht — nahm der Alte das Wort —. Unser lieber Gast wird Euch soviel der Rätsel aufgeben, daß daneben derlei Kleinigkeiten gar nicht in Betracht kommen. Jetzt aber gilt es, den Heimweg anzutreten. Ist unser Gäodrom zur Stelle?“

„Hier nebenan, am westlichen Standplatze habe ich es untergebracht,“ antwortete Kurt, der älteste der Jünglinge. Frau Bettina bot mir den Arm und wir verließen allesamt die Ankunftshalle der öffentlichen Gäodrome, wo inzwischen der Tyrus seine Vorbereitungen zur Weiterfahrt nach Afrika traf.

Es war das erste Mal, daß ich eine Stadt des neuen Zeitalters betrat, in welches ich mich auf so unerklärliche Weise versetzt fand. Doch war der Weg bis zum Standplatze der Privat-Gäodrome zu kurz, als daß ich sonderlich viel hätte sehen können. Ich bemerkte bloß, daß die taghell erleuchtete Straße, die wir zu durchschreiten hatten, von mehrfachen prachtvollen Baumreihen und Blumenbeeten eingesäumt war, daß an einem der Kreuzungspunkte, die wir passierten, ein großer Springbrunnen seine Wasserstrahlen in die Höhe sandte und daß zahlreiche Singvögel ihre süßen Töne hören ließen. Das Gäodrom der Familie war bald aus einigen hundert ähnlicher Gefährte herausgefunden und wir bestiegen dasselbe. Es war das ein ungefähr 10 Meter langer, 4 Meter im Durchmesser haltender geschlossener Schiffskörper, der gegen 20 Personen bequem fassen mochte und einen einzigen, mit großem Ge-

schmacke eingerichteten Saal enthielt, von welchem bloß der Maschinenraum durch eine Glaskuppel abgesondert war. Der junge Kurt betrat diesen und unmittelbar darauf erhoben wir uns sanft in die Lüfte. Die — wie ich später erfuhr — 40 Kilometer betragende Entfernung bis zum Wohnsitze der Familie bei Kap Taormina wurde in 10 Minuten zurückgelegt, wir entstiegen dem Gäodrom und befanden uns unmittelbar vor dem Wohnhause meiner Gastfreunde. Dasselbe lag auf einem etwa 50 Meter hohen, unmittelbar in das Meer abfallenden steilen Felsen, inmitten üppiger Gartenanlagen. Der weiße, zwei Stockwerke hohe Marmorbau, der etwa 15 Wohnräume umfassen mochte, gehörte dem jungen Leonhard, wurde aber außer von dessen Familie seit sieben Jahren, seitdem nämlich Meister Leonhard verwitwet war, auch von diesem bewohnt. Sein Schwiegersohn hatte sich ursprünglich in etwas größerer Entfernung angebaut gehabt, dann aber, als der Alte zum Sohne zog, dessen in unmittelbarer Nachbarschaft gelegenes Haus übernommen und sich des seinigen entäußert. Die Abende verbrachten beide Familien stets gemeinsam und so betraten denn Renauds zugleich mit uns das Haus.

An der Schwelle begrüßte uns Juana, die Tochter Karls und Bettinas. Bei ihrem Erscheinen stand ich betroffen; dieses wunderliebliche Antlitz, diese reizumflossene, wie aus Duft gewebte Gestalt hatte ich irgendwo und irgend einmal bereits gesehen! Wo und wann aber? Davon hatte ich keine, noch so dunkle Ahnung. Und wunderbar! Auch mein Anblick schien ähnlich auf die Jungfrau zu wirken. Statt, wie sie ursprünglich offenbar gewollt, dem heimgekehrten Großvater in die Arme zu eilen, blieb sie, kaum daß sie mich erschaut, mit weitgeöffneten Augen und vorgestreckten Händen wie angewurzelt stehen. Den anderen konnte dies seltsame Benehmen natürlich nicht entgehen.

„Das sieht ja so aus, als ob Ihr Beiden alte Bekannte wäret, die sich nach langer Trennung unvermutet wiederfinden" meinte befremdet Frau Bettina.

„Du hast recht, Mutter", antwortete Juana, die zuerst ihre Fassung wiedergewann. „Ich habe diesen Mann schon gesehen, ja es kommt mir so vor, als hätte ich ihn genau gekannt, oder als wären wir irgendwie in näherer Beziehung zu einander ge-

standen. Nur will es mir seltsamer Weise nicht gelingen, mich der näheren Umstände zu erinnern. Bloß das eine scheint mir gewiß: hier war es nicht, sondern in fremdartiger Umgebung, daß ich ihn kennen lernte, und niemand von den Meinen war damals um mich."

„Genau so ergeht es mir," nahm nun ich das Wort. „Auch ich habe die zu untrüglicher Sicherheit gesteigerte Empfindung, mit Dir, Jungfrau, in meinem Leben bereits einmal zusammengetroffen, mit Dir in irgend eine nähere Beziehung getreten zu sein. Aber auch ich weiß mich an keinen näheren Umstand zu erinnern. Die Sache ist mir um so unbegreiflicher, da ich — wie unser ehrwürdiger Meister Euch des Näheren erzählen kann — aus einer längstvergangenen Zeit stamme, oder doch zu stammen glaube, in welcher keiner der heute Lebenden lebte und gelebt haben konnte."

„Ihr müßt nämlich wissen" — erläuterte der Meister, als er die verblüfften Mienen der Seinigen ob dieser aberwitzig klingenden Worte wahrnahm — „daß unser Gast der festen Überzeugung ist, vor zweihundert Jahren in Paris, der Hauptstadt des damaligen Frankreich zu Bette gegangen und erst heute früh im Hause eines Pariser Hirten aufgewacht zu sein. Was es damit für eine Bewandtnis hat, können wir Beide — er sowol als ich — uns allerdings noch nicht erklären; doch daß er von allem, was inzwischen in der Welt vorgegangen ist, nichts, schlechterdings nichts weiß, dagegen von den Vorgängen der damaligen Zeit eine auf die geringfügigsten Einzelheiten sich erstreckende Kenntnis von geradezu wunderbarer Anschaulichkeit besitzt, daß ihm unsere Sprache unbekannt ist, und sein Altfranzösisch genau jene Redewendungen und Eigenheiten aufweist, die sich in den französischen Büchern gerade aus den letzten Decennien vor der großen Revolution finden — das alles weiß ich. Daß nun er gerade unsere Juana und diese ihn zu kennen scheint, ist doppelt seltsam. Vielleicht, daß dieser Umstand, obwohl selber ein Rätsel, behilflich sein wird, den Schlüssel zu dem wunderbaren Rätsel zu finden, welches der Zustand dieses Mannes uns bietet. Doch jetzt laßt uns endlich die Schwelle überschreiten, und sehen, welche Vorbereitungen unser Hausmütterchen zu unserem Empfange getroffen. Die salzgeschwängerte Höhenluft, die wir während der Reise ein-

geatmet, schärft den Appetit in ganz besonderem Grade; ich hoffe, unser Gast wird der Abendmahlzeit volle Ehre angedeihen lassen. Zuvor jedoch fordere ich von meinem Liebling den Willkommenkuß, den sie in ihrem Erstaunen vergessen."

Juana barg ihr Köpfchen errötend an der Brust des Großvaters, der sie mit inniger Zärtlichkeit auf Stirn und Wangen küßte. Dann betraten wir das Haus. Frau Bettina wies mir im oberen Gelasse zwei Zimmer an, äußerte aber ihr Befremden darüber, daß die Transportgesellschaft mein Reisegepäck noch nicht gebracht. Das des Vaters sei bereits angelangt. Ich entgegnete wahrheitsgemäß, ich besäße kein Gepäck; das was ich am Leibe trüge, sei alles, was ich seit meinem Erwachen heute Morgen mein eigen nennen könne, ja selbst das bloß auf Borg entlehntes Gut, da ich nichts als mein zweihundert Jahre altes, für die neue Umgebung unbrauchbares Gewand von all' meinen früheren Besitztümern behalten hätte. Sonderbarer Weise ließ die Erwähnung dieses Unglücksfalls meine liebenswürdige Wirtin sehr kalt, nicht anders, als hätte ich ihr geklagt, ein Taschentuch oder ein Federmesser verloren zu haben. Einen Mann vor sich zu sehen, der gestern noch reich und heute ein Bettler war, flößte ihr offenbar nicht das geringste Mitgefühl ein. Ei nun, meinte sie obenhin, dann werden einstweilen wir aushelfen. Ich sende meinen Sohn Kurt, der Dir in Allem an die Hand gehen wird.

Wenige Minuten später betrat Kurt das Gemach, einige Toilettegegenstände in der Hand. Der junge Mann, der ungefähr meines Alters sein mochte, näherte sich mir mit großer Herzlichkeit, erzählte mir, er sei Techniker von Beruf, bei einer der benachbarten Maschinenfabriken beschäftigt und bat mich schließlich um meine Freundschaft. Meine Person sowol als mein Schicksal flöße ihm Sympathie ein und daß seine von ihm vergötterte Schwester Juana sich für mich interessiere, nehme vollends sein Herz für mich gefangen. Ich ging auf das herzliche Anerbieten des wackeren jungen Mannes voll Wärme ein, da auch ich mich zu ihm hingezogen fühlte. Nachdem wir eine Weile geplaudert, mahnte Kurt, ich solle mich mit dem Umkleiden beeilen, da in einer Viertelstunde etwa die Glocke zum Abendmahle rufen werde. Als er sah, daß mir die meisten der im Raume be-

findlichen Geräte unbekannt seien, unterwies er mich in deren Gebrauch, zeigte mir die Knöpfe, auf welche ich drücken müsse, um Licht zu erlangen — es war Erdlicht, das sich daraufhin im Gemach ergoß — wie ich es anstellen müsse, um warmes oder kaltes Wasser zum Trinken und Waschen zu erhalten, mit den Familienmitgliedern im Hause oder mit entfernten Personen zu sprechen, Bedienung herbeizurufen u. s. w.

„Wie kommt es, daß ich bisher noch keinerlei Dienstpersonal im Hause gesehen habe?"

Er blickte mich zuerst erstaunt an. Dann aber entgegnete er lächelnd: „Ach ja, ich vergesse, daß Du aus der Zeit vor der Revolution stammst. Damals gab es eine Menschenklasse, die sich für Beköstigung, Wohnung und kargen Lohn dazu hergeben mußte, Tag und Nacht jedem Wunsche, jeder Laune ihrer Herrschaft zur Verfügung zu stehen. Es scheint sogar, daß Würde und Bedeutung der Angehörigen der sogenannten oberen Klassen zum Teil nach der Zahl jener Unglücklichen geschätzt wurde, welche sie zu ihrem Gebrauch mieten konnten. Davon ist natürlich jetzt keine Rede mehr. Wer fände sich jetzt bereit zu solch' entwürdigender Knechtschaft und wem würde es jetzt Vergnügen machen, solch' entwürdigte Nebenmenschen um sich zu sehen?"

„Fegen jetzt also Deine Schwestern die Stuben und reinigst vielleicht Du die Kleider für Dich und die Deinen?"

Mein neuer Freund Kurt brach in ein fröhliches Gelächter aus. „Welche Idee!" entgegnete er endlich. „Das besorgen besondere Gesellschaften, die zu diesem Behufe organisiert und mit den entsprechenden Geräten und Maschinen ausgerüstet sind. Man übergiebt der Gesellschaft die Instandhaltung und Bedienung des ganzen Hauses, erhält am Ende jeden Monats seine Rechnung und hat sich weiter um nichts zu kümmern."

„Das muß in der That ganz praktisch und angenehm sein", bemerkte ich. „Wie aber hilft man sich für den Fall irgend einer nicht vorhergesehenen und trotzdem notwendigen Dienstleistung?"

„Das will ich Dir gleich zeigen." Mit diesen Worten drückte Kurt an einen der zahlreichen an verschiedenen Punkten der Wand befindlichen Knöpfe und nach Verlauf einer Minute etwa erschien

ein Mann im Gemache, den Kurt freundlich begrüßte und von diesem ebenso auf dem Fuße vollkommenster Gleichheit begrüßt wurde. Nachdem er erfahren, ich würde längere Zeit hindurch als Gast im Hause weilen, erkundigte sich der Fremde eingehend nach meinen besonderen Wünschen und Gewohnheiten. Hierauf entfernte er sich, nachdem er sowohl mir als Kurt die Hände geschüttelt.

„Ein seltsamer Diener das", meinte ich verwundert. „Das scheint ja, seinem ganzen Benehmen nach zu schließen, ein durchaus gebildeter Mensch zu sein."

„Ich sagte Dir bereits, daß es Diener im früheren Sinne nicht giebt. Der Mann ist jetzt Arbeiter in einer Gesellschaft für Dienstleistungen; er übergeht morgen, wenn es ihm passend erscheint, zu irgend einer anderen Beschäftigung und kann nächstens, wenn er das Vertrauen seiner Genossen erwirbt, Direktor werden. Sein und mein und unserer hervorragendsten Gelehrten Bildungsgang ist bis zum zurückgelegten achtzehnten Jahre durchaus der gleiche; erst von da ab trennen sich die Fächer. Du mußt alle Deine Ideen, über das, was man einst Standesunterschiede nannte, fallen lassen. Gebildete Leute sind wir alle und die Verschiedenartigkeit der Beschäftigung macht hier keinen Unterschied des Ansehens."

Inzwischen hatte ich meine Toilette vollendet. Als ich das während der Reise gebrauchte Oberkleid wieder anlegen wollte, führte mich Kurt in den Nachbarraum und bat mich, eines der dort befindlichen Gewänder benutzen zu wollen. Ich lehnte erst ab, that ihm aber dann, als er darauf bestand, den Willen, jedoch nicht ohne ihm vorzuhalten, es sei nicht gut, mich so zu verwöhnen. Auf die Dauer könne und dürfe ich ja doch die Gastfreundschaft seines Hauses nicht mißbrauchen, sondern müsse trachten, mir eine eigene Existenz zu gründen. Nun sei ich allerdings gesund, kräftig und hätte in meiner früheren Umgebung für einen gebildeten Menschen gegolten. Jetzt aber dürfte all' mein Wissen veraltet, zu praktischen Zwecken unbrauchbar sein. Ich müsse mich folglich auf einen harten Kampf ums Dasein gefaßt machen.

„Das alles ist ganz sinnloses Zeug", unterbrach mich der Freund. „Was Du beginnen, welche Laufbahn Du ergreifen

wirst, darüber ist Zeit zu reden, nachdem Du Dich unter uns ein wenig besser orientiert hast. Aber was Du auch thun und beginnen magst, die Dinge, die wir Dir als Gastfreunde bieten, wirst Du Dir unter allen Umständen auch aus eigener Kraft verschaffen können. Dazu genügt Deiner Hände Arbeit während einiger Stunden des Tages. Und komme auch nicht wieder auf Deine Dankbezeigungen für so kleinliche Dienste zurück. Glaube mir, derlei erweist hier jeder einem jeden ohne auch nur ein Wort darüber zu verlieren. Ich liebe Dich und es würde mir Vergnügen machen, Dir wirkliche Opfer zu bringen: das, was Du Wohlthaten nennst, bieten wir dem ersten Besten."

Damit nahm mich Kurt um den Nacken und so betraten wir den Speisesaal der Familie, eine hohe gegen das Meer zu offene Halle. Wir wurden bereits erwartet und die Hausfrau lud unmittelbar nach unserem Erscheinen zum Sitzen ein. Das Mahl war einfach, aber erlesen. Es bestand aus Gemüse, mannigfachen Arten des bereits geschilderten Backwerks mit dem Geschmacke verschiedener Fleisch- und Fischarten, Früchten, Eis und Käse. Insbesondere das Obst überraschte mich durch Schönheit und Wohlgeschmack. Dazu wurde teils Wasser, teils ein champagnerartiger, doch anscheinend weniger berauschender Wein getrunken. Von Dienerschaft war nichts zu sehen. Die Schüsseln entstiegen einer inmitten der Tafel angebrachten Vertiefung und versanken dann wieder in derselben, je nachdem die Hausfrau einen zu ihrer Rechten oder zu ihrer Linken angebrachten Knopf drückte. Auf meine Frage erhielt ich die Auskunft, daß die Versenkung inmitten des Tisches mit dem Röhrennetze der Speisegesellschaft in Verbindung stehe, und daß die Beförderung der Speisen mittels Elektricität vor sich gehe.

Nach dem ersten Gange fragte mich Meister Leonhard, ob ich bei Tische Musik liebe. Als ich bejahte, erhob sich der junge Anatol und verließ das Gemach. Unmittelbar darauf erklangen die Töne eines reichen Orchesters, das mit vollendeter Meisterschaft eine mir unbekannte herrliche Symphonie von ausnehmend heiterem Charakter spielte; doch klangen die Töne gedämpft, wie aus einiger Entfernung. Anatol kehrte zurück, und mich der telephonischen Unterredung in Paris erinnernd, fragte ich, ob die Musik etwa durch das Telephon

vermittelt sei. Dies wurde bejaht und erklärend hinzugefügt, daß man in Sizilien stets die Auswahl zwischen 18 verschiedenen Konzerthallen habe, deren Programme jedermann täglich aus den Zeitungen ersehen könne. Das Gespräch wurde übrigens des Konzertes halber nicht unterbrochen, wobei mir angenehm die Eigentümlichkeit dieser telephonischen Klänge auffiel, daß sie einerseits das in der Nähe gesprochene Wort nicht übertönten, anderseits doch kräftig genug waren, um durch alles in der Nähe verursachte Geräusch hindurch stets deutlich vernehmbar zu bleiben.

„Ich muß Dich mit den Meinen etwas näher bekannt machen", hub Meister Leonhard an. „Mein Schwiegersohn Renaud ist Professor der Mathematik an der vierzehnten Universität von Sizilien; unsere liebe Leonore hilft ihm bei seinen mathematischen Privatarbeiten, ja Renaud behauptet, daß der schwierigste Teil seines Werkes über die Gleichungen höherer Ordnung, das seinen Ruf begründete, eigentlich mehr ihr, als sein geistiges Eigenthum sei. Er hat deshalb auch trotz ihres Protestes ihren Namen neben dem seinigen auf dem Titelblatte genannt. Mein Sohn Karl ist seit neun Jahren oberster Beamter der Abteilung für öffentliche Bauten. Wir sehen ihn deshalb auch selten für längere Zeit in unserer Mitte, insbesondere seit die Bewässerungsarbeiten in der Sahara ihrem Ende entgegengehen und seine unausgesetzte Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Seine Eheliebste, Frau Bettina, hat die Gewohnheit, ihn mitsamt den beiden Töchtern auf allen Dienstreisen zu begleiten und als Vorwand hierfür dient, daß ihre beliebten Schilderungen des Wüstenlebens dies zur schriftstellerischen Pflicht machen. Von meinen Enkelinnen ist die ältere als Virtuosin auf dem Klavichord in Freundeskreisen rühmlichst bekannt, ihre jüngere Schwester eine allerliebste Sängerin, deren hauptsächliches Lebensziel aber scheint, ihre Umgebung durch tolle Streiche in Atem zu halten. Mit Kurt bist Du bereits so vertraut geworden, daß ich Dir über ihn schwerlich etwas zu sagen brauche. Seine beiden Vettern Friedrich und Anatol studieren der eine Chemie, der andere Medizin. Unser neuer Freund hinwieder", so wandte er sich an die Seinigen, „war — ich weiß nicht, soll ich sagen vor 200 Jahren oder während seines Traumes — Arzt und Physiolog."

Durch die letzten Worte des alten Herrn war das Gespräch

wieder auf meinen eigentümlichen Zustand gelenkt worden. Ich konnte mir wohl vorstellen, daß die Anwesenden alle vor Begierde brannten, Näheres über denselben zu erfahren und so erzählte ich denn, was ich wußte. Neues Licht kam dadurch in die Sache nicht. Auch meine und Juanas angebliche Beziehungen kamen zur Sprache. Aber auch diesbezüglich wußten wir beide nichts anderes zu sagen, als das wir einander irgendwo einmal begegnet sein müßten.

„Und habt Ihr keinerlei Erinnerung über die Art und Beschaffenheit dieser Begegnung bewahrt?“ frug Kurt. „Tratet Ihr Euch als Freunde, als Feinde oder gleichgiltig gegenüber? Derlei läßt doch eine Spur, wenn nicht im Gedächtnis, so im Gemüte zurück.“

„Oh, was das anbelangt, hege ich nicht den geringsten Zweifel,“ antwortete ich. „Meine Begegnung mit Fräulein Juana muß ungemein freundschaftlicher Art gewesen sein. Meine erste Empfindung bei ihrem Anblicke vorhin war, als müßte ich . . . .“

„Nun, heraus mit der Sprache,“ forschte der alte Herr, als ich hier stockte. „Deine Empfindung war, als müßtest Du?“

„Nicht doch! Dränge nicht Großvater!“ rief, das über und über errötende Antlitz abwendend, Juana.

„Das wird ja immer interessanter,“ meinte Kurt. „Juana scheint zu wissen, was das für eine Empfindung war und mag nicht darüber reden hören. Hattest vielleicht Du, Schwesterchen, die gleiche Empfindung?“

„Jawohl!“ erklärte diese, das plötzlich bleich gewordene Antlitz uns zuwendend. „Jawohl, ich teilte die Empfindung dieses mir fremden und doch so vertrauten Mannes. Und daß Ihr's nur wißt, es war die Empfindung, als müsse ich ihm vor Euch allen um den Hals fallen.“

Damit erhob sie sich vom Tische und verließ schweigend das Gemach. Die Mahlzeit war längst beendet; die Mutter folgte ihr. Ich war verlegen und wußte nicht, wie ich mich benehmen solle. Daß meine Gastfreunde von dem Vernommenen wenig erbaut sein dürften, schien mir zweifellos. Der Hausherr war einer der obersten Beamten, der — wie ich wußte — zu einem Gemeinwesen vereinten Menschheit, ich der Abkömmling eines längstvergangenen

elenden Zeitalters — jedenfalls aber ein namenloser Fremdling; einem solchen seine Tochter in unerklärlicher Neigung zugethan zu sehen, mußte ihn — allen meinen Vorstellungen von Schicklichkeit und Vernunft zufolge — mit Kummer, wenn nicht mit Entrüstung erfüllen. Nichts dergleichen bemerkte ich jedoch auf den Gesichtern der Anwesenden. Dieselbe unwandelbare Güte in allen Zügen, die mir schon bei der ersten Begegnung aufgefallen; etwas Verlegenheit in den Mienen Tante Leonorens, ausgelassene Lustigkeit im Benehmen Schwester Elfriedens. Letztere tänzelte ein wenig um Kurt herum, warf ihm schelmisch lächelnd einige geflüsterte Worte und eine Kußhand zu und war wie der Wirbelwind draußen und im Garten, wo wir sie bald darauf in jauchzenden Tönen das Liebeslied aus Wagners Lohengrin singen hörten.

„Höre, Jules", so wandte sich nach kurzer Pause Kurt an mich. „Der Kobold, meine Schwester, sagte mir, sie habe beim ersten Blick, den ihr zwei — Du und Juana — wechseltet, gesehen, daß ihr bis über die Ohren in einander verliebt wäret. Ist's an dem?"

„Ja denn, es ist so" — erklärte ich, als ich die forschend auf mich gerichteten Augen der sämtlichen Anwesenden bemerkte. „Das heißt, es ist so von meiner Seite, denn über die Gefühle Deiner Schwester maße ich mir trotz der beseeligenden Worte, die sie gesprochen, kein Urteil an. Ja, ich liebe sie vom ersten Blicke und ich glaube, diese urgewaltig hereinbrechende Liebe, über deren Entstehungsgrund ich mir selber im Unklaren bin, ist es, was in mir die Empfindung erweckt, ihr einmal bereits begegnet zu sein. Aber nach dieser Erklärung, das fühle ich wohl, ist hier meines Bleibens nicht länger. Ich werde diese Nacht noch Eure Gastfreundschaft in Anspruch nehmen; dann soll Euch mein Weg nicht kreuzen, es sei denn, daß es mir gelingt, eine Stellung zu erobern, die . . . ."

Kurt war auf mich zugeeilt und faßte mich um die Schulter. „Was ficht Dich wieder an, Du Mensch der Rätsel, daß Du uns entfliehen willst, die wir Dich doch liebreich aufgenommen? Ist es vielleicht zu Deiner Zeit Sitte gewesen, das Haus zu meiden, zu dessen Tochter man in Liebe entbrannte?"

„Allerdings war das Sitte, wenn zwischen der Geliebten und

der eigenen Person eine Kluft gähnte, so unausfüllbar wie die zwischen Deiner Schwester und mir?"

„Eine Kluft gähnt zwischen Euch? Was meinst Du damit?"

„Die Stellung Deines Vaters und die meinige."

„Ach so! Du scheinst ein merkwürdig kurzes Gedächtnis zu haben, da Du bereits vergessen hast, was ich Dir vor kaum einer Stunde über diesen Gegenstand sagte."

„Ich habe das nicht vergessen. Es ist jedoch ein anderes, ob ich unter mir Stehende im gesellschaftlichen Verkehr auf dem Fuße der Gleichheit behandle, oder ob ich sie in die eigene Familie aufnehme. Deine Freundschaft für mich wird Dich doch nicht glauben machen, daß Dein Vater, einer der ersten, mächtigsten Männer dieser neuen, gewaltigen Welt, mir, dem hergewehten Fremdling ohne Rang und Stellung, die herrliche Tochter zur Frau geben wird?"

„Die Tochter zur Frau geben?" forschte Frau Leonore sichtlich befremdet. „Unser Gast meint, daß Du Karl, darüber zu entscheiden hättest, ob ihn Juana lieben soll? Seltsame Vorstellung!"

„Das war so zu der Zeit, in welcher unser lieber Freund lebte," bemerkte der Hausherr trocken.

„Und jetzt ist auch das anders geworden?" fragte ich erstaunt. „Jetzt sind die Kinder unabhängig vom Willen der Eltern und können thun was sie wollen?"

„Sicherlich!" entgegnete Jener. „Das hindert natürlich nicht, daß die Ratschläge der Eltern gern gehört werden. In derlei Herzensangelegenheiten der Töchter aber maßt sich die Mutter selten, der Vater niemals das Wort an."

„Aber die Kinder hängen doch unter allen Umständen von den Eltern ab. Der Vater als Ernährer und Begründer der Zukunft der Familie hat ein natürliches Recht, bei den Entscheidungen über die Zukunft der Kinder dreinzureden."

„Ernährer? Begründer der Zukunft? Was willst Du damit sagen?" fragte abermals Frau Leonore.

Da ich nicht wußte, was ich auf diese mir unverständliche Frage antworten sollte, entgegnete an meiner statt Meister Leonhard: „Zu jener Zeit lebte in der Mehrzahl der Fälle die Familie — Frau wie Kinder — von dem, was der Gatte und Vater erwarb; und wenn es ihm — was hinwieder allerdings selten

vorkam, gelungen war, ein Vermögen zu sammeln, so bildete dieses nach seinem Tode die Grundlage der zukünftigen Existenz seiner Hinterbliebenen. Daraus leitete sich naturgemäß das Recht des Gatten und Vaters ab, die Familie in allen Stücken zu beherrschen. Er konnte über ihr Schicksal in Gegenwart und Zukunft verfügen, weil er dasjenige in Händen hatte, was dieses Schicksal in Gegenwart und Zukunft zu einem erträglichen zu gestalten vermochte."

„Abscheulich!" klang es von Frau Leonorens Lippen.

„Abscheulich?" fragte ich erstaunt. „Ich sollte meinen, daß diese Einrichtung durchaus natürlich ist, ja ich vermag gar nicht zu begreifen, wie nunmehr, wo sie, nach allem was ich soeben vernommen habe, zu den überwundenen Dingen gehört, die Familie noch bestehen kann. Die Bande des Blutes erfordern doch . . ."

„Daß das Familienhaupt seine Angehörigen statt durch Liebe, durch materielle Vorteile an sich gefesselt halte — nicht wahr, das ist's, was Du sagen willst?" fiel mir der Hausherr nicht ganz ohne Erregung ins Wort. „Das natürliche Verhältnis zwischen Mann und Weib erfordert, daß Letzteres in Ersterem nicht den Geliebten sondern den „Versorger" — wie Ihr es nanntet — suche und um sich der natürlichen Zuneigung seiner Kinder zu versichern, giebt es für den Vater keinen schöneren, sicherer zum Ziele führenden Weg, als sie während der Dauer seines Lebens in Botmäßigkeit zu erhalten und sie auf den Tag seines Todes als auf den ihrer Erlösung aus materieller und wo möglich auch persönlicher Abhängigkeit blicken zu lassen?"

„Von diesem Gesichtspunkte habe ich die Sache noch niemals betrachtet," stammelte ich verwirrt.

„Das sehe ich und das zeugt dafür, daß Du wirklich ein Kind jener schrecklichen Zeit bist, über welche wir sprechen. Denn seitdem die Menschheit wirkliche Freiheit, wirkliche Moral, wirkliches Glück kennen gelernt, giebt es niemand, kann es niemand geben, der jene Scheußlichkeiten und Thorheiten, die man einst für Freiheit, Moral und Glück ausgab, nicht in ihrer wahren Gestalt zu erkennen vermöchte."

„In welchem Lichte muß ich mit meinen verkehrten Ansichten Euch erscheinen! Wie darf ich zu hoffen wagen, jemals voll und ganz Euresgleichen zu werden?"

„Darüber sei beruhigt. Es ist nicht eigene Verkehrtheit, sondern die Erinnerung vergangener Verkehrtheiten, was aus Dir spricht. Die Menschen waren damals ihrem innersten Wesen nach nicht schlechter als heute, ja es kann kaum ein zwingenderes Zeugniß für die unzerstörbare Güte der Menschennatur geben, als daß es noch wahrhafte Tugend gab inmitten von Einrichtungen, die allesamt dazu dienten, die bösartigsten Instinkte zu nähren. Es gab wahre Gattenliebe, trotzdem materielle Rücksichten das Verhältnis der Geschlechter vergifteten, es gab wahre Kindesliebe auch dort, wo die Kinder Vorteil vom Tode der Eltern hatten. Die Natur erwies sich eben stärker als die künstliche Verderbnis. Und die Geschichte der ersten Jahre nach der sozialen Umwälzung lehrt uns, daß die Menschen, kaum erlöst von den sie entwürdigenden und entsittlichenden Fesseln der Herrschaft des Besitzes, sofort auch all jene Vorurteile abstreiften, die sie bis dahin gefangen gehalten. Tröste Dich, auch Du wirst rasch den wahren Menschen in Dir wiederfinden."

„Doch Ihr müßt Geduld mit mir haben. Ich sehe jetzt ein, daß die natürlichen Familienbande an Zartheit und Innigkeit unendlich gewinnen müssen, wenn sie befreit sind vom Einflusse materieller Abhängigkeit. Aber wie stellt Ihr es an, die Frauen und Kinder von der Erwerbsthätigkeit des Familienhauptes unabhängig zu machen?"

„Sehr einfach dadurch, daß wir ihnen, unabhängig vom Familienhaupte, ihren Anteil am allgemeinen Reichtum anweisen."

„Das verstehe ich nicht. Arbeiten bei Euch die Frauen und Kinder?"

„Bewahre! Die Kinder haben zu lernen und die Frauen sind in der Familie beschäftigt. Sie haben das Recht, an allen Arbeiten der Männer teilzunehmen, aber sie thun es bloß ausnahmsweise, und mit dem Rechte auf Arbeit wäre ihnen also der überwiegenden Mehrzahl nach nicht geholfen. Sie erhalten unter allen Umständen von Gesamtheitswegen ihren Anteil am Ertrag aller Arbeit. Sie haben ihr Konto in den Büchern unserer Centralbank und auf diesem wird ihnen gutgeschrieben, was ihnen gebührt."

„Gebührt? Ich habe von Meister Leonhard gehört, daß jetzt

nurmehr der Anspruch auf den Ertrag der eigenen Arbeit anerkannt wird. Worauf also haben jene Anspruch, die nichts arbeiten?"

„Du vergißt, daß der Kulturmensch nicht aus eigener Kraft arbeitet, sondern sich zur Befruchtung seiner Leistungen der Vorarbeit ungezählter Generationen von Vorfahren bedient, daß es mithin diese Hinterlassenschaft ist, aus welcher sein Reichtum hervorgeht. Auf diese Hinterlassenschaft ihrer Ahnen aber haben doch offenbar nicht bloß einzelne, sondern alle Mitglieder der großen menschlichen Familie Anspruch. Sie sind Miterben und es wäre himmelschreiendes Unrecht, wenn sie aus dem Grunde, weil sie nicht arbeiten können oder wollen, ausgeschlossen wären vom Mitgenuß des gemeinen Erbes. Ihr Anteil an den Erträgen kann nicht der gleiche sein, wie der der Arbeitenden, weil ja das gemeinsame Erbe, gleichwie es unerläßlich ist zur Befruchtung der Arbeit, seinerseits der Befruchtung durch diese bedarf, um Erträge zu liefern. Aber auf Anteil, nicht auf Almosen haben sie ein Recht und diesem Grundsatze gemäß handeln wir."

„Wird dieser Grundsatz auch auf gesunde, arbeitsfähige Männer ausgedehnt?"

„Natürlich! Wer sollte sich das Recht anmaßen, zu beurteilen, ob ein Mann arbeitsfähig ist oder nicht?"

„Und das ist durchführbar, ohne daß ungezählte Millionen arbeitsfähiger Männer sich dem Müßiggange hingeben?"

„Haben zu Deiner Zeit bloß diejenigen gearbeitet, die der Hunger dazu zwang? Allerdings gab es damals sehr viele Müßiggänger, aber bloß deshalb, weil Müßiggang adelte, d. h. weil Ihr die Müßiggänger achtetet und die Arbeiter verachtetet. Da es sich jetzt umgekehrt verhält, so giebt es unter uns keine gewohnheitsmäßigen Müßiggänger."

„Wie aber kommt es, daß sich die Frauen durch das ihnen gewährte arbeitlose Einkommen nicht beschämt fühlen? Dasselbe stellt sie doch gewissermaßen allesamt in eine Reihe mit Invaliden, Greisen und Kindern."

„Meinst Du das wirklich?" warf hier lächelnd Frau Leonore dazwischen. „Ich glaube, daß unsere Leistungen in der Familie zum mindesten ebenso nützlich sind, wie etwa die eines Webers

oder Schuhmachers. Im übrigen hast Du ja gehört, daß diejenigen unter uns, die Lust und Fähigkeit zu irgend welchen anderen Arbeiten besitzen, in deren Ausübung nicht gehindert sind."

„Noch eine Frage zu diesem Gegenstande; sie wird Euch vielleicht kleinlich erscheinen. Wird dieses Anrecht aller Nichtarbeitenden auf Anteil an den Arbeitserträgen, so gerecht und vernünftig es auch ist, nicht doch als drückende Last von den Arbeitenden empfunden? Um ihrem Zwecke zu entsprechen, müssen diese Anteile sehr hoch bemessen sein."

„Ganz richtig; sie sind so hoch bemessen, daß die also Bedachten in der Lage sind, sich dem Wesen nach alle jene Genüsse zu verschaffen, die jeweilig nach dem Stande des allgemeinen Reichtums als zum vollen Behagen eines Menschen gehörig angesehen werden. Als Last empfunden werden sie jedoch trotzdem nicht, da sie ja in letzter Linie doch wieder denjenigen zu gute kommen, welche sie aufzubringen haben. Würden Frauen, Kinder und Arbeitsunfähige von der Luft leben, wenn sie rechtlos wären? Das Opfer, welches die Arbeitenden zu bringen haben, ist also kein materielles, sondern ein ideelles; sie verzichten auf das Recht der Bevormundung der Nichtarbeitenden. Auf dieses gehässige, zweischneidige Recht aber verzichten sie gern."

„Ich begreife jetzt, daß Frauen und Kinder unabhängig sind von der Erwerbsthätigkeit des Gatten und Vaters. Wie aber verhält es sich mit dem Verfügungsrechte über die Hinterlassenschaft des Vaters. Verfällt diese vielleicht dem Gemeinwesen?"

„Bewahre! Jedermann kann über das, was er erworben, frei verfügen, im Leben wie für den Todesfall. Aber was haben diese Hinterlassenschaften zu bedeuten? Sie haben für die Kinder Wert als teure Gedenkzeichen dahingegangener Lieben; entscheidend für ihr materielles Wohlbefinden, für ihre zukünftige Existenz sind sie nicht."

„So ganz ohne weiteres zugeben möchte ich das doch nicht. Zwar daß die Kinder, angesichts Eurer sozialen Einrichtungen unter allen Umständen einer sorgenlosen Zukunft entgegengehen, begreife ich. Aber von einigem nicht bloß ideellen sondern auch materiellen Werte scheinen mir die Hinterlassenschaften auch unter Euch zu sein. Die Zukunft Deiner Kinder z. B., mein verehrter

Wirt, wird doch unter allen Umständen eine andere sein, als die eines gewöhnlichen Handarbeiters."

„Nicht daß ich wüßte! Wenn sie mehr leisten, wenn sie tüchtiger sein werden als jene, werden sie mehr genießen, sonst nicht. Und gar so groß werden die Unterschiede auch in diesem Falle nicht sein."

„Genießt also jeder Handarbeiter das nämliche wie Du?"

„Dem Wesen nach allerdings. Mir rechnet das Gemeinwesen meine Amtsthätigkeit so an, als ob ich täglich acht Stunden arbeitete — was thatsächlich nicht der Fall ist. Meine Amtsthätigkeit umfaßt bloß vier Stunden täglich. Ob aber diese vier Stunden nicht größere Anstrengung mit sich bringen, als die doppelte Arbeitsdauer in einer unserer Fabriken oder auf dem Lande, ist immerhin fraglich und für alle Fälle ist jedermann in der Lage, sich das nämliche an Genüssen zu gönnen, wie ich, sofern er acht Stunden einer beliebigen nützlichen Arbeit widmen will. Das thut nun freilich niemand, ja die Meisten arbeiten nicht einmal vier Stunden des Tages, jedoch offenbar nur deshalb, weil die Meisten ein Mehr an Genüssen nicht wünschen, oder doch einer Mehranstrengung nicht wert halten."

„Aber Du wirst doch den Deinen etwas hinterlassen. Dieses prachtvolle Haus samt Garten z. B. Indeß ich habe vergessen, daß aller Boden herrenlos ist. Das Haus gehört also wahrscheinlich nicht Dir, oder fällt nach Deinem Tode dem Gemeinwesen zu."

„Nichts von alledem. Das Haus gehört mir und ich kann nach meinem Tode über dasselbe verfügen. Auf unsere Wohnstätten erstreckt sich die Herrenlosigkeit des Bodens nicht. Gleich den Nester bauenden Tieren, maßen auch wir uns an, einen Fleck Boden zu Errichtung unseres Heims ein jeder für sich zu beanspruchen. Aber was hat der Besitz eines solchen Wohnhauses zu bedeuten? Um es zu bezahlen, genügt das Jahreseinkommen eines Durchschnittsarbeiters. Ebenso belanglos ist der Besitz all' dessen, was ich sonst noch nach meinem Tode hinterlassen mag, im Vergleiche zu dem, was jedes Menschen unveräußerliches Erbteil ist. Die Zukunft meiner Kinder hängt also nicht von meinem Willen ab; es fesselt sie kein anderes Band an mich, als die kindliche Liebe. Diese zwar ist um so kräftiger, weil ich sie nicht durch meinen

Besitz, sondern wieder nur durch meine Liebe erkaufen konnte; aber gerade weil dieses unser Verhältnis auf wechselseitiger Liebe steht, fällt es mir und keinem Vater ein, es zu einer Bevormundung in Angelegenheiten zu mißbrauchen, bei denen das Herz der dabei zunächst Betroffenen allein zu entscheiden hat. Wenn meine Tochter Dich zum Manne haben will, wirst Du mir als Schwiegersohn willkommen sein."

Ich eilte auf den Vater des mir in so unerklärlicher Weise teuer gewordenen Mädchens zu und wollte ihm in bewegten Worten danken. Er lehnte jedoch ruhig ab. „Noch ist nichts entschieden — erklärte er — denn unsere Jungfrauen treffen ihre Wahl nicht so rasch, als Du anzunehmen scheinst. Juana liebt Dich, darüber ist kein Zweifel; das will aber noch lange nicht sagen, daß Du ihr Jawort fürs Leben hast. Gerade weil sie weiß, daß niemand ihre Entschließungen zu beeinflussen das Recht und den Willen hat, wird sie reiflich überlegen, bevor sie einen Schritt unternimmt, der, wenn er sich nachträglich als ein verfehlter erwiese, ihrer Ehre abträglich wäre."

„Ihrer Ehre?" rief ich erstaunt. „Was hat die falsche Wahl eines Gatten mit der Ehre zu thun? Du willst wahrscheinlich sagen: ihrem Glücke; denn an der Seite eines Menschen zu leben, der unsere Liebe oder unsere Achtung verloren hat, ist in der That ein Unglück."

„Du meinst doch nicht etwa, daß Juana oder irgend ein Weib fortfahren würde, mit Dir als Gattin zu leben, falls sie aufgehört haben sollte, Dich zu lieben?"

„Du weißt, daß das zu meiner Zeit die Regel war."

„Unglaublich!" rief mit allen Zeichen von Abscheu Frau Leonore.

„In der That, so war es damals" bekräftigten beide Leonhard meine Worte.

„Gab es also damals keine weibliche Sittsamkeit, kein Schamgefühl? Sich einem ungeliebten Manne hingeben!! Abscheuliche und zugleich bedauernswerte Geschöpfe!! Und die Männer jener Tage? Wie konnten sie solchen Greuel mitmachen?"

„Die Tugendvorstellungen waren damals eben andere," bemerkte achselzuckend der Hausherr. „Zweitausend Jahre früher hatte es in Cypern für ein ehrenvolles, eifersüchtig gehütetes Vorrecht

der adeligen Jungfrauen gegolten, sich im Tempel der Liebesgöttin für Geld preisgeben zu dürfen und ähnlich zählte es vor der großen Revolution zu den ‚Pflichten' braver Eheleute, einander anzugehören, sie mochten sich nun lieben und achten, oder hassen und verabscheuen. Wir aber denken in diesem Punkte anders. Geschlechtliche Gemeinschaft mit einem ungeliebten Wesen erscheint uns als der äußerste Grad sittlicher Verkommenheit und Schamlosigkeit. Verlasse Dich darauf, junger Freund, Du wirst, ehe wenige Monate ins Land gehen, auch nicht anders denken, denn diese Auffassung ist das notwendige Ergebnis all' unserer Einrichtungen, unserer Lebensweise, unserer Daseinsbedingungen. Wenn also Juana und Du sich in einander geirrt haben sollten, so werdet ihr auseinandergehen."

„Aber auch darin sehe ich zwar ein Unglück, jedoch nichts, was der Ehre Juanas oder der meinigen nahe treten könnte."

„Wir sind eben in diesem Punkte empfindlicher, als Ihr es seiner Zeit wart. Du sahst, welchen Abscheu meiner Schwester der Gedanke einflößte, daß es Frauen oder Männer geben könne, die mit ungeliebten Wesen in ehelicher Gemeinschaft leben. Nun denn, Ehegatten, die wegen Erkaltens ihrer Liebe auseinander gehen, geben immerhin dem Verdachte Raum, daß ihre Liebe, auch so lange sie zusammen lebten, nicht die rechte gewesen, sondern höchstens eine Art flüchtigen Sinnenrausches. Sie laden, um es kurz zu sagen, den Vorwurf der Leichtfertigkeit in einer Sache auf sich, bei welcher Sittsamkeit und Schamhaftigkeit höchsten Ernst zur gebieterischen Pflicht machen. Euer Sittenkodex verlangte, daß ein Priester oder eine Magistratsperson den Ehebund segne; ihr konntet daher, ohne Euch in der Achtung Eurer Mitlebenden herabzusetzen, so oft und in so rascher Reihenfolge neue Ehebündnisse knüpfen, als das Gesetz Euren Priestern oder Magistraten nur immer erlaubte, sie frisch einzusegnen. Wir verlangen jetzt, daß echte Liebe das Eheband segne; hat sich diese Liebe in einem Falle nicht als die echte erwiesen, so haben wir immerhin das Recht zu zweifeln, ob sie es in einem zweiten Falle sein werde. Eine unglückliche Ehe ist — rund herausgesagt — nach unserer Auffassung ein Fehltritt derjenigen, welche sie eingingen, vielleicht ein unverschuldeter, aber immerhin ein Fehltritt. Die öffentliche Meinung

ist allerdings sehr nachsichtig gegen solche Irrtümer; die geschiedenen Gatten finden, wenn sie nur sonst darnach sind, Gelegenheit, sich mit anderen Personen zu verehelichen, die es trotz des Vorgefallenen mit ihnen wagen wollen. Ja es fehlt sogar an Personen beiderlei Geschlechts nicht, die es mit solchen Bündnissen sehr leicht nehmen, und niemand maßt sich natürlich ein Recht an, ihnen irgendwelche Hindernisse in den Weg zu legen. Wer aber eifersüchtig auf seine Ehre ist und es nicht liebt, der Nachsicht seiner Nebenmenschen bedürftig zu werden, der wird sich weislich hüten, leichthin einem Wesen des andern Geschlechts in die Arme zu fliegen.

Doch genug davon. Lerne meine Juana kennen, sieh zu, daß sie Dich näher kennen lernt — was Ihr dann unter Euch vereinbart, wird uns recht und lieb sein. Jetzt aber laßt uns den Abend beschließen. Möge Dir diese erste Nacht in einer für Dich neuen Welt süß und erquickend sein."

VII.

Sie war süß und erquickend, diese erste Nacht unter dem milden Himmel Siziliens, erfüllt von berauschenden Düften und dem berauschenderen Gedanken an das liebliche Wesen, mit welchem so wunderbare Sympathie mich verband. Als das Morgenlicht mich weckte, wagte ich es anfangs nicht, die Augen zu öffnen, aus Angst, mich wieder in meiner Wohnung am Montmartre zu finden. Mit einer Art lähmenden Entsetzens erfüllte mich einige Minuten lang der schreckliche Gedanke: Wie, wenn alles nur ein Traum gewesen, Deine neuen Freunde mit ihrer ganzen Umgebung bloße Gebilde Deiner Phantasie waren und an Stelle der „Genossenschaft für Dienstleistungen" Dein alter Pierre ins Gemach treten wird, um ohne Maschinen und ohne Arbeitsteilung Deine Kleider zu reinigen? Der Atem stockte in der Kehle, es war mir, als müsse ich sterben, wenn wieder die Erbärmlichkeiten des 19. Jahrhunderts mich umfangen sollten. Doch horch! Welch' himmlische Musik! Der Schall der Brandung des benachbarten Meeres dringt an mein Ohr; mit einem Jubelruf springe ich aus dem Bette, um die beseligende Wirklichkeit mit allen Sinnen in mich zu saugen. Ja, das sind die Palmenhaine Siziliens, das dort die blaue, leichtgekräuselte Fläche des mittelländischen Meeres! Diese Möbel, diese Geräte, sie stammen aus keinem Atelier des neunzehnten Jahrhunderts! Ich habe nicht geträumt, ich habe es *erlebt*, das Wunderbare, Herrliche! Mit wollüstiger Gier bemächtige ich mich meiner Kleider, die gereinigt mir zu Hand liegen, und beinahe hätte ich in der Hast, diese kostbaren Beweisstücke der neuen Wirklichkeit auf meinem Leibe zu wissen, an die Morgentoilette

vergessen. Doch rechtzeitig noch fiel mein Blick auf die Thüre zum anstoßenden Badekabinett. Auch dort fand ich alles bereit und nachdem ich ein erfrischendes kühles Bad genommen, vollendete ich in etwas größerer Ruhe die Ausstattung meines äußeren Menschen. Ich war kaum damit fertig geworden, als Kurt das Gemach betrat, und mich zu einem Morgenspaziergange einlud. Wir lustwandelten etwa eine Stunde lang zwischen den Gartenanlagen am Meeresstrande und erschienen dann beim Frühmahle der Familie. Ich wurde von allen, auch von Juana, mit unbefangener Herzlichkeit, gleich einem alten Freunde, empfangen. Kurt teilte mir mit, er habe, um sich mir gänzlich widmen zu können, mehrwöchentlichen Urlaub von seiner Anstalt genommen; den heutigen Vormittag könnten wir zu einem Ausfluge quer durch die Insel benützen. Um die Mittagsstunde würden wir bequem zurück sein und dabei einige der hervorragendsten Merkwürdigkeiten der Hauptstadt — wenn auch vorerst nur aus der Vogelperspektive — besichtigen. Acht Uhr mochte es sein, als wir beide das Gäodrom bestiegen. Kurt richtete — um mir möglichst weite Ausschau zu gewähren — dessen Lauf zu bedeutender Höhe; doch soweit auch das Auge reichte, überall bot sich der nämliche Anblick einer scheinbar endlosen Folge von Gärten, dazwischen eingebetteten Häusern und Palästen.

„Ist ganz Sizilien eine Stadt?“ fragte ich.

„Ja. Die Hauptstadt der Erde. Doch letzteres erst seit 28 Jahren. Bis dahin war Edental, die große Stadt am Fuße des Kenia im Innern Afrikas, der Sitz unserer obersten Behörden. Seitdem aber die Bewässerung und Bepflanzung der Sahara so weit fortgeschritten war, daß die heißen, trockenen Winde, die einst dieser Wüste entströmten und periodisch den ganzen Nordrand Afrikas wie den Süden Europas heimsuchten, ihr Ende fanden, hat sich das auch zuvor schon liebliche Klima dieser Insel in solchem Maße verbessert, daß ihr, mit Rücksicht auf ihre centrale Lage inmitten der Hauptsitze unserer Industrien, der Vorzug vor Edental gegeben wurde, und die Oberbehörden hierher übersiedelten. Die Stadt zählt jetzt 56 Millionen Bewohner und es ist nach Abschlag der zu ferneren öffentlichen Bauten und Anlagen reservierten Plätze noch Raum für etwa 7 Millionen Privathäuser und Gärten, das

wäre für einen Zuwachs von ungefähr 30 Millionen Seelen, der indessen schwerlich jemals eintreten wird. Denn infolge der auch an anderen Punkten der Erde vorgenommenen Arbeiten zur Verbesserung der klimatischen Verhältnisse, wächst Zahl und Ausdehnung jener Örtlichkeiten, die sich in hervorragender Weise zu städtischen Ansiedelungen eignen, in solchem Maße, daß eher auf eine Abnahme als auf ein Wachstum der alten Städte zu rechnen ist. Wie Du siehst, haben wir da unten, trotz unserer großen Zahl, Ellenbogenraum genug. Der Nachbar ist dem Nachbar nicht allzu nah auf den Leib gerückt. Wir genießen alle Vorteile des Landlebens in Verbindung mit denen eines großen Kulturcentrums!"

Kurt senkte den Lauf des Gäodroms ein wenig, damit ich Gelegenheit erhielte, die bedeutenderen Bauwerke und Anlagen, an denen wir vorüberflogen, deutlicher zu betrachten.

„Siehst Du dort den gewaltigen Palast aus gelbem Marmor? Ich meine den mit den griechischen Kolonnaden. Das ist eine der 40 öffentlichen Bibliotheken von Sizilien. Sie enthält nahe an 7 Millionen Bände und faßt in ihren dreihundert Sälen, Hallen und parkartigen Höfen bequem hunderttausend Besucher, ist aber noch lange nicht die größte."

„Wozu braucht Ihr so zahlreiche und riesige Büchereien?"

„Sie sind die Brenn- und Sammelpunkte unseres öffentlichen Lebens. Du wirst sie von der ersten Nachmittagsstunde an bis spät des Abends stets von einer plaudernden, lesenden und studierenden Menge erfüllt sehen. Hier findet man sich zu heiterer Geselligkeit wie zur Besprechung öffentlicher Angelegenheiten."

„Und der angrenzende Bau aus rotbraunem Material, mit den großen dazu gehörigen Baumanlagen?"

„Eine der 35 Universitäten nebst dem Gymnasium. Unter Letzterem darfst Du Dir nicht das denken, was Ihr zu Euerer Zeit so nanntet, sondern ein griechisches Gymnasium, d. h. eine gymnastische Anstalt. Wir legen so hohen Wert, wie die Völker des klassischen Altertums auf die Ausbildung der körperlichen Anlagen. Von zartester Jugend bis zum reiferen Alter wird nichts versäumt, was zur Stählung der Muskeln und Nerven nützlich ist. Hier das Gebäude, über welches wir soeben dahinschießen, ist eine

der 3600 Mittelschulen Siziliens, und zwar, wenn ich nicht irre, eine für Mädchen. Richtig, so ist es. Siehst Du da im Garten die liebliche Schar beim Turnen und beim Ballspiel? Es ist eine Klasse, bei welcher grade die Körperübungen an der Reihe sind. Denn auch in der Mädchenschule werden zwei von den täglichen fünf Unterrichtsstunden den Muskeln und nicht dem Geiste gewidmet. Hier die Folge von offenen Hallen, inmitten des Wäldchens ist ein Kindergarten. In einem dieser Asyle bringen die Mütter ihre jungen Sprößlinge unter, wenn sie zu irgend welchem Zwecke ihr Haus verlassen oder daheim Ruhe haben wollen. Das dort ist ein gäologisches Institut, jenes andere nebenan, das weiße mit den gelben Säulen, gleichfalls irgend eine wissenschaftliche Anstalt, deren Bestimmung mir jedoch entfallen ist. Da wir in Sizilien nicht weniger als 9000 verschiedene wissenschaftliche Institute besitzen, so wirst Du es begreiflich finden, daß ich mir sie nicht alle gemerkt habe."

„Und sind alle diese neuntausend *öffentliche* Anstalten, d. h. aus den Mitteln des Gemeinwesens erhalten?"

„Die meisten, doch nicht alle. Es kommt häufig vor, daß gelehrte Männer zu irgend welchen wissenschaftlichen und Forschungs-Zwecken, deren Bedeutung nicht aller Welt einleuchten will, größere Mittel verlangen, die ihnen von den Centralbehörden verweigert werden. In diesem Falle steht es ihnen frei, sich an das Publikum zu wenden und wenn die Sache nur nicht allzu abenteuerlich klingt, finden sich angesichts des lebhaften Interesses, welches alle Welt derartigen Fragen entgegenbringt, in der Regel Freunde in genügender Zahl, um aus ihren Privatmitteln die ersten Versuche zu ermöglichen. Gelingen dann diese, oder wendet sich sonst aus einem Grunde das allgemeine Interesse dem Gegenstande zu, so übernimmt das Gemeinwesen nachträglich die Kosten und führt die Sache weiter. Da unten der luftige Prachtbau ist eines unserer zahlreichen Opernhäuser. Wenn ich nicht irre, besitzen wir jetzt auf der Insel an Opern-, Schauspiel- und Konzerthäusern und Anstalten für optische Darstellungen über 2000."

„Was sind das, optische Darstellungen?"

„Lebenswahre Darstellungen interessanter Naturvorgänge oder geschichtlicher Ereignisse. Du kannst da beispielsweise zum greifen

naturgetreu die Pflanzen- und Tierwelt der verschiedenen prähistorischen Zeitalter, die Evolutionen und Revolutionen der Planeten und Monde, den Verlauf der Schlacht bei Marathon u. dergl. sehen."

Als ich den Blick zufällig von der Tiefe da unter uns etwas erhob und seitlich umherblickte, bemerkte ich in der Ferne ganze Flotten von großen Gäodromen, die alle einem bestimmten Punkte zuzueilen oder von diesem auszugehen schienen. Kurt, darauf aufmerksam gemacht, gab mir die Erklärung, das seien Lastfahrzeuge, die einerseits Bodenprodukte aus dem Süden oder Industrieerzeugnisse aus verschiedenen Himmelsrichtungen nach dem großen Central-Warenhause, anderseits aus dessen Magazinen Waren aller Art nach den Tochteranstalten brächten.

„Dieses Warenhaus ist eine öffentliche Einrichtung?"

„Jawohl."

„Also übernimmt bei Euch eine Behörde die Verteilung der Güter?"

„Es fragt sich nur, was Du mit dem Worte Verteilung meinst. Sie ist allerdings Vermittlerin zwischen den Produzenten und Konsumenten, aber lediglich als Kommissionär der ersteren. Sie übernimmt die Waren, verschickt sie nach allen Seiten und verkauft sie im Auftrage und für Rechnung der Erzeuger, d. h. sie läßt den Erlös diesen in den Büchern der Centralbank zu Gute und den Käufern zu Lasten schreiben. Von einem Einflusse des Warenhauses auf Preis oder Produktion kann dabei keine Rede sein. Jedermann kauft was ihm beliebt, und die Produzenten erhalten, was nach dem Verhältnisse von Angebot und Nachfrage für sie zu erzielen ist."

Ungefähr im Centrum der Insel angelangt, bog Kurt scharf nach links ab und näherte sich der südlichen Küste. Dort fiel mir schon von Ferne ein gewaltiger Bau von imponierender, wunderbarer Schönheit auf. Es war, wie mir mein Cicerone mitteilte, der Regierungspalast, der Sitz der obersten Verwaltungsbehörden und der beschließenden Körperschaften. Auf meine Frage, wie sich denn die Vielheit der letztgenannten Körperschaften, unter denen doch offenbar etwas den ehemaligen Parlamenten ähnliches verstanden werden müsse, mit der Einheit des die ganze Menschheit umfassenden Gemeinwesens zusammenreime, erhielt ich die folgende Aufklärung.

Der öffentliche Dienst ist in zehn von einander unabhängige Verwaltungszweige geteilt. Die beschließenden Gewalt für einen jeden dieser Verwaltungszweige liegt in den Händen einer gesonderten Körperschaft, von welcher die obersten Verwaltungsbeamten ernannt werden, die ihre Beschlüsse auszuführen haben. Die Wahlen für diese zehn Parlamente finden gesondert statt und es besitzt jeder volljährige Mensch — natürlich ohne Unterschied des Geschlechts — aktives wie passives Wahlrecht für einen jeden dieser Vertretungskörper. Thatsächlich ausgeübt aber wird dieses Wahlrecht für jeden Vertretungskörper bloß von jenen Personen, die Interesse und Verständnis für die Angelegenheiten des betreffenden Verwaltungszweiges hegen, oder doch zu hegen glauben. Um Dinge, die er nicht versteht, kümmert sich niemand.

„Das ist nach gewisser Richtung ohne Frage sehr löblich und zweckmäßig," meinte ich. „Die oft haarsträubende Unwissenheit der einstigen Parlamente und Regierungen in den meisten Fragen, über welche sie zu entscheiden hatten, wäre nach Euerem Systeme glücklich vermieden. Wenn in jeder Sache nur diejenigen dreinreden, die etwas davon verstehen, so unterliegt die Sachverständigkeit der getroffenen Entscheidungen keinem Zweifel. Aber die Sachverständigsten sind doch in der Regel diejenigen, die an der Sache das unmittelbarste persönliche Interesse haben!"

„Ohne Frage!"

„Und Du hältst es für möglich, daß Leute, die ein persönliches Interesse an dem Laufe der öffentlichen Angelegenheiten besitzen, sich in ihren Entscheidungen nicht durch ihr persönliches, sondern bloß durch das öffentliche Interesse leiten lassen?"

„Aber welcher Unterschied kann denn zwischen diesen beiden bestehen?"

„Wie, es wäre einerlei, ob eine öffentliche Anlage, sagen wir beispielsweise ein Bewässerungskanal, bloß mir oder ob er der Gesamtheit nützt? Mir nützt er, sofern ich ihn für meine Felder brauche, unter allen Umständen, mag er immerhin hundertmal mehr kosten, als er wert ist; der Gesamtheit nützt er nur, wenn sein Wert die Kosten überragt."

„So war es zu Deiner Zeit; ja es war damals noch ärger, denn die Gesamtheit hatte in der Regel von dem Kanale, der

Deine Felder bewässerte, selbst dann nichts, wenn der Kanal mehr wert war, als er kostete. Den Nutzen sacktest Du ein, und Dir gestatten, Dinge, welche bloß Dir nützen, auf Gesamtheitskosten herstellen zu lassen, blieb unter allen Umständen ein Unrecht, gleichviel, ob Du so einsichtig warst, die Gesamtheit bloß solche Dinge bezahlen zu lassen, von denen Du einen die Lasten überwiegenden Gewinn hattest, oder ob Du so weit gingst, auch solche Dinge zu fordern, die mehr kosteten, als sie Dir nützten. Denn das Entscheidende war, daß Andere für Dich zahlen mußten. Jetzt aber kann davon keine Rede sein. Jetzt giebt es keine solchen Felder, die Dir gehören würden; jetzt gehören alle Felder uns allen, d. h. sie stehen uns allen zu gleicher Benutzung frei; jetzt bewässert also der Kanal unter allen Umständen unser gemeinsames Gut, seinen Nutzen für Dich zu behalten ist Dir angesichts der Freibeweglichkeit aller Arbeitskräfte schlechterdings unmöglich. Ebenso aber versteht es sich von selbst, daß wir alle gleichmäßig die Kosten des Kanals bezahlen, ein Jeder nach Maßgabe des Ertrages seiner Arbeit — genau nach dem nämlichen Verhältnisse, nach welchem ein jeder, er mag nun unmittelbar am Kanale sitzen oder nicht, Nutzen aus demselben zieht. Wenn ich nun vom Kanalbau nichts verstehe, so handle ich nur im eigenen Vorteile, wenn ich die Entscheidung darüber, ob die fragliche Bewässerungsanlage errichtet werden soll oder nicht, Dir und Deinesgleichen, die Ihr es versteht, überlasse. Unser Interesse kann kein verschiedenes sein; verschieden ist bloß der Grad unserer Sachkenntnis."

„Ich verstehe jetzt. Indessen scheint mir doch, als ob diese Interessensolidarität nicht so ganz ohne Ausnahme wäre. Nehmen wir beispielsweise an, es wird hier in Sizilien die Errichtung besonders prächtiger, dem Vergnügen dienender öffentlicher Anstalten beschlossen, z. B. von Theatern, Lustgärten u. dergl. Was haben davon die Bewohner — sagen wir von Paris? Und doch muß mein Gastfreund von gestern, der Pariser Hirte Harry, dazu ebenso beisteuern, wie Du mit den Deinen."

„Weil er in letzter Linie denselben Vorteil auch von den hiesigen Theatern und Lustgärten hat, wie wir. Denn diesen höheren Annehmlichkeiten hier ist es eben mit zuzuschreiben, daß die Geschäfte, die hier betrieben werden können, geringeren Nutzen ab-

werfen, als jene, deren Betrieb die Leute im fernen Paris festhält. Daß das Leben hier angenehmer ist, als dort, ruft einen größeren Zusammenfluß an Arbeitskraft hier, eine Seltenheit der Arbeitskraft dort hervor; jede neue Anlage hier vergrößert diesen Unterschied, erhöht also den Gewinn derjenigen, die keinen direkten Nutzen aus ihr ziehen, auf Kosten derjenigen, denen dieser direkte Nutzen zufließt; oder wenn Du so willst, es ist in letzter Linie dafür gesorgt, daß, wenn auch scheinbar alle Welt gleichmäßig beiträgt, die Kosten jeder Anlage doch von denen getragen werden, die Nutzen aus ihr ziehen."

„Das ist in der That wunderbar!"

„Nichts weiter, als die Wirkung eines überaus einfachen Naturgesetzes. Es liegt in der Natur des Menschen, seinen Vorteil in jeder Weise zu suchen. Räume die der Bethätigung dieses Triebes entgegenstehenden Hindernisse vollkommen hinweg, ermögliche es einem Jeden, dem, was er für seinen Vorteil erkennt, nachzugehen, und alles wird zum Besten bestellt sein, mag im übrigen geschehen, was da will."

„Es interessieren sich also bei den Wahlen für Euere zehn Parlamente überall bloß diejenigen, die Interesse an den von besagten Parlamenten behandelten Gegenständen nehmen. Nichtsdestoweniger muß es keine Kleinigkeit sein, die Stimmen bei einer solchen Wahl zu zählen. Wahlen auf Grund des allgemeinen Stimmrechts für die ganze Menschheit! Man bedenke! Ihr habt sicherlich gegen zwei Milliarden Stimmberechtigter!"

„2365 Millionen waren es bei der vorjährigen Wahl."

„Und von diesen geben doch viele ihre Stimmen für mehrere Parlamente ab, während zahlreiche allerdings auf die Ausübung ihres Stimmrechts gänzlich verzichten dürften."

„In letzterem Punkte irrst Du. Im Vorjahre z. B. haben bis auf ungefähr 90 000 die sämtlichen 2365 Millionen Stimmberechtigten ihre Stimmen abgegeben. Die 90 000 waren offenbar schwer Kranke. Denn für die öffentlichen Angelegenheiten interessiert sich hier jedermann und irgend etwas davon versteht auch ein jeder. Im Durchschnitt beteiligte sich jeder Stimmberechtigte bei den Wahlen für fünf Vertretungskörper, sodaß die Gesamtzahl der abgegebenen Stimmen rund 14 Milliarden betrug."

„Der Himmel sei den armen Scrutatoren gnädig! Welche Aufregung, welchen Rumor solch eine Wahl hervorrufen muß! Offenbar erspart Ihr Euch nach Thunlichkeit die häufige Wiederholung solcher Kraftleistungen; die Wahlperioden haben wahrscheinlich recht lange Dauer.“

„Alle Vertretungskörper haben einjährige Wahlperioden. Die Durchführung einer solchen Wahl aber ist die einfachste Sache der Welt. Von Aufregung oder Belästigung der Wähler keine Rede. Jedermann kann seine Stimme bei sich daheim, wenn er will vom Bette aus abgeben. Abstimmung, Zählung, Kontrolle, alles erfolgt auf elektrischem Wege mit Hilfe eines eben so rasch als untrüglich arbeitenden Apparates. Wenn die Wahl auf mittags zwölf Uhr eines bestimmten Tages angesetzt ist, kannst Du in den Nachmittags-Zeitungen des gleichen Tages das Ergebnis hier in Sizilien so gut als im entlegensten Flecken der Erde vollinhaltlich mitgeteilt finden.“

Wir hatten inzwischen die Westküste Siziliens erreicht und Kurt wendete das Gäodrom zur Heimkehr. Im Laufe der letzten Stunde erhielten wir übrigens recht zahlreiche Gesellschaft da oben in den Lüften. Tausende von Gäodromen und Miriaden von Aëropteren kreuzten nach allen Richtungen. Kurt machte mich noch zu wiederholten Malen auf besonders hervorragende Bauwerke aufmerksam, aber mir schwindelte nachgerade der Kopf von den Namen all' der Museen, Versuchsanstalten, Schulen und Vergnügungsorte. Die Monumente, Standbilder und großartigen Brunnenanlagen wollten gar kein Ende nehmen; ich fühlte mich bedrückt vom Übermaß der gewonnenen Eindrücke und atmete erleichtert auf, als wir genau um die Mittagsstunde wieder in der Villa auf Kap Taormina anlangten.

Der Rest des Tages war der Ruhe und der erläuternden Besprechung des Gesehenen gewidmet.

Am nächsten Tage führte mich Kurt in die Centralbank, um mir dort mein Konto eröffnen zu lassen. Ich meinte anfangs, daß dies wohl Zeit hätte, bis ich irgend einen Beruf erwählt und damit eine Einnahmsquelle erlangt hätte. Mein Freund klärte mich jedoch dahin auf, daß ich unter allen Umständen ein Recht und andererseits auch die Pflicht besäße, das Konto zu eröffnen. „Du

bist so gut als wir alle ein Erbe jenes Menschengeistes, der alles geschaffen, was wir besitzen; und da Du ebenso unter allen Umständen eine Reihe von Bedürfnissen hast, die Du wirst befriedigen wollen, so kann es Dir selbst doch nicht passen, auf Kosten einzelner Personen unentgeltlich zu entnehmen, was Du mit Deinem Anteil am allgemeinen Vermögen zu bezahlen in der Lage bist. Du hast z. B. im Pariser Lagerhause Kleider geliefert erhalten, die Du noch schuldig bist. Sowie Du Dein Konto bei der Centralbank eröffnet hast, brauchst Du dem Lagerhause bloß die Bestätigung der empfangenen Waren einzusenden und die Sache ist in Ordnung."

Ich fügte mich. Der Direktor der Centralbank, ein Kollege meines Gastfreundes Karl Leonhard — denn das Bankwesen ist eine der zehn obersten Verwaltungszweige — hatte über mich schon mancherlei gehört, und da er begierig war, mich persönlich kennen zu lernen, Kurt durch seinen Vater sagen lassen, er möge ihn verständigen, wenn er mit mir in der Bank erscheine. Er war ein ausnehmend freundlicher Mann, der mir aufs liebenswürdigste entgegenkam und sich zu jeder erwünschten Aufklärung bereit fand. Er wollte mir die Einrichtung des Institutes und die Details des Verrechnungswesens auseinandersetzen, was ich jedoch dankend ablehnte, da Buchhaltungsfragen sich von jeher aufs hartnäckigste meinem Verständnisse verschlossen haben. Ich begnügte mich daher mit Äußerlichkeiten und wollte zum Beispiel wissen, ob hier, von dieser Centralstelle aus, die Buchhaltung für die ganze Welt besorgt würde.

„Ja und nein, wie Du es nimmst," war die Antwort. „Hier laufen allerdings die Abrechnungen der ganzen Menschheit, des Gemeinwesens, der Genossenschaften wie der Einzelnen zusammen; aber nur in den Endergebnissen. Die Einzelkonti werden überall von den Zweiganstalten der Bank gebucht, deren es in allen Teilen der Erde 27 500 giebt. Hier führen wir außer dem großen Hauptbuch nur die Einzelkonti der Bewohner und der Genossenschaften von Sizilien. Auch das ist keine Kleinigkeit, denn das will in runder Summe 56 Millionen Konti besagen."

„Und wie viel Beamte sind vonnöten, um diese ungeheure Buchungsarbeit der Centralanstalt zu besorgen?"

„Gar so ungeheuer ist die Arbeit nicht, denn sie läuft der Hauptsache nach auf die Eintragung einiger Ziffern per Monat und Konto in die vorgedruckten Formulare hinaus. Aber 8000 Kommis brauchen wir dazu immerhin."

„Das würde unter der Voraussetzung, daß die Arbeit in den Filialen verhältnismäßig die nämliche ist, einen Aufwand von ungefähr einer halben Million Menschen für die Buchung der $3^1/_2$ Milliarden Konti zu bedeuten haben, die es insgesamt giebt."

„Das stimmt bis auf eine Kleinigkeit."

„Glaubst Du nicht, daß es für diese riesige Arbeitskraft nützlichere Verwendung gäbe, als die zu unfruchtbaren Buchungen?"

Der alte Herr lächelte gutmütig. „Man sieht, daß Du in der That vom Buchhaltungswesen recht wenig verstehst. Diese $3^1/_2$ Milliarden Konti verteilen sich — von den Millionen Genossenschaften und vom Gemeinwesen ganz abgesehen — auf ungefähr eine Milliarde Haushaltungen. Jeder Kommis der Bank führt also gleichsam Buch für 2000 Haushaltungen, d. h. er hält diese Haushaltungen in Ordnung. Bedenke bloß, welche unendliche, ärgerliche und in der Regel doch schlecht verrichtete Arbeit er damit von den Schultern bloß der Hausfrauen nimmt! Rechne die solcherart ersparte Zeit zusammen, und Du wirst finden, daß sie statt der vier Stunden täglich, die solch ein Kommis damit zubringt, 100 und mehr Stunden füllen würde. Ferner: die Buchhaltung der Centralbank erspart uns vollständig den Gebrauch von Bargeld. Rechne, daß in den 1000 Millionen Haushaltungen — es sind durchwegs reiche Haushaltungen — durchschnittlich bloß 5 Pfund Sterling zur Deckung aller vorkommenden Ausgaben stets in Bereitschaft gehalten werden müßten, so macht das 5 Milliarden Pfund Sterling, die in nutzlosem Golde totgelegt werden müßten, während die Bank uns in die Lage versetzt, die andernfalls an die Hervorbringung dieser 5 Milliarden Gold zu wendende Arbeitskraft nützlicher zu verwerten. Doch das ist in der That eine Bagatelle, kaum der Rede wert und sicherlich nicht des regelmäßigen Aufwandes von 500 000 tüchtigen Menschen zu Buchhaltungszwecken. Aber diese Buchung ersetzt uns die ganze Finanzverwaltung; sie gestaltet die Wirtschaft der ganzen Welt zu einem so durchsichtigen und übersichtlichen Getriebe, daß es fernerhin keiner sonder-

lichen Kunst bedarf, um einem Jeden aufs zuverlässigste anzugeben, wo in jedem gegebenen Momente für ihn der höchste Gewinn zu erzielen ist; diese nämliche Buchhaltung ist die Grundlage unserer Kapitalbeschaffung, der gerechten Verteilung der öffentlichen Lasten, kurzum in diesen prosaischen Büchern siehst Du eine der Grundsäulen des Reichtums sowohl als der Freiheit der ganzen Welt."

Ich will nachträglich gestehen, daß ich das der Hauptsache nach bereits wußte, und meine Bedenken zumeist bloß deshalb äußerte, weil es mir Vergnügen machte, sie widerlegt zu hören. Anders verhielt es sich mit der Frage, die ich nunmehr aufwarf, mit der nämlich, warum man, da das Gold im Geldverkehr gar nicht mehr vorkomme, doch nach Gold rechne, d. h. Gold als Wertmesser beibehalte.

„Wonach denn sollen wir rechnen?" frug der Bankdirektor.

„Nach beliebigen Zetteln, welche die Bank ausgeben mag."

„Wenn das wirklich ‚beliebige' Zettel sind, d. h. solche, die nach Belieben ausgegeben werden, dann ist auch ihr Wert ein beliebiger, will sagen heute dieser, morgen jener, wie es eben der Weisheit der Bankleitung angemessen erscheint, und das — verzeihe mein junger Freund — würde den Menschen heutzutage sehr schlecht gefallen."

„Nun, dann gebt Arbeitscheine aus. Deren Wert ist dann unabhängig von Eurem Belieben, er richtet sich nach dem Werte der Arbeit."

„Sehr wahr, aber gerade deshalb können wir solche Scheine als Geld, d. i. als Wertmesser, erst recht nicht brauchen. Denn der Wertmesser — so sollte man meinen — muß zunächst und in erster Reihe selber von möglichst unveränderlichem Werte sein. Was würdest Du zu einem Längenmaße sagen, das unausgesetzt länger, zu einem Gewichte, das unausgesetzt schwerer wird? Nicht wahr, das wären höchst zweckwidrige Maße? Nun denn, Arbeitscheine als Geld wären solch ein Wertmesser, dessen eigener Wert unausgesetzt wächst, denn der Wert der menschlichen Arbeitskraft nimmt mit jedem Fortschritte des menschlichen Wissens und Könnens unausgesetzt zu. Die Aufgabe des Wertmaßes aber ist, den Wert des an ihm gemessenen Gegenstandes möglichst dauernd festzustellen, d. h. zu bewirken, daß derjenige, der z. B. den fraglichen Gegen-

stand einem dritten geliehen hat, bei dessen seinerzeitiger Rückzahlung denselben Wert zurückempfange, den er darlieh."

„Könnte man aber nicht sagen, daß der Wert des dargeliehenen Gegenstandes eben aus der Arbeit bestehe, aus der Mühe und Anstrengung, die zu seiner Darstellung erforderlich gewesen? Wer mir also z. B. eine Axt geliehen, zu deren Erzeugung einstündige Arbeit erforderlich war, der hätte sonach Anspruch auf seinerzeitige Rückvergütung dieses seines einstündigen Arbeitsaufwandes. Er hat eine Stunde lang für mich Mühe und Schweiß aufgewendet, es ist billig, daß seinerzeit auch ich Mühe und Schweiß eine Stunde für ihn aufwende. Hat sich inzwischen die Ergiebigkeit der Arbeit verdoppelt, können nunmehr mit einstündigem Arbeitsaufwande zwei Äxte fabriziert werden, so ist das eben *sein* Vorteil; er erhält zwei Äxte statt der dargeliehenen einen."

„Es will mir scheinen, als ob Du Dich selber ironisiertest, denn treffender kann die Unbrauchbarkeit, das Unsinnige des Arbeitsaufwandes als Wertmaß gar nicht bewiesen werden, wie mit Deiner soeben zum Besten gegebenen Auseinandersetzung. Wie, wenn Du eine Axt entliehen hast, soll es gerecht und vernünftig sein, daß Du zwei Äxte zurückerstattest, weil inzwischen die Ergiebigkeit der Arbeit sich verdoppelt hat? War das wirklich Deine Absicht bei dem Darlehnsgeschäfte? Wenn der Darleiher der Axt seinerzeit mehr zurückerhalten und Du ihm mehr zurückerstatten wolltest, als die entliehene eine Axt, so hättet Ihr darüber beide einen besonderen Vertrag geschlossen. Zu Deiner Zeit waren solche besondere Verträge gebräuchlich: es wurde neben der Rückerstattung des Dargeliehenen noch Zins ausbedungen. Das geschieht jetzt nicht mehr; aber selbst wenn es geschähe, hätte es mit der Frage, die uns beschäftigt, nicht das geringste zu thun. Denn auf die Vermehrung der dargeliehenen Sache wegen Wachstums des zu ihrer Wertbestimmung gebrauchten Maßes rechnete der Darleiher selbst damals nicht. Er konnte nicht darauf rechnen, da es ja die Bestimmung des Wertmaßes wie jedes anderen Maßes war, ist und in alle Zukunft naturgemäß bleiben muß, die gemessene Sache damit möglichst unveränderlich festzusetzen. Zu einem anderen Zwecke gebraucht man ja das Maß gar nicht. Was Du entliehen hast, ist eine Axt, nichts weiter; was Du zurückerstatten sollst,

abermals eine Axt. Daß Ihr es nicht bei dieser einfachsten, ursprünglichen Form des Geschäftes bewenden ließet, sondern den Wert der Axt an ihrer Statt zum Gegenstande des Vertrages machtet, hat bloß darin seinen Grund, daß es nicht die Absicht des Darleihers ist, die Axt zu behalten, sondern daß er sie für alle Fälle gegen andere Dinge umtauschen will. Er könnte das sofort thun; dann erhält er diese anderen Dinge sofort. Er kann es später thun, wenn das Darlehen zurückerstattet wird; dann will er diese anderen Dinge später eintauschen. Seine Absicht geht also dahin, bei Ablauf des Darlehens womöglich dieselben Dinge zu erhalten, die er andernfalls sofort für die Axt erhielte. Wohlverstanden, nicht mehr und nicht weniger als wieder die nämlichen Dinge, also z. B. die gleiche Menge Brot oder Wein. Es ist das gleichsam so, als ob unser Axteschmied zu Dir, den wir als Bauern gelten lassen wollen, käme und Dir seine Axt zum Austausche gegen Brot oder Wein aus Deinen Vorräten anböte. Nun brauchst Du aber Dein Brot und Deinen Wein einstweilen noch selber, machst aber dem Schmied das Anerbieten, ihm die Axt nach der nächsten Ernte zu ersetzen. Darauf ginge der Mann ein, denn er hat selber für den Moment genug Lebensmittel. ‚Aber‘, so wird er einwenden, ‚ich erhielte jetzt auf dem Markte für meine Axt zwei Kilogramm Brot oder zwei Liter Wein; wer weiß, ob ich nach der Ernte ebensoviel dafür erhalte; vielleicht mehr, vielleicht weniger, ich will aber weder gewinnen, noch verlieren, denn ich bin kein Spekulant; wenn ich das Geschäft machen soll, mußt Du mir soviel für die Axt versprechen, als sie jetzt wert ist, d. h. als ich jetzt für sie eintauschen könnte‘. Das paßt auch Dir aufs beste, denn auch Du willst bei dem Geschäfte weder gewinnen, noch verlieren, sondern womöglich am Zahltage in derselben Lage sein, als ob Du die Axt sofort eingetauscht hättest. Du gehst also mit Vergnügen darauf ein, dem Schmiede soviel Brot oder Wein zu versprechen, als seine Axt heute wert ist. ‚Warte Freund‘, läßt sich jedoch dieser vernehmen. ‚Ich wüßte einen noch besseren Ausweg. Wer kann vorhersagen, ob ich nach der Ernte gerade Brot und Wein brauche? Es ist ebenso möglich, daß ich um jene Zeit Bedarf nach Schuhen haben werde. Soll ich dann das Brot oder den Wein, die Du mir zahlst, erst vertauschen? Das wäre mir unbequem. Auch weiß ich nicht, ob ich

dann für zwei Kilogramm des einen oder zwei Liter des anderen so viel Schuhe erhalte, als für eine Axt, denn das Austauschverhältnis zwischen all diesen Dingen kann sich ja inzwischen sehr stark verändern, vielleicht zu meinen Gunsten, vielleicht zu meinem Nachteil, und Du weißt, ich bin kein Spekulant. Sehen wir uns nach einem Dinge um, für welches ich einerseits in jedem Momente auf dem Markte zu erhalten vermag, was immer ich will und welches andererseits seinen Wert möglichst wenig verändert, damit ich von jenen Dingen, die ich dann haben will, seinerzeit soviel erhalte, als ob ich sie heute schon eintauschte'. Auch dieser Vorschlag paßt Dir in gleicher Weise aufs vortrefflichste, denn Du bist auch hier Punkt für Punkt in der nämlichen Lage, wie der Schmied. Auch Du weißt nicht bestimmt, ob Du nach der Ernte gerade verkäufliches Brot oder verkäuflichen Wein haben wirst, und ob es Dir nicht besser passen würde, andere Dinge an deren Stelle hintanzugeben, auch Du willst bei solchem Umtausche nach Möglichkeit weder verlieren, noch gewinnen, und so sucht Ihr denn einträchtig nach einem Gegenstande, der allen diesen Bedingungen entspräche — bis Ihr endlich das Gold als solchen Gegenstand gefunden habt. Aber beachte wohl, was Ihr suchtet, das war ein Ding, dessen Tauschverhältnis zu allen anderen Dingen möglichst unveränderlich bleibt, und nur weil die Edelmetalle dieser Bedingung am besten von allen sonst bekannten Dingen entsprechen, wähltet Ihr sie zum Geldstoffe, d. h. zum Mittel der Wertfixierung; fände sich ein noch wertbeständigerer Stoff, so könnte man diesen an ihrer statt zum Wertmesser machen; an deren Stelle ein Ding setzen, das unter allen überhaupt bekannten Dingen sein Tauschverhältnis am gründlichsten verändert, wäre schlechthin unsinnig. Es würde das Wesen der ganzen Abmachung geradezu auf den Kopf stellen."

„Jetzt verstehe ich. Ihr habt also das Gold als Wertmesser beibehalten. Und welches ist die Einheit, nach welcher Ihr rechnet?"

„Das Pfund Sterling, geteilt in 20 Schilling, der Schilling zu 100 Pfennigen."

„Dürfte ich Dich fragen, welches Einkommen mir in Euren Büchern für alle Fälle, d. h. auch wenn ich selber nichts verdiene, gutgeschrieben wird?"

„Für das laufende Jahr ziemlich genau 500 Pfund Sterling."

„Der Betrag bleibt also nicht unabänderlich der nämliche? Nach welchen Grundsätzen erfolgt seine Festsetzung?"

„Die nichtarbeitenden volljährigen Männer — es sind das von geradezu verschwindenden Ausnahmen abgesehen, bloß Kranke und Greise — erhalten die Hälfte des durchschnittlichen Einkommens eines Arbeitenden. Zu Beginn der neuen Ära wuchs dieses Einkommen, schritthaltend mit der Verbesserung der Arbeitsinstrumente, ganz außerordentlich rasch; vom Jahre 1 auf das Jahr 2 nahezu um das Dreifache, vom Jahre 2 auf das Jahr 3 noch immer um mehr als 90 Prozent, dann um 60, 45, 30 Prozent und so fort in sinkender Reihe. Aber völlig aufgehört hat die Zunahme noch lange nicht. — In diesem Jahre hat der durchschnittliche Wert des Reinertrages einstündiger Arbeit 1 Pfund und 22 Pfennige erreicht, und da im Durchschnitte nicht ganz 1000 Stunden lang pro Mann und Jahr gearbeitet wird, so entfällt auf die Arbeitenden im Durchschnitt ein Jahreseinkommen von rund 1000 Pfund Sterling. Auf 50 Prozent davon hast Du als volljähriger Mann Anspruch."

„Also 500 Pfund; das wäre ein ganz respektables Sümmchen. Es versteht sich von selbst, daß ich mich bemühen werde, dieser Versorgung auf Gesamtkosten so rasch als möglich enthoben zu sein. Möchtest Du mir inzwischen nicht sagen, welchen Wert solche 500 Pfund heute ungefähr darstellen. Denn wenn auch das Gold zu den wertbeständigsten unter allen Dingen gehört, so weiß ich doch recht gut, daß es nicht schlechthin wertbeständig ist, sondern insbesondere im Laufe von Jahrhunderten sehr große Wertveränderungen durchmachen kann. Vor zweihundert Jahren hätte ein einzelner Mann mit 500 Pfund jährlich sehr angenehm leben und sich mannigfaltigen Luxus gönnen können; vielleicht hat aber heute ein solcher Betrag weniger zu besagen."

„Was zunächst Deine Versicherung anlangt, daß Du Dich ‚bemühen' werdest, der Inanspruchnahme Deines Versorgungsanspruches ‚so rasch als möglich' enthoben zu sein, so muß ich Dir bemerken, daß diese Worte hier keinen Sinn haben. Es hängt schlechthin bloß von Deinem eigenen Belieben ab, wenn Du von der nächsten Stunde ab Dich auf eigene Füße stellen willst. Du hast zu diesem Behufe bloß in die nächste Bibliothek zu gehen, dort nach einer jener Fachzeitungen zu verlangen, in denen ausgewiesen ist, wie

hoch sich jeweilig der Verdienst in den verschiedenen Berufen und Gewerken stellt und darnach Deine Wahl zu treffen. Als Handlanger findest Du übrigens überall Unterkommen; Du brauchst Dich nur in der erstbesten Fabrik zu melden und ungefähr 200 Pfund des Jahres für jede Stunde Arbeit, zu der Du Dich täglich entschließest, sind Dir sicher. Ich sage Dir das nicht, um Dich zu ermuntern, es so zu machen. Du bist fremd unter uns und solltest die nächsten Wochen und Monate dazu benutzen, Dich unter uns einzuleben. Man würde es Dir sogar verübeln, wenn Du mit gar so großer Hast und Ungeduld Dich aufs Verdienen verlegen wolltest, gleichsam, als seist Du zu stolz, um von Deinen Mitmenschen etwas anzunehmen, was Dir gern und freudig gegönnt ist. Du machst uns allen viel mehr Vergnügen und nützest uns wahrscheinlich auch viel mehr, wenn Du Deine Muße jetzt dazu verwendest, uns einerseits möglichst gründlich und vielseitig mit Deinen merkwürdigen Schicksalen bekannt zu machen und andererseits so viel von unseren Einrichtungen kennen zu lernen, daß Du selber in der Lage seiest, aus Deinen früheren Erlebnissen oder aus dem, was sich Dir in annoch unbegreiflicher Weise in Form von Erlebnissen darstellt, die für die Gesamtheit ersprießlichsten Nutzanwendungen zu ziehen.

Deine fernere Frage anlangend, diene Dir, daß der Wert des Geldes jetzt ein weitaus höherer ist, als zu Deiner Zeit. Wir brauchen zwar kein Gold mehr zu Ausmünzungen — denn es wird nirgends und von niemand anders als durch Zu- und Abschreibung in unseren Büchern gezahlt — und auch zu Zwecken des Schmuckes und Prunkes benützen wir dieses Metall sehr wenig — desto größer aber ist der Verbrauch zu den mannigfaltigsten industriellen Zwecken, bei denen sich gewisse Eigenschaften des Goldes durch keinen anderen Stoff ersetzen lassen. Die ergiebigsten Goldlager sind erschöpft, wir müssen das Erz aus stets größeren Tiefen der Erde hervorholen und das macht es natürlich teuer, d. h. es erhöht seinen Tauschwert. Du kannst also für die 7,3 Gramm Feingold, die das Pfund Sterling enthält, heute im Durchschnitt von allen Dingen ungefähr zweimal so viel kaufen, als vor zwei Jahrhunderten. Aber das ist das Entscheidende gar nicht. Es wird eine so große Menge der wichtigsten, zur Verschönerung des Lebens am meisten beitragenden Dinge vom Gemeinwesen zu jedermanns freiem, un-

entgeltlichem Gebrauche beigestellt, daß die noch verbleibenden Bedürfnisse aus dem persönlichen Einkommen doppelt leicht und reichlich gedeckt werden können. Für Wasser, Beleuchtung, Unterricht, öffentliche Vergnügungen — wie Theater, Konzerte u. s. w. — Reisen, Beförderung von Briefen und Depeschen, Telephon wird nichts gezahlt: die Deckung für all' das und hunderterlei ähnliches findet aus der öffentlichen Abgabe statt, ist beim persönlichen Einkommen schon vorweg in Abzug gebracht, so daß Du mit Deinen 500 Pfund mindestens auf dem Fuße leben kannst, wie zu Deiner Zeit mit dem fünffachen Betrage. Daß die köstlichsten unserer Genüsse — wie z. B. der Anblick all' der unvergleichlichen Kunstschätze, die uns rings umgeben, die moderne Art des Reisens u. dgl. den Menschen zu Deiner Zeit überhaupt unzugänglich waren, versteht sich von selbst."

Nach ungefähr einstündigem Aufenthalt verließen wir die Bank. Trotz der Abmahnungen des freundlichen Direktors hatte ich die Absicht, demnächst in eine beliebige Fabrik zu treten und dort mindestens einige Tage der Woche hindurch soviel zu arbeiten, daß mein Bankguthaben durch dasjenige gedeckt sei, was ich solcher Art als Anfänger verdienen könnte. Kurt bezeichnete dies, gleich dem Bankdirektor, als unnütz; ich solle statt dessen lieber trachten, mit thunlichster Beschleunigung ihre Sprache zu erlernen, mich im Fliegen und in einer Reihe anderer mir mangelnder Fertigkeiten zu vervollkommnen, kurz in allen Stücken so rasch als möglich einer der Ihren zu werden. Im übrigen, so meinte er, werde es zu Ausführung meines Vorhabens ohnehin nicht kommen, denn er sei überzeugt, daß mir meine Erlebnisse und Erinnerungen alsbald Gelegenheit bieten würden, durch Mitteilung derselben im Wege des Druckes in einer meinen Neigungen und Gewohnheiten besser entsprechenden Weise soviel zu verdienen, als ich nur immer wolle.

„Ist denn die Arbeit in Euren Fabriken so unangenehm, anstrengend oder schwierig, daß Ihr mich davon abmahnt?"

„Bewahre! Von all' dem das Gegenteil. Wir Anderen haben sogar — gleichviel, welchem Beruf wir nachgehen mögen — die Gewohnheit, uns gelegentlich einige Wochen oder Monate im Jahr als Fabrik- oder Feldarbeiter zu versuchen. Aber Du hast jetzt besseres zu thun. Im Übrigen will ich Dir sofort eines dieser

Gewerke zeigen. Nicht weit von hier liegt eine unserer größten Maschinenfabriken; diese wollen wir besuchen."

Gesagt, gethan. Das Gäodrom brachte uns binnen wenigen Minuten dahin. Wir betraten ein gewaltiges, in mehreren Stockwerken hoch aufragendes Gebäude von vollendetem Adel der architektonischen Formen. Im Innern prachtvolle, von Licht und Luft durchflutete Säle, in denen hunderte und aber hunderte von Männern beschäftigt waren — womit? das war mir anfangs nicht recht klar. Erst als ich aufmerksamer beobachtete, konnte ich bemerken, daß sie ein mir gänzlich unverständliches System allenthalben angebrachter geheimnisvoller Hebel, Schrauben, Signale und sonstiger Apparate im Auge behielten, bald dort, bald hier drückten, zogen, prüften, kurzum irgend etwas, dessen Wesen sich jedoch meinen Blicken entzog, überwachten und in Gang erhielten.

„Was machen diese Leute hier?" frug ich Kurt.

„Hier werden die Bleche gewalzt und genietet, aus denen die Wände der Gäodrome bestehen."

„Hier? Ja, wo sind denn diese Bleche?"

„In den unterirdischen Räumen; hier lenkt man bloß die Walz-, Druck- und Stoßwerke. Das Getöse, die Hitze, der feine Metallstaub, der sich dabei entwickelt, ist nichts für menschliche Ohren und Lungen."

„Und da überlaßt Ihr diese unangenehmere Seite der Arbeit den seitab gelegenen Maschinen und begnügt Euch, sie aus der Ferne zu überwachen?"

„So ist es. Wozu würde uns die Herrschaft über die Naturkräfte dienen, wenn wir es nicht verstünden, den lästigen, ungesunden Teil aller Verrichtungen ihnen zu übertragen?"

„Und welches ist die treibende Kraft dieser Maschinen?"

„Ungefähr dieselbe, welche auch die Gäodrome bewegt: der Erdmagnetismus, nur in etwas anderer Kombination."

Nachdem wir eine Anzahl der Arbeitssäle durchschritten, in denen sich mir überall so ziemlich dasselbe Bild wie in dem zuerst betretenen darbot, führte mich Kurt in Begleitung eines der Werkmeister in die tief im Kellergeschosse befindlichen eigentlichen Maschinenräume. Da unten war alles durch Erdlicht taghell erleuchtet. Ein breiter Gang lief rings um einen gewaltigen Mittel-

raum, der jedoch von dem Gange durch hermetisch schließende Glaswände abgesperrt war. Durch diese Glaswand hindurch sah ich das sinnverwirrende Getriebe der hier sich rastlos regenden Räder, Hämmer, Hobel, Pressen, Bohrer und Feilen, die Glut und das Funkenstieben der erhitzten Metalle. Ab und zu betraten einzelne der Männer, die im Rundgange Wache hielten und von hier aus alle Vorgänge in der Maschinenhalle überwachten, diesen innersten Raum selber. Sie setzten dabei eine Art Taucherhelm auf, zum Schutze ihrer Atmungs- und Gehörwerkzeuge, wie mir der Werkmeister erläuterte. Was mich Wunder nahm, war, daß auch hier im Rundgange, wo wir uns von dem Höllengetriebe dadrinnen bloß durch eine dünne Glaswand geschieden fanden, das Getöse nicht so arg war, als dem Anschein nach zu vermuten stand. Insbesondere befremdete es mich, keinerlei Erschütterung zu verspüren, obwohl wenige Schritte vor mir einige Dutzend der riesigsten Hämmer — im Vergleiche zu denen die größten Dampfhämmer, die ich zu meiner Zeit in den ersten Eisenwerken gesehen, reines Kinderspielzeug schienen — mit rasender Geschwindigkeit drauf los arbeiteten, so daß unter ihrer Wucht die mächtigsten Stahlblöcke sich plattdrückten, als wären sie eitel Wachs. Auf meine diesbezügliche Frage erklärte mir der gefällige Werkmeister, daß alle nicht ganz geräuschlos und ruhig gehenden Apparate des Maschinenraums ihre besonderen, von denen des Gebäudes unabhängigen Grundmauern besäßen und überdies auf eine schalldämpfende Unterlage gebettet seien.

Am nächsten Tage gab ich Kurts Drängen insofern nach, als ich beschloß, vor allem anderen mich der Erlernung des Fliegens mittels Aëropters zu widmen. Es war dies, wie ich alsbald begriff, durchaus notwendig, bevor ich irgendwie praktisch am Leben meiner Umgebung teilzunehmen vermochte. Ein Mensch, der nicht fliegen konnte, stand dem Getriebe dieser neuen Welt nicht anders gegenüber, als etwa ein Mensch, der nicht gehen konnte, dem der Vorzeit. Was hätte ich ohne Flugapparat inmitten einer „Stadt“ beginnen sollen, die rund 30 000 Quadratkilometer deckte? Das dem Leonhard'schen Hause zunächst gelegene Fabrikviertel z. B. war von diesem genau 55 Kilometer entfernt. Mit dem Aëropter vermochte man eine solche Strecke in

20 Minuten etwa zurückzulegen; sollte ich dahin täglich zu Fuß wandern oder vielleicht Kurt bitten, mich täglich im Gäodrom der Familie dahin zu begleiten? Ich mußte also notgedrungen alle Selbständigkeitsgelüste fallen lassen, bevor mir Kurt, der sich bereitwilligst dieser Mühe unterzog, zum mindesten die Anfangsgründe des Fliegens beigebracht hätte.

Das war aber keine leichte Sache. Zwar, das in die Höhe steigen ging ganz vortrefflich: es kostete nicht einmal irgendwelche Anstrengung. Man zog das Aëropter an, gleich einem anderen Kleidungsstücke, machte mit den Armen einige kräftige Bewegungen, um den Apparat mit Reibungselektricität zu laden und befand sich in den Lüften, ehe man sich dessen versah. Aber mit dem Obenbleiben hatte es seine Schwierigkeit. Um nach irgendwelcher Richtung hin zu gelangen, mußte man den Körper dieser Richtung zuneigen; that man dabei auch nur um ein Kleines zu viel, so kippte man um und schoß kopfüber mit unheimlicher Geschwindigkeit zu Boden; man fiel nicht bloß, man wurde nach abwärts geschleudert, mit der nämlichen Kraft, die einen soeben noch in die Höhe oder in die Weite befördert hatte. Wäre nicht Kurt gewesen, ich hätte mir in der ersten Sekunde unfehlbar den Hals gebrochen, denn wie aus einer Kanone geschossen, fuhr ich aus reichlich 50 Meter Höhe, wohin mich der erste Aufstieg gehoben, wieder der Erde zu. Aber Kurt war zur Hand. Gleich einem Schulpferde, das der Stallmeister an der langen Leine führt, lenkte und hielt er mich — zugleich mit mir in die Lüfte steigend — an einigen Schnüren, die ihm die Herrschaft über meinen Apparat gaben. Ich kam wieder in die Höhe, lange bevor ich mit der Erdoberfläche in unliebsame Berührung gerathen, überschlug mich neuerlich, um abermals emporbugsiert zu werden und wurde erst nach Verlauf zweier Stunden dahin gebracht, das Alpha der neuen Kunst mir anzueignen, welches darin besteht, daß man beim Stürzen Arme und Beine nicht dahin ausstreckt, wohin man sich im Sturze neigt — wie das in solchem Falle jedes Menschen Instinkt verlangt — sondern nach der entgegengesetzten Richtung. Wenn man z. B. nach vorne überpurzelt, darf man die Arme beileibe nicht zum Schutze der bedrohten vorderen Körperteile nach vorne halten, da man sonst unfehlbar in der nächsten Sekunde mit dem Kopfe nach unten gerichtet dem

Boden zusaust, sondern muß sie rückwärts strecken, worauf man sofort das verlorene Gleichgewicht zurückerlangt — vorausgesetzt nämlich, daß man des Guten nicht zuviel gethan, in welchem Falle man eben nach rückwärts überschlägt und, um das Gleichgewicht zu finden, jetzt mit Hand oder Fuß oder mit beiden zugleich die entgegensetzte Steuerbewegung auszuführen hat. Das hört und spricht sich leicht, ist aber für den Anfänger verzweifelt schwer zu machen. Die Kinder, denen das Fliegen beinahe gleichzeitig mit dem Gehen beigebracht wird, sollen es — Kurts Versicherung zufolge — weit rascher erlernen — offenbar aus dem Grunde, weil ihnen die Fortbewegung auf festem Grunde, mit ihren zur Erhaltung des Gleichgewichts hier notwendigen entgegengesetzten Bewegungen, noch nicht geläufig genug ist. Und da es nun hier zu Lande keine Erwachsenen giebt, die das Fliegen erst noch zu erlernen haben, so mochte Kurt sicherlich recht haben, als er mir gutmütig lächelnd zu verstehen gab, ich wäre der ungeschickteste, hilfloseste Anfänger, den er jemals vor Augen gehabt. Wer weiß, wie lange dieses eintönige Spiel von abwechselnd nach vorn und nach hinten, nach rechts und nach links gerichteten Luftpurzelbäumen gewährt hätte, wäre mir nicht plötzlich der erschreckende Verdacht aufgestiegen, daß vielleicht Juana von ihrem Fenster oder vom Garten aus Zeugin meiner Ungeschicklichkeit sei. Der Gedanke, vor ihren Augen ein derart komisches Schauspiel zum besten zu geben, wie es meine Luftkapriolen offenbar bieten mußten, war mir unerträglich. Ich bat also zunächst Kurt — unter aufrichtiger Angabe des Grundes — mich mit möglichster Beschleunigung weit vom Hause weg, am besten über das Meer, zu schleppen, und wir befanden uns, da der Freund mir schmunzelnd willfahrte, fünf Minuten später so weit von der Küste, daß die Leonhard'sche Villa nurmehr als fernes weißes Pünktchen zu sehen war. Dann aber biß ich die Zähne zusammen, fest entschlossen, nicht eher zurückzukehren, bis ich es wenigstens erreicht, mich selber aufzurichten, wenn ich überschlug. Kurts Geduld war unermüdlich und so brachte ich es denn nach vierstündiger Übung wirklich dahin, den Heimflug mit notdürftigem Anstande antreten zu können. Doch noch drei Wochen währte es, bis Kurt es wagte, mich frei, das ist ohne Leine fliegen zu lassen, und fernere zwei Wochen gingen ins Land, ehe er mir gestattete, unbegleitet zu

fliegen, eine Vorsicht, die keineswegs überflüssig war, denn ich wäre ohne seine Unterstützung mit einem Sturme, der uns in der fünften Woche meiner Lehrzeit während eines Ausfluges nach Malta, mitten über dem Meere überraschte, ohne seine Hilfe kaum fertig geworden. Jetzt bin ich ein leidlicher Flieger; zur Meisterschaft aber werde ich es wohl nie bringen; dazu habe ich in meinen Kinderjahren zuviel versäumt.

Inzwischen hatten auch meine anderweitigen Bemühungen, mich möglichst rasch und vollkommen in die Gewohnheiten, Sitten und Kenntnisse meiner neuen Umgebung einzuleben, guten Fortgang. Nach Verlauf zweier Monate schrieb und sprach ich die Sprache ganz fließend und fehlerfrei, hatte die Geschichte der letzten zwei Jahrhunderte etwas gründlicher durchgenommen und mir einige Kenntnis der gegenwärtigen geographischen, ethnographischen und ökonomischen Verhältnisse verschafft.

Auch meine materiellen Verhältnisse hatten sich in der von Kurt vorhergesagten Weise einstweilen geordnet. Die Zeitungen brachten wiederholt Berichte über das seltsame Menschenkind, welches in ihrer Mitte lebte und dabei Erinnerungen aus einer zweihundert Jahre zurückreichenden Vergangenheit besaß. Die Folge davon war, daß schon in der zweiten Woche meines Aufenthaltes im Leonhardtschen Hause der Leiter eines der angesehensten wissenschaftlichen Fachjournale mit dem Antrage an mich herantrat, seinem Blatte eine Reihe von Artikeln über mich und meinen Zustand zu schreiben. Dieselben brachten mir so viel ein, daß mein Bankguthaben hinfort nicht mehr auf meinem Versorgungsanspruche, sondern auf meinem Arbeitsertrage beruhte.

Gelegentlich einer der Zusammenkünfte, die ich nunmehr häufig mit dem Redakteur meines Blattes hatte, fragte ich ihn, wie sich denn die Mache von Zeitungen mit dem Grundgesetze der sozialen Gesellschaft vertrage, daß jedermann an jeder ihm zusagenden Arbeit sich beteiligen könne. „Was machst Du," so forschte ich, „wenn ungeeignete oder auch nur überflüssige Leute sich zur Mitarbeiterschaft melden?"

„Ich beschäftige sie eben nicht, oder bloß in einer ihren Fähigkeiten und unseren Bedürfnissen entsprechenden Weise."

„Daß Du, wie jeder Betriebsleiter, hierzu das Recht hast,

weiß ich bereits. Hast Du aber auch unter allen Umständen die Macht dazu? Deine Stellung hängt doch von der Stimme Deiner Genossen ab; Du bist von ihnen gewählt und sie können Dich jederzeit absetzen, oder Deine Beschlüsse umstoßen. Nun weiß ich aber, daß an allen Euren Versammlungen jedermann teilzunehmen das Recht hat. Da dies thatsächlich nur von seiten derjenigen geschieht, die ein Interesse an Euren Angelegenheiten nehmen, so bleibt Ihr Mitarbeiter dieses Blattes in der Regel unter Euch und werdet durch keinerlei fremden Einfluß gestört. Ihr seid aber Eurer nur wenige. Wenn sich einige hundert Außenstehende verabreden, können sie Euch jeden Augenblick überrumpeln und sich an Eure Stelle oder doch an Eure Seite setzen, indem sie Euch in Eurer Versammlung überstimmen. Giebt es besondere Sicherheitsvorkehrungen gegen derlei immerhin denkbare Ausschreitungen der Freiheit?"

„Nein, weil sie überflüssig wären. Wirkliche Freiheit schützt sich selber am besten. Was würde es diesen Eindringlingen nützen, uns überrumpelt zu haben? Wir brauchen den Sachverhalt bloß bekannt zu machen und in einer nächsten, im Bedarfsfalle noch am gleichen Tage zusammentretenden Versammlung werden sie durch hunderte und tausende uns zu Hilfe eilender frischer Stimmen wieder hinausgeworfen — vorausgesetzt natürlich, daß wir im Rechte und jene im Unrechte waren. Sollte es sich anders verhalten, dann allerdings werden sie die öffentliche Meinung auf ihrer Seite haben."

„Ich begreife. Aber ist es wirklich so zweifellos sicher, daß die öffentliche Meinung stets das richtige treffen wird? Fühlst Du Dich in Deinen Anordnungen nicht beengt durch den Gedanken, stets das Damoklesschwert eines solchen obersten, in seinen Launen unberechenbaren Richters über Dir schweben zu haben? Vielleicht vertrittst Du mit Deinen Genossen eine im Augenblicke unpopuläre wissenschaftliche Richtung; könnte es da nicht geschehen, daß die Gegner Eure Unpopularität benutzen, um Euch mundtot zu machen?"

„Wenn das geschehen könnte, dann wäre es nicht bloß um die Freiheit unserer Meinungsäußerungen, sondern um die Freiheit im allgemeinen geschehen. Nein, um das, was wir hier in Verfolgung unseres Geschäftes treiben, kümmert sich kein Außenstehender, so

lange wir nicht fremde Rechte verletzen, und insolange wir das nicht thun, schützen uns auch die Außenstehenden in unseren eigenen Rechten. Ihr eigenes Interesse ist es, was sie dazu nötigt."

Meister Leonhard, der sich meine Ausbildung sehr angelegen sein ließ, gab mir auf gelegentlichen Spaziergängen stets bereitwilligst Auskunft über alles, was mir noch dunkel sein mochte. Insbesondere zwei Fragen waren es, die mich wiederholt beschäftigten, seitdem mir der alte Herr während unserer Reise den im Früheren mitgeteilten Abriß der Revolutionsgeschichte gegeben. Er hatte mir erzählt und die Geschichtsbücher, die ich inzwischen gelesen, hatten mir bestätigt, daß die siegreichen Sozialisten der meisten zivilisierten Staaten den ehemaligen Besitzern des Bodens und der anderen Produktionsmittel für ihr zu Gunsten der Gesamtheit in Beschlag genommenes Eigentum vollen Ersatz geboten. Auf meinen schon damals gemachten Einwurf, woher sie denn die Mittel zu so ungeheuren Auslagen genommen, hatte er mir bloß flüchtig mit der Erklärung geantwortet, daß dies ohne besondere Anspannung der Kräfte vor sich gegangen sei, mich im übrigen auf spätere Aufklärung vertröstend, um die ich ihn nunmehr bat. Meine erste Frage ging dahin, womit das soziale Gemeinwesen die abgelösten Grundstücke und sonstigen Produktionsmittel bezahlte.

„Sehr einfach damit, daß den früheren Eigentümern der Wert ihrer Besitztümer in das große Buch der Bank als Guthaben eingeschrieben wurde."

„Und wozu konnten die Eigentümer ihr Guthaben benutzen?"

„Wozu alle andern Besitzer von Bankguthaben es benutzten. Sie konnten kaufen, was ihnen immer beliebte und mittels Anweisung auf Ihr Guthaben Zahlung leisten."

„War jedoch diese von der Gesamtheit solcherart übernommene Verpflichtung nicht eine überaus drückende?"

„Nein; und zwar aus zahlreichen Gründen. Zunächst ist in Betracht zu ziehen, daß der Ablösungspreis für alle Instrumente, Maschinen, Gebäude kurzum für alles mit Ausnahme des Bodens nicht dem Gemeinwesen zur Last fiel, sondern von denen bezahlt werden mußte, welche diese Arbeitsinstrumente hinfort benutzten. Das Gemeinwesen war hier gleichsam bloß der Vermittler, der

einerseits dem Verkäufer für die Zahlung haftete und sie anderseits vom Käufer einhob. Daß aber diese letzteren Zahlung zu leisten hatten, verstand sich von selbst; auch dort, wo die alten Eigentümer ersatzlos enteignet wurden, mußte das Gemeinwesen die Abtragung des vollen Wertes der übernommenen Produktionsmittel von den Arbeitenden fordern, da ja andernfalls keinerlei Sicherheit vorhanden gewesen wäre, daß von diesen Produktionsmitteln vernünftiger Gebrauch gemacht wird. Doch abgesehen davon — wir hätten neue Fabriken, die aus dem Ertrage der öffentlichen Abgabe noch zu erbauen waren, mit den alten konkurrieren sollen, wenn die Arbeiter dieser letzteren ihre Anlagen kostenlos in Händen hätten, während die neuen dafür zahlen müssen? Schon die Gleichheit der Arbeitsbedingungen erforderte also, daß alle Arbeitsmittel von denjenigen, welche sie in Gebrauch nahmen, bezahlt wurden. Zu allem Überflusse aber leisten die Arbeitenden diese Abzahlung für die Vernützung der von ihnen gebrauchten Produktionsmittel gar nicht selber, sondern erhalten sie von den Käufern ihrer Erzeugnisse im Preise dieser letzteren rückvergütet. Sie würden also einheimsen, was ihnen gar nicht gebührt, wenn sie neben dem Werte ihrer eigenen Arbeitsleistung auch den Wert der von ihnen vernützten Arbeitsinstrumente behalten könnten."

„Doch diese Abzahlung seitens der Arbeitenden erfolgte erst allmählich nach Maßgabe der Abnutzung der Arbeitsmittel; die alten Eigentümer dagegen hatten, wie Du sagst, das Recht, über das ihnen für den Kaufpreis eingeräumte Guthaben ganz nach ihrem Belieben zu verfügen. Sie konnten es also, wenn sie wollten, auch sofort verwenden, jedenfalls weit rascher, als die Abzahlung seitens der Arbeitenden vor sich ging; erwuchs daraus dem Gemeinwesen nicht wenigstens vorübergehend — und zwar gerade in der schwierigen Zeit des ersten Anfanges — eine sehr beträchtliche Last?"

„Nein, auch das nicht. Die alten Besitzer *durften* allerdings ihre Guthabungen auch sofort verwenden — aber sie *konnten* und *wollten* es eben nicht thun. Ja, wenn sie im stande gewesen wären, dafür neue Grundstücke, neue zinstragende Anlagen zu kaufen, sie auf Wucher auszuleihen, kurzum sie neuerlich in Machtmittel über ihre Mitmenschen zu verwandeln, dann wären

diese buchmäßigen Gutschriften sicherlich am nämlichen Tage, wo sie entstanden, auch verwendet worden. Aber mit all' dem war es ein für allemal vorbei; es war mit den Guthabungen schlechterdings nichts anderes zu beginnen, als daß man sie verzehrte. Und das zu beschleunigen hatten die Besitzer nicht die geringste Lust, konnten sie nicht haben. Sie wollten möglichst lange in der Lage bleiben, das gewohnte arbeitlose Leben weiter zu führen und diejenigen unter ihnen, die Neigung und Fähigkeit zur Arbeit in sich fühlten, waren natürlich erst recht die Letzten, denen es Vergnügen gemacht hätte, ihr Vermögen rasch zu verjubeln. Sie widmeten es ganz oder teilweise gemeinnützigen Zwecken, oder betrachteten es als eine Zubuße zu dem, was ihnen die Arbeit eintrug. Die Guthabungen wurden also nur sehr allmählich in Anspruch genommen, wie sich bald zeigte, viel langsamer, als die Abzahlung seitens der Arbeitenden erfolgte, so daß dem Gemeinwesen daraus für den Anfang nicht allein keine Last, sondern sogar eine Quelle der Überschüsse erwuchs.

Die Hauptsache aber war, daß die öffentlichen Einkünfte, schritthaltend mit der Zunahme des allgemeinen Reichtums, so rasch wuchsen, daß selbst vorübergehende Mehrbelastungen kaum sonderlich drückend empfunden worden wären."

„Gerade das ist's, was mich Wunder nimmt und womit wir bei der zweiten großen Frage angelangt sind, die mir schon lange am Herzen liegt. Ich erinnere mich, daß zu meiner Zeit der schmähliche Mißerfolg jedes sozialen Experimentes schon aus dem Grunde vorhergesagt wurde, weil man voraussah, daß die Sozialisten, zur Macht gelangt, doch nicht wissen würden, wie sie dieselbe benützen, d. h. nach welchen Principien sie die Produktion fortführen sollten. Ohne vernünftig geregelte Produktion aber läßt sich kein gesittetes Gemeinwesen erhalten; Elend und Not sind die unvermeidlichen Folgen auf diesem Gebiete herrschender Wirrnisse und — so war die Schlußfolgerung — der Sozialismus wird an dem Elend Schiffbruch leiden, das seine eigene Uneinigkeit und Planlosigkeit notwendiger Weise heraufbeschwören muß. Es gab eine ganz ansehnliche Litteratur, die sich mit dieser Frage beschäftigte und welcher von sozialistischer Seite nichts Stichhaltiges entgegengestellt werden konnte. Nun hast Du mir allerdings erzählt, wie und auf

welchem Wege schließlich alle sozialistischen Parteien den richtigen Weg fanden, Du erzähltest mir aber zugleich, wie und nach welch mannigfaltigen Richtungen sie eine Zeit lang in die Irre gingen. Aus den Büchern, die ich seither gelesen, weiß ich, daß es auch an einer nach mehreren Millionen zählenden Partei nicht fehlte, die von Anbeginn den richtigen Weg einschlug, und ich kann mir denken, daß ihr Beispiel nicht wenig dazu beitrug, die Irrgänge der anderen abzukürzen. Aber das war doch jedenfalls bloß eine Minorität und gänzlich konnte diese den großen Parteien ihre Verkehrtheiten nicht ersparen. Diese Verkehrtheiten aber waren zumeist geradezu ungeheuerlicher Art. Ich erinnere Dich daran, daß die Kommunisten während der ganzen Dauer ihres Entwickelungsprozesses von ihren Grundsätzen zu denen der wirklichen Freiheit gar nicht wußten, was produziert werden solle. Läßt sich denken, daß das der Fall war, ohne daß grenzenloses Elend hereinbrach? So groß war doch der Reichtum vor der Revolution fürwahr nicht gewesen, daß eine auch nur einigermaßen nennenswerte und sei es auch noch so vorübergehende, fernere Schmälerung desselben ohne die verhängnisvollsten Folgen zu ertragen gewesen wäre. Allerdings war früher der Reichtum anders verteilt gewesen, aber gar viel war angesichts der so großen Zahl der Elenden und der so geringen der Reichen durch gleichmäßigere Verteilung nicht zu holen, um so weniger, da, wie Du mir soeben erklärtest, die ehemaligen Reichen fürs erste immer noch in der Lage blieben, einen Teil der Arbeitsergebnisse der Gesamtheit zu verzehren. Auch an den öffentlichen Ausgaben war gewiß viel zu ersparen; es gab nach der Revolution keine Armeebudgets mehr, Polizei und Gerichte waren — da es nichts zu stehlen, zu rauben und zu betrügen gab – so gut als überflüssig geworden; Millionen bis dahin Unbeschäftigter fanden Verwendung u. s. w.; aber all' das wiegt doch federleicht gegen die große Frage der Produktion, und mit dieser war es schlimmer bestellt, als je zuvor. Erkläre mir also, wie es kam, daß trotzdem keinerlei Reaktionsversuche eintraten, daß die Massen überall geduldig das Elend ertrugen, welches ihnen die Revolution anfänglich bescheerte und auch keinen Moment lang in der Zuversicht wankend wurden, es müsse und werde sich schließlich alles zum Besseren wenden, sofern sie nur an

dem Grundsatze der Freiheit und Gerechtigkeit festhielten. Denn daß jedes Schwanken in diesem Punkte hätte verhängnisvoll werden müssen, daß es an Leuten nicht gefehlt hätte, die auch nur einen Augenblick lang an sich selber irre Gewordenen zu den Fleischtöpfen der Knechtschaft zurückzuführen, das wirst Du mir wohl zugeben."

„Hierüber sind Zweifel gar nicht möglich. Die Revolution wäre verloren gewesen, hätte sie auch nur einen Moment lang an sich selber irre werden können. Aber dazu konnte es aus dem Grunde nicht kommen, weil die Revolution vom ersten Momente an trotz aller Verkehrtheiten, die in ihrem Laufe begangen wurden, von einem ganz gewaltigen Aufschwunge des Reichtums begleitet war. Nicht sowohl wegen gerechterer Verteilung und auch nicht wegen vernünftigerer Verwendung der Reichtümer — obzwar auch das immerhin von einiger, jedoch bloß nebensächlicher Bedeutung gewesen — sondern wegen eines gründlichen Aufschwunges in der Erzeugung von Reichtum. Es ist wahr, gerade die zahlreichsten sozialistischen Parteien wußten anfangs nicht, was, wie und durch wen sie produzieren sollten; was sie aber von allem Anfang wußten, war, daß alles, was sie produzieren könnten, Verwendung finden werde. Das Gespenst der Überproduktion, richtiger des Unterkonsums, war verschwunden, und das erwies sich nach oben hin um ein vielfaches wirksamer, als alle noch so unsinnigen Verkehrtheiten nach unten hin. Die kommunistischen Produktionsleiter waren ungeschickt, planlos, geschäftsunkundig; was war die Folge davon? Nehmen wir den Mund recht voll, sagen wir, daß aus all' diesen Gründen bloß der vierte Teil dessen produziert wurde, was unter geschickter Leitung zu produzieren gewesen wäre. Was aber war das unter geschickter Leitung Produzierbare nunmehr, wo Gebrauch gegeben war für Alles? Etwa das, was bisher thatsächlich produziert worden war? Es war gering gerechnet das Zwanzigfache. Zwanzigfach mehr oder bessere Kleider, Nahrungsmittel, Werkzeuge zu erzeugen, kurzum zwanzigmal mehr von allem, was zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse gehört, war ein Kinderspiel. Die Produktionsleiter der ausbeuterischen Epoche hätten dies Kunststück längst zuwege gebracht, wäre nur irgend welche Verwendung für diese vermehrten Bedürfnis-

befriedigungsmittel vorhanden gewesen. Jetzt war diese Verwendung gegeben, denn zu verzehren, was hervorgebracht wurde, waren die kommunistischen Massen vollkommen in der Lage: jetzt hätte also bei gleich geschickter Leitung das Zwanzigfache produziert werden können; da aber die Leitung so ungeschickt war, daß — wie wir angenommen haben — bloß der vierte Teil des bei geschickter Leitung Produzierbaren erzeugt wurde, so heißt das in Wahrheit — daß fünfmal mehr produziert wurde, als zuvor.

Also trotz all seiner Fehler brachte der Kommunismus keine Abnahme, sondern eine gewaltige Vermehrung des Reichtums. Die Massen konnten folglich durchaus nicht das Gelüste verspüren, durch Rückkehr zu den ehemaligen Zuständen eine Verbesserung ihrer Lage anzustreben. Sie hatten niemals Grund, sich nach den „Fleischtöpfen Ägyptens" zurückzusehnen, weil die Fleischtöpfe der Freiheit selbst in deren ungebärdigsten Flegeljahren doch stets unendlich reichlicher gefüllt waren. Was zur Überwindung der anfänglichen Fehler zwang, war nicht das Elend in ihrem Gefolge, sondern eben die Erkenntnis, daß es Fehler seien und daß mit deren Beseitigung der materielle wie geistige und moralische Aufschwung erst recht anheben müsse. Auch uns ist bekannt, daß es damals Schlauköpfe der Reaktion gab, die darauf rechneten, die Menschheit würde der neuen Einrichtungen bald satt werden; sie hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht."

VIII.

Während ich mich solcherart mehr und mehr in meiner neuen Umgebung einlebte, war die Frage, wie ich in dieselbe geraten, mir selbst und all' meinen neuen Freunden noch immer ein völlig ungelöstes, ja anscheinend unlösbares Rätsel. Je mehr ich darüber nachsann, desto weniger vermochte ich es zu begreifen. Schon am Abend des zweiten Tages meiner Anwesenheit in Sizilien und dann wiederholt bei mehreren Anlässen hatten wir im Kreise der Leonhard'schen Familie längere Erörterungen dieses Gegenstandes, die jedoch ganz resultatlos verliefen. Der jüngere Leonhard und Professor Renaud verfochten die Ansicht, daß meine angeblichen Erlebnisse vor dem 24. Mai nicht auf Wirklichkeit beruhen, sondern mir in irgend einer Weise suggeriert, d. h. im Schlafe unterschoben worden sein müßten. Dieser Auffassung nach wäre ich also in Wahrheit ein Kind des zweiten Jahrhunderts nach der Revolution, ungefähr um die Mitte desselben geboren, hätte dann irgend ein hypnotisches Experiment an mir vornehmen lassen, oder, da ich nicht ohne physiologische Kenntnisse sei, vielleicht selber an mir vorgenommen und alles, was ich als Vorgeschichte meines Lebens bis zum Morgen meines Erwachens in Paris erzählte, sei nichts weiter, als ein hypnotischer Traum. Diese Erklärung war einfach, ungezwungen und ich konnte ihr als Fachmann nur zustimmen. Daß ich mich an die Tatsache der Hypnotisierung nicht erinnere, wäre nichts Befremdliches gewesen, da ja ein solches Vergessen eben beim Hypnotisieren bewirkt worden sein kann. Aber die ungemeine Schärfe, die sich auf alle Einzelnheiten erstreckende Genauigkeit meiner sonstigen Erinnerungen widerstrebte dem aufs äußerste.

Ich konnte mich nicht enthalten, dem alten Herrn Recht zu geben, der bei seiner schon in Paris abgegebenen Meinung beharrte, daß eine derart alle Details umfassende, auch nicht in der unbedeutendsten Richtigkeit jemals irregehende Suggestion in diesem Falle undenkbar sei. „Wenn unserem Jules seine Erinnerungen unterschoben worden wären," erklärte er, „so hätte dies durch einen Hypnotiseur geschehen müssen, der selber gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts gelebt hat. Man kann einem Anderen — oder sagen wir, sich selber — doch nur das suggerieren, wovon man selber oder dieser Andere Vorstellungen besitzt. Daß unserem Freunde suggeriert worden wäre, er solle sich beim Erwachen einbilden, vor 200 Jahren gelebt zu haben, und Dinge als erlebt zu erzählen, die er nur aus Büchern wissen konnte, hätte an sich allerdings nichts besonders Merkwürdiges; zu erforschen wäre in diesem Falle bloß, wie er im hypnotischen Schlafe nach Paris in das Haus eines dortigen Hirten geriet, der ihn niemals zuvor gesehen — eine Sache, die sich ohne Zweifel auch erklären ließe. Aber je genauer man all' das, was ein heute Lebender über vergangene Jahrhunderte zu wissen vermag, selber kennt, desto unzweifelhafter ist es, daß die Kenntnisse unseres Gastes über diesen Gegenstand unmittelbarer Anschauung entspringen. Ich bin zufällig einer der besten Kenner des ehemaligen Paris, dessen Erforschung seit so vielen Jahrzehnten zu meinen Lieblingsbeschäftigungen gehört. Jules gegenüber aber bin ich der reine Stümper in diesem Punkte. Wo seine Ansichten von den meinigen abwichen, habe ich noch immer gefunden, daß er Recht und ich aus irgend einem Grunde Unrecht hatte.

Wie Euch bekannt sein dürfte, ist der untere Teil des Pariser Triumphbogens ungefähr vier Meter hoch von Flugsand verweht und zwar nachweislich schon seit mindestens hundert Jahren. Nun existiert wohl ein Bilderatlas aus jener Zeit, der das ganze Baudenkmal, also auch den unteren Teil getreulich wiedergiebt, aber nur in einem einzigen Exemplare, welches die siebente Bibliothek unserer Stadt besitzt. Die wenigsten wissen vom Vorhandensein dieses Bilderwerkes; ich habe es bloß zufällig vor einigen Jahren aufgestöbert. Der Bibliothekar, den ich hierüber gestern befragte und der, wie Ihr wißt, in solchen Fragen absolut verläßlich ist, versicherte mich aufs bestimmteste,

daß diesen Atlas — zum mindesten so lange er der Bücherei vorsteht, und das ist also jedenfalls weit länger, als unser Jules gelebt haben kann, wenn alles bei ihm mit rechten Dingen zugeht — niemand je verlangt und zu Gesichte bekommen hat. Es weiß also offenbar kein heute Lebender außer mir von den Skulpturen am unteren Teil des Pariser Triumphbogens auch nur das mindeste. Ich habe nun diesen Bilderatlas hier zur Hand; wollt Ihr Euch überzeugen, ob Jules die Skulpturen kennt? Für mich bedarf es nach dem, was er mir in Paris schon über ähnliche Dinge zum Besten gegeben, keiner Probe mehr, wohl aber, wie ich sehe für Euch. Kennst Du," so wendete er sich an mich, „diese Skulpturen?"

„Wie werde ich nicht; sah ich sie doch seit frühester Kindheit beinahe täglich bei unseren Spaziergängen ins Boulogner Wäldchen", mußte ich wahrheitsgemäß antworten. Ich gab hierauf eine genaue Schilderung dieser hübschen Reliefarbeiten zum besten und machte dabei auf einzelne kleinere Schäden an ihnen aufmerksam. Als dann nachgeschlagen wurde, fand sich alles, wie ich es gesagt. Bei Besichtigung des zierlichen Kupferstiches wies ich auf die, aus ihm nicht ersichtlichen inneren Bögen hin und bemerkte, daß hier Thüren vorhanden seien, durch die ich wiederholt die Plattform des Bauwerkes bestiegen, um die schöne Rundsicht über Paris und Umgebung zu genießen.

„Von diesen Thüren und den Treppen, zu denen sie führen, ist in dem Buche kein Wort zu finden," erklärte Meister Leonhard. „Doch das will an sich noch wenig besagen. Daß derlei vorhanden sein muß, versteht sich von selbst; wer es nicht weiß, kann es vermuten. Vermagst Du uns aber vielleicht auch eine Beschreibung dieser Treppenanlage zu geben?"

„Ohne weiteres. Ich kenne diese Treppe so genau, wie die zu meiner eigenen Wohnung." Und damit gab ich eine genaue Beschreibung zum besten.

„Wohlan denn — meinte der alte Herr — das ist, wenn es sich bewahrheitet, von entscheidender Bedeutung. Diese Treppe hat seit mindestens hundert Jahren niemand betreten und es giebt kein Buch, keine überlieferte Erzählung, aus welcher man sich über ihre Beschaffenheit unterrichten könnte, abgesehen davon, daß ganz

gewiß niemand auf den Gedanken geriet, seine gelehrten Forschungen auf derlei Nichtigkeiten auszudehnen. Sehen wir also, ob Jules Schilderung richtig ist."

Damit eilte er zum Telephon, setzte sich mit Paris und dort mit einem seiner näheren Bekannten in Verbindung und legte diesem ans Herz, im Interesse einer wichtigen wissenschaftlichen Feststellung am nächsten Morgen Nachgrabungen im inneren Bogen des Arc de triomphe zu veranstalten. Er bezeichnete seinem Pariser Gastfreunde genau die Stelle, wo nachzugraben sei, forderte ihn auf, eine dort zu entdeckende Thüre zu öffnen, die dahinter befindliche Treppe zu besteigen und mit möglichster Beschleunigung eine umständliche Schilderung des Gefundenen einzusenden.

Schon um die Mittagsstunde des nächsten Tages traf die gewünschte Beschreibung ein; sie entsprach in allen Stücken der meinigen. Eine kleine Abweichung klärte sich infolge nochmaliger Anfrage als Irrtum des Pariser Freundes auf, der in der Eile nicht genau genug gesehen oder berichtet hatte. Mir selber machte übrigens dieser Triumph meines Erinnerungsvermögens sehr wenig Vergnügen. Je deutlicher mir wurde, daß mein Leben bis zum 23. Mai kein Traum gewesen, desto mehr ängstigte mich der Gedanke, daß ich vielleicht seither eine bloß traumartige Existenz führe und mit kaltem Schauer erfüllte mich quälende Angst, dereinst wieder im früheren Zustande zu erwachen. Indessen auch diese Besorgnis konnte angesichts der greifbaren Gegenwart nicht stand halten und was vollends meine Gastfreunde anlangt, so teilten sie dieselbe — selbstverständlich — nicht im entferntesten. Sie konnten bloß darüber grübeln, was mit *mir* geschehen; daß sie selber keine Traumschemen, sondern wirkliche Menschen seien, war ihnen natürlich keinen Augenblick lang zweifelhaft.

Es sprach also sehr viel für die Annahme, daß ich vor zweihundert Jahren leibhaft gelebt hätte, dann irgendwie in Schlaf versenkt worden und kürzlich erwacht sei. Wir bemühten uns jetzt, einiges Licht über das wie, womit und warum dieser Einschläferung zu erlangen. Doch hierüber Auskunft zu geben, war ich schlechterdings außer stande. Nur auf einen eigentümlichen Umstand wurde ich — und zwar zuerst durch Juana — aufmerksam gemacht. Mein sonst so

treues Gedächtnis zeigte einige auffallende Lücken, und zwar gerade in den letzten Tagen meines vergangenen Lebens. Es war, als ob gewisse Momente aus diesem meinem Vorleben herausgeschnitten seien. So wußte ich mich z. B. zwar im allgemeinen meiner einstigen Studien über das Traumleben sehr genau zu erinnern und konnte auch alle Gespräche wiedergeben, die ich über diesen Gegenstand mit verschiedenen Personen gehabt; während der letzten Tage aber fehlte mir da eine halbe, dort eine ganze Stunde aus meinem Lebenslaufe, die, wenn man das vorher und nachher nebeneinander hielt, offenbar mit Studien oder Gesprächen über dieses Thema ausgefüllt gewesen sein mußten. Am deutlichsten trat dies gerade in den Stunden vor meinem letzten Einschlafen in Paris hervor. Juana war es wie gesagt, die als erste unsere Aufmerksamkeit auf diesen Punkt lenkte.

„Mit wem verbrachtest Du den letzten Abend Deines früheren Lebens?“ fragte sie mich.

„Mit einem alten Freunde meines Vaters, einem Deutschen, der damals zufällig in Paris war.“

„Befaßte er sich vielleicht mit hypnotischen Versuchen? Hältst Du es für wahrscheinlich, daß er mit dem, was Dir widerfahren, in Zusammenhang steht?“

„Durchaus nicht; daran ist gar nicht zu denken.“

„Dieser Mann also war der letzte, mit dem Du vor dem Einschlafen verkehrtest?“

„Allerdings. Ich kann mich an niemand anderen erinnern, mit dem ich nach dem Abschiede von ihm verkehrt hätte.“

„Wann und wo verabschiedetest Du Dich von ihm?“

„Nach der Opernvorstellung.“

„Und dann ginget ihr beide nach Hause?“

„Ja; das heißt, ich ging offenbar geradeswegs nach Hause, denn zwischen diesem Abschiede und der Ankunft im Hause liegt nichts, woran ich mich erinnern würde. Doch halt; etwas doch. Ich begegnete bevor ich nach Hause kam auf der Straße nochmals diesem Freunde, jedoch ohne mit ihm zu sprechen.“

„Und er?“

„Er wollte, als wir uns nach der Oper trennten, zu Nacht speisen und er wird es auch wohl gethan haben, denn er war

hungrig und wollte auch mich bereden, ihn, wie gewöhnlich, ins Restaurant zu begleiten. Ich hatte aber abgelehnt."

„Warum?"

„Das weiß ich nicht."

„Und diesem selben Manne, von dem Du Dich getrennt, um nach Hause zu gehen, und der wahrscheinlich, bevor er nach Hause ging, erst noch zu Abend speiste, begegnetest Du dann auf der Straße. Wie ist das möglich? Du gingst offenbar nicht direkt nach Hause, sondern warst zuvor noch irgendwo."

„Du kannst Recht haben; aber ich vermag es Dir nicht anders zu sagen, als ich eben gethan."

Durch dieses Gespräch aufmerksam gemacht, forschten wir nach anderen Lücken in meinem Gedächtnisse und fanden das im früheren Erwähnte. Juana war es auch, die zuerst die dann von uns allen geteilte Vermutung aussprach, daß meine Gedächtnislücken mit irgend einer Person im Zusammenhange stehen dürften, die sich selbst und alles, was mit ihr zusammenhänge, aus meinem Bewußtsein verlöscht, d. h. mir suggeriert habe, an sie zu vergessen.

Im übrigen erwies sich die ganze Theorie von meiner früheren realen Existenz auf die Dauer doch als ungenügend. Wohl wußten wir, daß unter besonderen Umständen mehrmonatlicher Schlaf gar nicht so selten sei; daß es — insbesondere in Indien — Leute gegeben habe, die diese Langschläferei als eine Art Geheimkunst betrieben und es darin angeblich zu ganz überraschenden Resultaten gebracht haben sollen, war uns gleicherweise bekannt. Doch abgesehen davon, daß zwischen mehrmonatlichem oder sagen wir immerhin mehrjährigem und zweihundertjährigem Schlafe ein ganz gewaltiger Unterschied ist, war uns auch ebenso bekannt, daß solche Langschläferei nicht ohne Spuren an den Personen vorübergehe, die ihr unterworfen werden. Geschwächt, betäubt, zum Gerippe abgemagert, erwachen die Opfer. Wenn also selbst angenommen werden wollte, ich hätte zweihundert Jahre geschlafen, ohne inzwischen zu sterben, so war doch schlechthin unmöglich, daß ich dann in jener Verfassung erwachte, in welcher dies thatsächlich geschehen, als vollkräftiger, lebensfrischer junger Mann, der einen gesunden, erquickenden Schlaf gethan, ohne die

leiseste Spur irgend einer ungewöhnlichen Empfindung, es sei denn ein besonders kräftiger Appetit, der sich jedoch durch den Ausfall einer Abendmahlzeit hinreichend erklärte. Und dann, wenn ich schon vor zweihundert Jahren leibhaftig im damaligen Paris eingeschlafen, wie kam ich in das Paris der Gegenwart, wie in das Haus des Hirtenpaares Harry, wo ich den Abend zuvor ganz fraglos nicht gewesen? Wer oder was erweckte mich, wer oder was machte meinem zweihundertjährigen Schlafe ein Ende? Denn daß man sich nach so ausgiebigem Schlummer aus dem Bette erhebt, als wäre nichts besonderes vorgefallen, läßt sich denn doch nicht annehmen. Wo war ich in der Zwischenzeit? Welcher Zweck wurde mit meiner Einschläferung verfolgt? Das alles waren Fragen, auf die es keine Antwort gab und die uns dahin drängten, auch diese Hypothese fallen zu lassen.

Schließlich trat Professor Renaud mit der Vermutung hervor, daß man es in mir vielleicht mit einem augenscheinlichen Beweise der Wesenlosigkeit des Zeitbegriffes zu thun habe, mit anderen Worten, daß für mich oder in mir Vergangenheit und Gegenwart oder Gegenwart und Zukunft ineinanderfließen.

„Ihr wißt, daß nach der Annahme der größten Denker aller Zeiten und insbesondere der des großen Königsberger Philosophen, Raum und Zeit mit dem Wesen der Dinge an sich nichts zu thun haben, sondern bloße Anschauungsformen des menschlichen Verstandes sind. Das Gehirn des Menschen ist so geartet, daß es sich die Sachen nicht anders, als neben einander, die Ereignisse nicht anders, als nacheinander vorzustellen vermag. Ob aber ein Nebeneinander und Nacheinander, also Raum und Zeit auch unabhängig von unserem Vorstellungsvermögen, d. i. an und für sich existieren, ist damit noch keineswegs erwiesen. Denn unsere Vorstellung, die Art und Weise, wie unser Denkapparat die Außenwelt verarbeitet, giebt uns nachweislich keinerlei Aufschluß über das wirkliche Wesen dieser Außenwelt. Überall, wo es uns auf einem Umwege gelungen ist, etwas nähere Kenntnis vom Wesen der Dinge zu erlangen, findet sich diese Nichtübereinstimmung unserer Vorstellungen mit der Wesenheit der Dinge aufs schlagendste bewiesen. So erweckt z. B. der Lichtstrahl die Empfindung und Vorstellung der

Farbe in uns; was dabei thatsächlich in der Natur vorgeht, ist eine Bewegung der Ätherwellen von so und soviel Schwingungen in der Sekunde. Wir sehen gelb, blau, rot — davon ist in der Natur nichts zu finden; die Natur schwingt x, y, z Billionen mal in der Sekunde — davon ist in unserem Vorstellungsvermögen keine Spur. Ähnlich geht es bei der Wärme, beim Schalle. Wir empfinden Hitze oder Kälte — in der Natur findet eine mehr oder minder rasche Verbindung des Sauerstoffs mit irgend einem anderen Elemente statt; wir hören diesen oder jenen Ton — in der Natur giebt es nichts anderes als Schwingungen elastischer Körper von dieser oder jener Raschheit. Kurzum, unsere Vorstellungen sind etwas anderes und das Wesen der Dinge ist etwas anderes. Auch unsere Vorstellungen über Raum und Zeit müssen daher nicht notwendiger Weise in der wahren Natur der Dinge begründet sein, d. h. es ist nicht als notwendig, ja streng genommen, nicht einmal als wahrscheinlich anzunehmen, daß es in der Natur wirklich ein Nebeneinander der Dinge und ein Nacheinander der Erscheinungen giebt."

„Auch ich habe das in der Schule gelernt und später einiges darüber gelesen" — bemerkte Frau Bettina — „aber ich muß gestehen, daß ich es niemals für etwas anderes, als für eine — immerhin sehr geistreiche — gelehrte Schrulle zu nehmen vermochte. Um zunächst bei dem zu bleiben, was uns jetzt in erster Reihe interessiert, so vermag ich mir schlechterdings nicht zu denken, daß Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gleichzeitig vorhanden sein könnten."

„Wenn Du Dir das zu denken, d. h. vorzustellen vermöchtest, liebe Bettina" — nahm hier ihr Gatte lächelnd das Wort — „dann wäre gerade damit bewiesen, daß Immanuel Kant Unrecht hatte. Denn er ging von dem Satze als Grundwahrheit aus, daß der Mensch vermöge der Beschaffenheit seines Denkapparates sich die Ereignisse nicht anders vorzustellen vermag, als eben auch Du es thust. Es fragt sich bloß, ob dasjenige, was sich Dir als einzig mögliche Vorstellung aufdrängt, in notwendigem Zusammenhange steht mit dem Wesen der Dinge an sich, d. h. abgesehen von der Beschaffenheit Deines Vorstellungsvermögens."

„Und" — so ergänzte Kurt seines Vaters Worte — „streng

genommen sagt uns ja schon unser Verstand selber, daß seine Zeitanschauungen fernab liegen vom wirklichen, innersten Wesen der Dinge. Denn, liebe Mutter, Du kannst Dir zwar die Ereignisse nicht anders als hintereinander vorstellen, es ist Dir aber trotzdem bewußt, daß dieses Hintereinander Deiner Vorstellungen sich mit dem Wesen der Ereignisse nicht deckt. Ebensowenig, als Du Dir einen Anfang und ein Aufhören des Hintereinander, d. i. also eine endliche Zeit vorstellen kannst, ebensowenig reicht Deine Vorstellungskraft an das Begreifen eines Hintereinander ohne Anfang und Aufhören, d. i. der endlosen Zeit. Und genau so verhält es sich mit dem Raume. Wir können ihn uns als Ganzes weder begrenzt noch grenzenlos vorstellen, woraus deutlich hervorgeht, daß unsere Vorstellungen über diese Beiden ihr wahres Wesen nicht erfassen."

Als Frau Bettina noch immer zweifelnd den Kopf schüttelte, nahm neuerdings Professor Renaud das Wort.

„Es ist natürlich aus dem von Bruder Karl dargelegten Grunde ganz unmöglich, irgendwie deutlich zu machen, in welcher Weise die Ereignisse anders als hintereinander vor sich gehen könnten. Aber an einem Gleichnisse wenigstens läßt sich zeigen, was ich meine. Du weißt, daß das Licht, so rasch auch seine Fortpflanzung ist, doch einer gewissen Zeit bedarf, um den Raum zu durchmessen. Es legt rund 300 000 Kilometer in der Sekunde zurück, braucht aber trotzdem ungefähr 3 Jahre, um von uns zu den unserem Sonnensysteme zunächst gelegenen Fixsternen zu gelangen und es giebt Sterne, die tausende solcher „Lichtjahre" entfernt sind. Stelle Dir nun vor, daß die Bewohner eines 200 Lichtjahre von uns entlegenen Gestirns in der Lage wären, die Vorgänge auf unserem Planeten zu verfolgen, so werden sie die Ereignisse, die sich hier vor zweihundert Jahren abspielten, erst jetzt sehen, und wenn z. B. Freund Jules auf einem solchen Stern gestern Abend eingeschlafen und über Nacht auf die Erde versetzt worden wäre, so könnte er uns mit Fug als seine gestrigen Wahrnehmungen erzählen, was hier vor zweihundert Jahren sich ereignete. Nehme an, daß irgend ein Gestirn mit einer dem Lichte gleichen Geschwindigkeit sich von unserer Erde in den Weltraum hinein entfernte, so würden für dessen Bewohner die Ereignisse auf der Erde ewig die nämlichen

bleiben. Wenn sie vor zweihundert Jahren ihren Abflug begonnen hätten, so hätte für sie heute noch und in alle Ewigkeit alles auf Erden die nämliche Gestalt, wie vor zweihundert Jahren. Eine andere Annahme. Denken wir uns ein Gestirn, das sich der Erde mit der Schnelligkeit des Lichtstrahls nähert, so müssen alle irdischen Ereignisse für dessen Bewohner doppelt so rasch vor sich gehen, wie für uns; befinden sie sich in einer Entfernung von 200 Lichtjahren, so sehen sie die Ereignisse von vor zweihundert Jahren; in die Erdnähe gelangt, sehen sie die Ereignisse von nach zweihundert Jahren; sie haben also binnen zwei Jahrhunderten irdische Ereignisse von vier Jahrhunderten mitangesehen. Oder denken wir uns dieses Gestirn mit einer Geschwindigkeit, die größer ist als die des Lichtes, von der Erde sich entfernend, so werden dessen Bewohner die irdischen Ereignisse noch rückwärts erleben, d. h. zuerst unser heute, dann unser gestern sehen und sofort.

„Das ist alles ganz schön und gut," mengte sich jetzt Juana ins Gespräch, die bis dahin mit sichtlicher Spannung, aber lautlos dieser Wendung der Erörterungen gefolgt war. „Aber das zeigt doch nur, daß die Vergangenheit zur Gegenwart, ja zur Zukunft werden kann. Es ließe sich sohin die Möglichkeit nicht ausschließen, daß Jules während einer Nacht die Ereignisse vergangener Zeiten durchlebte. Wie aber, wenn es sich umgekehrt verhält? Versetzet Euch einmal im Geiste unter seine Freunde und Genossen aus dem Jahre 1893; stellt Euch vor, Jules erschiene heute oder morgen unter diesen und erzählte ihnen, was er jetzt erlebt. Würden diese nicht alles für bloße Wahngebilde eines Fiebertraums halten müssen? Giebt es auch eine Möglichkeit der Erklärung für das Herabsteigen der Zukunft in Gegenwart und Vergangenheit? Daß man Ereignisse von gestern unter Umständen als heutige und morgige sehen kann, erklärt noch nicht, daß morgige Ereignisse als heutige oder gestrige erschaut zu werden vermögen."

„In der That, dafür würde mir die Erklärung fehlen," mußte Onkel Renaud kleinlaut zugeben. „Aber," so nahm er alsbald wieder das Wort, „wie kommst Du Mädchen auf diese ohnehin aus anderweitigen Gründen als abgethan zu betrachtende Hypothese zurück? Sicherlich, wenn unser Gast ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts wäre, dann ließe sich sein Zustand anders, als durch

die Annahme eines wirklich zweihundert Jahre währenden Schlafes nicht erklären. Da es feststeht, daß er die Dinge vor zweihundert Jahren erlebt hat, so giebt es meines Erachtens nur zwei halbwegs haltbare Annahmen. Entweder er wurde als einer der unseren, das will sagen vor nicht gar langer Zeit in Schlaf versenkt, und durchlebte während dieses verhältnismäßig kurzen Schlafes viele Jahre einer längst vergangenen Vergangenheit; oder er versank in Schlaf während seines vergangenen Lebens, dann ist diese Vergangenheit thatsächlich längst vergangen und er hat die dazwischenliegenden zweihundert Jahre verschlafen."

„Ich aber behaupte," so erklärte das liebliche Geschöpf mit einem eigentümlich vibrierenden Klange der Stimme — „daß es noch eine dritte Möglichkeit geben muß, gerade die, über welche Deine Berufung auf den Zusammenhang der Zeit mit den Gesetzen der Bewegung allerdings keinerlei Fingerzeig giebt. Meine unerschütterliche Überzeugung ist, daß Jules als Angehöriger eines längstvergangenen Zeitalters einschlief und, trotzdem bloß eine einzige Nacht dazwischen lag, am Morgen des 24. Mai unserer Zeitrechnung erwachte."

Wir alle waren über diese mit merkwürdiger Entschiedenheit abgegebenen Meinungsäußerung nicht wenig betreten. Auf die Frage, welche besonderen Gründe sie für diesen ihren Glauben habe, erklärte Juana, daß sie das nicht zu sagen vermöge, ja ersuchen müsse, nicht weiter nach dieser Richtung in sie zu dringen. „Ihr wißt," sagte sie, „daß ich keine Träumerin bin, auf sogenannte Eingebungen nichts halte. Glaubet auch nicht, daß ich irgend ein Geheimnis vor Euch verberge. Zweierlei aber bitte ich trotzdem Euch alle und insbesondere Dich, Jules. Erstens ganz gewiß keinerlei Experiment zu Ergründung Deines Zustandes an Dir vorzunehmen oder vornehmen zu lassen, ehe ich meine Zustimmung gebe, und zum zweiten, nicht in mich zu dringen, daß ich Gründe hierfür wie überhaupt für meine Ansicht über Deinen Zustand angebe. Ich bin außer stande es zu thun und jede hierüber an mich gerichtete Frage ist mir in eigentümlicher Weise peinlich."

Diese Erklärung trug natürlich erst recht dazu bei, die allgemeine Überraschung zu vermehren. Was mich persönlich anlangt, so kam mir jetzt plötzlich klar zu Bewußtsein, was ich bisher bloß

als dunkle Empfindung in mir getragen und gewaltsam als thörichtes Vorurteil zu unterdrücken versucht hatte — daß nämlich auch mir Fragen über die Ursachen und das Wesen meines Zustandes peinlich im höchsten Grade waren. Über die Sache an sich zu sprechen und andere sprechen zu hören, interessierte mich aufs lebhafteste und war mir nicht im geringsten unangenehm; wurde ich dagegen direkt nach den näheren Umständen befragt, die der Thatsache zu Grunde lagen, so empfand ich dies gleichsam als eine mir drohende Gefahr und suchte stets so rasch als möglich darüber hinauszukommen. Es ist daher begreiflich, daß ich der Geliebten das mit so großem Nachdruck mir abverlangte Versprechen bereitwilligst gab und auch fest entschlossen war, mich darnach zu halten.

Die Anderen schenkten im Übrigen diesem Zwischenfalle bloß vorübergehende Beachtung, waren sie doch allesammt fest überzeugt, daß die Wahrheit in einer andern Richtung zu suchen sei. Für sie lag das Rätsel in meinen Erlebnissen aus dem neunzehnten Jahrhundert und sie suchten dessen Erklärung in Vorgängen, die zu ihrer Zeit gespielt haben mußten. Es wurde daher im Familienrate beschlossen, in den sämtlichen Zeitungen einen Aufruf zu erlassen, dahin gehend, daß derjenige, der Auskunft über mich zu geben in der Lage sei, mir diese nach Villa Leonhard auf Kap Taormina übermitteln möge. Meine neuen Freunde und Bekannten erwarteten zuversichtlich einen Erfolg dieser Bekanntmachung; ich selber hegte in diesem Punkte Zweifel; Juana lächelte bloß darüber und erklärte auf Befragen unverholen, sie halte es für ausgemacht, daß sich niemand melden werde. Denn, so sagte sie, die Leute aus dem neunzehnten Jahrhundert lesen unsere Zeitungen nicht.

Mein Verhältnis zu Juana war, insbesondere unter der Nachwirkung dieser im Familienrate stattgehabten Erörterungen, ein sehr zartes und inniges, dabei aber doch eigenartiges geworden. Sie nahm mich mehr und mehr unter ihren besonderen persönlichen Schutz, ja ließ mich schließlich, nachdem ich größere Fertigkeit im Fliegen erlangt hatte, kaum mehr von ihrer Seite. Sie war eine der hervorragendsten Meisterinnen auf dem Aëropter, machte häufig vielstündige Ausflüge entweder quer durch die Insel, oder übers Meer nach dem etwa 100 Kilometer entfernten Afrika, nach Sardinien oder einer der kleineren Nachbarinseln. In der Regel ge-

schah dies in Gesellschaft ihrer Geschwister und anderer junger Leute beiderlei Geschlechts, stets aber, wir mochten allein oder in noch so zahlreicher Gesellschaft sein, mußte ich mich in ihrer Nähe halten. Daraus, daß sie mich liebe, machte sie niemand gegenüber ein Hehl, was allerdings, wie ich alsbald bemerkte, nicht einer bloß ihr besonders eigentümlichen Offenheit, sondern der allgemeinen Sitte entsprach. Denn wir waren, wenn größere Gesellschaft uns umgab, nur selten das einzige Liebespaar und die andern hielten sich genau so zu einander, wie ich und Juana. Der Verkehr der Geschlechter ist hier eben von einem in früheren Jahrhunderten unbekannt gewesenen Freimute. Dabei aber wird die Sittsamkeit als etwas gleichsam selbstverständliches in allen Stücken aufs vollkommenste gewahrt. Das, was die Amerikaner meiner Zeit „Flirten“ nannten, kennt man hier nicht. Jüngling und Jungfrau verkehren als gute, aufmerksame, ja zärtliche Kameraden, aber die Aufmerksamkeiten und Zärtlichkeiten, die sie austauschen, sind so geartet, daß sie sich offen jedermanns Augen darbieten können. Es kommt häufig zu warmen Blicken, Händedrücken, ja mitunter sogar Küssen; aber gerade weil diese Küsse nicht verstohlen geraubt, sondern offen geboten werden, liegt nichts hinter ihnen, als eben ein Kuß, bei welchem niemand Böses denkt. Ich selber empfing einmal einen solchen Kuß von Juana. Ich hatte bei Gelegenheit eines Ausflugs nach Malta, den wir allein unternahmen, mit zärtlichem Drängen gefragt, wann sie endlich einwilligen werde, mein Weib zu werden. Es war das im vierten Monate meines Aufenthalts im Hause der Ihrigen; mir war die Wartezeit schon längst zur süßen Qual geworden und von verzehrender Sehnsucht getrieben, fragte ich sie vorwurfsvoll, ob sie mich denn immer noch nicht genügend geprüft und ihrer würdig befunden.

„Thor“ — antwortete sie zärtlich lächelnd, „davon ist ja zwischen uns keine Rede. Selbst meine Mutter weiß nicht, was ich Dir jetzt sage, daß nämlich meine Wahl — so sehr dies auch unseren Gewohnheiten entgegen sein mag — entschieden war vom ersten Blicke. Wie das kommt, weiß ich freilich noch immer nicht — aber ich kenne Dich so genau, als wären wir eine Ewigkeit her Bekannte. Daß ich mich Dir noch nicht verbunden habe, trotzdem ich die Stunde des Bundes so heiß herbeisehne wie Du, hat darin

seinen Grund, daß ich die Aufklärung über das wie und woher Deines Schicksals zuvor abwarten will."

„Du schreckst also davor zurück, Gattin eines Menschen zu werden, der morgen vielleicht zurückgeschleudert wird in das Jammerdasein, dem er entstammt?" fragte ich nicht ohne Bitterkeit. „Du magst ja Recht haben," fügte ich schmerzlich seufzend hinzu. „Warum sich enger ketten an jemand, der dauernd vielleicht doch nicht festzuhalten ist. Und für mich ist es vielleicht besser, dereinst neben all' dem, was ich dann missen muß, nicht auch noch die Bitterniß Deines verlorenen Besitzes erdulden zu müssen."

„Nein, nein, das ist es nicht!" rief sie mit Thränen in den schönen Augen. Und hier war es, wo sie mir die Lippen zum Kusse bot, indem ihre Arme zärtlich meinen Nacken umschlangen. „Nicht deshalb verschiebe ich die Verbindung mit Dir, weil ich davor zurückscheue, die Deine zu werden. Solltest Du mir einst verloren gehen, so wäre es doch ein süßer Trost gewesen, zum mindesten vorübergehend Dir angehört zu haben. Aber eine innere Stimme sagt mir, daß ich diesen Verlust heraufbeschwören würde, wenn ich einwilligte, mich mit Dir zu verbinden, bevor Licht über Dich, über unsere einstigen Beziehungen verbreitet worden ist."

„Und wie lange soll ich warten, bis dieser beseligende Tag herannaht?"

„Das kann ich Dir nicht sagen, da ich selber nichts darüber weiß. Aber die ruhige Heiterkeit, mit welcher ich daran denke, flößt mir die Zuversicht ein, daß die Prüfungszeit für uns Beide nicht gar zu lange währen wird. Möglich, daß all' meine Bedenken bloß einer krankhaften Laune entspringen, aber das Seltsame, das wir bisher erfahren, berechtigt wohl zu der Annahme, daß auch hinter dieser meiner scheinbaren Seltsamkeit, Ernstliches verborgen liegt. Ist doch auch der Ursprung unserer Liebe uns beiden ein Rätsel. Warten wir also ab, bis sich Alles aufklärt."

Diese Zwiesprache in den Lüften, der Kuß inmitten der Einsamkeit des unendlichen Meeres, hatte auf mich eine wunderbar beruhigende Wirkung. Meine Liebe wurde wo möglich noch inniger, heißer, aber die verzehrende Sehnsucht machte stillzufriedener Sicherheit Platz. Nicht wenig trug dazu allerdings auch der un=

sägliche Reiz der neuen Lebensweise, der neuen Umgebung bei. Wer da wie ich 25 Jahre seines Lebens inmitten einer Gesellschaft zugebracht, die zu neunundneunzig Hundertteilen aus Gleichgültigen oder aus Feinden besteht, deren Wohlergehen davon abhängt, daß sie uns schädigen und die wir schädigen müssen, soll es uns selber wohlergehen; eine Gesellschaft, in welcher die seltenen, gleichsam nur durch glücklichen Zufall gefundenen Freunde vielleicht morgen schon zu Feinden werden, weil nunmehr auch ihr persönliches Interesse den Weg über das unserige hinweg nehmen muß, oder weil wir auch sie niedertreten müssen, soll uns der Erfolg lächeln — wer einer solchen Gesellschaft entronnen ist, der nur vermag das Glück voll zu würdigen, welches darin liegt, in jedermann einen Freund, einen guten Kameraden zu sehen, der uns zuverlässig das Beste wünscht, weil dieses unser Bestes zugleich das seine ist. Jene selige Sicherheit, die einst nur die Kinder im Schoße ihrer Familie empfanden, sie wird uns hier inmitten der großen menschlichen Familie allen zu teil. Zwar kämpft auch hier ein jeder den Kampf ums Dasein für sich aus; aber wackere, treue Kampfgenossen, nicht hinterlistige Gegner sind ihm dabei seine Mitmenschen. Die Nächstenliebe im schönsten, vollkommensten Sinne ist Wahrheit geworden; wir lieben wirklich alle unsere Mitmenschen, seitdem wir keinerlei Grund mehr haben, sie zu hassen und zu fürchten. Wir sind deshalb — trotz unseres engelgleichen Fluges durch die Lüfte — keine Engel geworden; unlöslich hält uns der Leib an den Staub gekettet, mit all' seinen Fehlern nnd Mängeln. Aber sich zu lieben und nicht zu hassen, ist nichts den Engeln, sonder etwas allen gesellig lebenden Naturwesen eigentümliches. Wir haben bloß aufgehört, schlimmer zu sein, als die Tiere, deren Klauen und Zähne auch nicht gegen die Mitkreatur der nämlichen Art, sondern bloß gegen Wesen anderer Art gerichtet sind. Die wiedererlangte natürliche Freiheit hat dem Menschengeschlechte keine übernatürlichen, wohl aber seine natürlichen Tugenden zurückgegeben.

Die ganze Auffassung des Lebens ist eine andere geworden. Was einst scheinheilige Moralisten als oberste Pflicht des Menschen hinstellten, die Arbeit nämlich, was aber in Wahrheit damals von den meisten bitter gefürchtet und verachtet wurde, das gilt heute zwar als selbstverständliche Notwendigkeit, der auszuweichen die

Selbstachtung verbietet, wird aber von niemand als eigentlicher Zweck des Daseins betrachtet. Die Arbeit gilt lediglich dafür, was sie ihrem innersten Wesen nach stets gewesen, als bloßes Mittel für die eigentlichen Zwecke des Lebens, als welche Belehrung und Vergnügen erkannt sind. Ja, wenn man so will, ist jetzt Vergnügen das ausschließliche letzte Ziel Aller, mit der Maßgabe freilich, daß den Meisten Belehrung als das köstlichste aller Vergnügen gilt. Die der Belehrung gewidmeten Mittel sind deshalb auch geradezu ungeheure. Es geschieht jetzt hierfür verhältnismäßig beinahe soviel, als einst für die Zwecke der Herrschaft. Das Budget des Verwaltungszweiges für Wissenschaft und Unterricht nimmt im Gesamtbudget des heutigen Gemeinwesens ungefähr denselben Rang ein, wie das Kriegsbudget in dem der einstigen ausbeuterischen Staaten. Nun ist aber in Rechnung zu stellen, daß die Einnahmen des heutigen Gemeinwesens über jeden Vergleich hinaus gewaltiger sind, als die aller einstigen Staaten zusammengenommen. Für öffentliche Zwecke wird jetzt nach der geringsten Schätzung mindestens das fünfzigfache dessen verwendet, was vor 200 Jahren die gesamte Menschheit überhaupt zur Verfügung hatte, wohlverstanden nicht etwa bloß für öffentliche Zwecke, sondern für alle damals erreichbaren menschlichen Zwecke zusammengenommen. Und nun denke man sich, daß der Löwenteil dieser Riesensumme der Wissenschaft und Belehrung gewidmet ist!

Allerdings werden diese Aufgaben jetzt in wesentlich weiterem Sinne aufgefaßt, als einst. So gehört es z. B. mit zu den Obliegenheiten des Verwaltungszweiges für Wissenschaft, den Ursachen aller Krankheiten nachzuspüren und deren Quelle zu verstopfen. Was in dieser Richtung bereits geschehen ist und fortlaufend geschieht, grenzt an das Märchenhafte. Man hat sich beispielsweise nicht damit begnügt, das Wesen und die Entstehungsherde der Fieberkeime zu ergründen, sondern ist, nachdem dies einmal gefunden war, unverweilt daran gegangen, sie auszurotten. Zu diesem Behufe erwies sich als notwendig, alle Sümpfe des Erdballs trocken zu legen, nicht bloß etwa die in der Nähe menschlicher Ansiedelungen gelegenen, sondern buchstäblich alle, da anderenfalls heftige Winde die Keime neuerlich hätten einschleppen und den Erfolg der ganzen Arbeit vereiteln können. Dieses Riesenwerk wurde vor drei Generationen binnen sieben

Jahren vollbracht. Ähnlich verfuhr man mit der Tuberkulose, der Cholera, Diphteritis und einer ganzen Reihe ehemals mörderischer Krankheiten, von denen heute nicht die Spur mehr vorhanden ist. Andere Übel, wie z. B. der Krebs, erforderten eine, Generationen hindurch mit eiserner Beharrlichkeit festgehaltene, Behandlung aller Nahrungsmittel und zwar abermals ohne jedwede wie immer geartete Ausnahme, da nur durch diese Ausnahmelosigkeit mit Sicherheit zu erreichen war, daß kein Individuum zurückblieb, welches die Anlage zu dieser scheußlichen Krankheit noch so verborgen in sich getragen und dadurch die Fähigkeit besessen hätte, sie auf andere zu vererben.

Kaum minder gewaltig sind die dem öffentlichen Vergnügen dienenden Veranstaltungen. Unter diesen beanspruchen den ersten Rang allerdings die Ausgaben für Kunstzwecke, wie öffentliche Prachtbauten, Monumente, Malerei, Musik, Theater. Doch auch den Belustigungen im engeren Sinne des Wortes wird die höchste Aufmerksamkeit zugewendet. Öffentliche Feste und Preisspiele von einer Pracht, hinter welcher die Schaustellungen im kaiserlichen Rom verblassen, werden bei jedem beliebigen Anlasse veranstaltet, und aus Entfernungen von vielen tausenden Kilometern strömen dazu oft Millionen herbei. Die hauptsächlichste Leidenschaft meiner neuen Zeitgenossen aber scheint das Reisen zu sein. Jedermann gönnt sich zu diesem Behufe durch einige Monate des Jahres Ferien und durchstreift in diesen die ganze Oberfläche unseres Planeten von den Polen bis zum Äquator. Das Gemeinwesen sorgt für diese Vergnügungsreisenden nicht bloß durch den Bau der erforderlichen Anzahl öffentlicher Gäodrome — es stehen deren gegenwärtig nahe an 900 000 in Verwendung — sondern auch durch Anlage von Gasthöfen und Unterkunftshäusern an allen geeigneten Punkten, sowie durch Bestellung tüchtiger, ortskundiger Führer und aller sonstigen Bedürfnisse der Reisenden — was alles unentgeltlich zu benützen ist.

Dabei versteht es sich von selbst, daß das fröhliche Volk der Gegenwart sich mit diesen von der Gesamtheit gebotenen Belustigungen wie Belehrungen nicht begnügt, sondern daß ein jeder auch auf eigene Faust dafür sorgt, sich das Leben so heiter und schön

zu gestalten, als nur irgend möglich. Der Geselligkeitstrieb ist ein ungemein lebhafter. Tagsüber trifft man sich in den Bibliotheken, des Abends versammelt man sich zu kleineren Zirkeln im Schoße der Familien und ergötzt sich bei Musik, Tanz oder heiteren wie ernsten Gesprächen. Unterschiede des Ranges oder Standes giebt es dabei nicht. Da die Angehörigen aller Berufe gründliche Bildung besitzen, so finden sich die Gesellschaften lediglich nach den persönlichen Neigungen und Interessen zusammen. Im Hause meines Gastfreundes, der wie erwähnt, einer der zehn obersten Verwaltungsbeamten ist, und wo allwöchentlich an einem bestimmten Abende eine größere Anzahl befreundeter Familien sich versammelt, traf ich bei solchen Gelegenheiten neben Kollegen des Hausherrn, Gelehrten und Künstlern, auch Arbeiter aus benachbarten Fabriken, die mit den Ihrigen diesen Zirkel aufsuchen und in ihm gern gesehene Gäste sind, weil sie gemeinsames Interesse und Verständnis für gewisse Kunstrichtungen oder Wissenszweige mit ihm verbindet.

Was dagegen in meiner neuen Umgebung gänzlich fehlt, ist das, was ich einst als Parteileben kannte. Es giebt hier keine Parteien. Da alle Welt bei Erledigung aller öffentlichen Angelegenheiten genau das nämliche Interesse verfolgt, kann es sich niemals darum handeln, welches Interesse in der öffentlichen Verwaltung Obmacht über die andere erlangen, sondern immer nur darum, welchen Personen die Obsorge für das gemeinsame Interesse anvertraut werden soll. Hierüber giebt es wohl Meinungsverschiedenheiten, Interessengegensätze aber sind ausgeschlossen.

Gestehen muß ich übrigens, daß diese mich rings umgebende nie getrübte Heiterkeit und sonnige Lebensführung anfangs die Meinung in mir erweckte, derlei könnte denn doch auf die Dauer eintönig, ja mangels aller und jeder tiefergehenden Aufregung, schließlich zum Überdruß werden. Gar bald aber wurde ich inne, wie sehr ich mich auch hierin getäuscht. Denn an Aufregungen gewaltiger Art fehlt es mitnichten. Nur haben diese allerdings einen anderen Gegenstand, als die sogenannten Sensationen meiner Tage. Grausenerregende Verbrechen, Raubmorde, große Bankerotte, Selbstmorde giebt es ebensowenig, als kriegerische Großthaten oder politische Verwickelungen, um die Gemüter in Atem zu halten; da-

gegen aber sorgen die Männer der Kunst und der Wissenschaft durch ihre Ideen wie durch ihre Thaten dafür, daß den Zeitgenossen das Gefühl der Aufregung nicht fremd werde. Ich selber war Zeuge eines der gewaltigsten Vorgänge auf diesem Gebiete, dessen Verlauf eine Spannung und Erregung der Gemüter hervorrief, wie sie kein noch so blutiger Krieg zu erwecken vermöchte.

IX.

Es war im siebenten Monate meines Aufenthaltes in Sizilien, als mir in den Zeitungen wiederholt Nachrichten unter der Überschrift „Selena" auffielen. Da ich beim Lesen eines dieser Berichte entnahm, daß es sich da um den Bau eines Gäodroms handle, interessierte mich die Sache nicht weiter, obwohl es mein Befremden erregte, diese „Selena" immer und immer wieder erwähnt zu finden. Bald aber klang mir dieser Name auch aus den Gesprächen meiner Nachbarn in den Bibliotheken sowohl als in allen von mir besuchten Privatgesellschaften häufiger und häufiger entgegen, so daß ich schließlich doch aufmerksam wurde und eines Abends Kurt — der sich mir in der letzten Zeit weniger zu widmen vermocht hatte — darum befragte, was es mit dieser „Selena" für eine Bewandnis habe.

„Das weißt Du nicht?" War die erstaunte Gegenfrage. „Man sieht, daß Du über Deine Liebe und die Aufzeichnungen aus Deinem früheren Leben alles andere vernachlässigst. Selena ist das große Gäodrom, mit welchem schon in den nächsten Wochen eine Schar unerschrockener Forscher, darunter auch zwei Frauen, die Fahrt nach dem Monde antreten werden."

„Nach dem Monde?" fragte ich wie vor den Kopf geschlagen. „Ja ist denn das überhaupt möglich, kann es in der Macht des Menschen gelegen sein, sich der Anziehungskraft seines mütterlichen Planeten zu entziehen?"

„Das ist so sehr möglich, daß es sich jetzt in dieser Beziehung um gar keinen Versuch mehr handelt, sondern bloß um die Wiederholung eines schon zu sechs verschiedenen Malen gelungenen Unter-

nehmens. Neues, bisher noch nicht gelungenes, soll mit der Selena nach einer ganz anderen Richtung unternommen werden."

„Wenn ich Dich recht verstanden habe, behauptest Du, daß es wiederholt schon geglückt sei, von der Erde aus den Mond zu erreichen?"

„Allerdings. Hast Du denn darüber noch gar nichts gehört oder gelesen?"

„Nicht das Geringste."

„Das ist sonderbar. Denn diese Mondfahrten gehören nicht bloß zu den interessantesten Begebenheiten des letzten Decenniums, alle Zeitschriften der jüngstvergangenen Epoche sind auch voll von ihnen. Nur in den letzten Monaten allerdings wurden sie vorübergehend durch andere Ereignisse ein wenig in den Hintergrund gedrängt, was Dich einigermaßen, aber keineswegs völlig, entschuldigen mag. So höre denn. Es sind jetzt neun Jahre, daß ein hervorragender Techniker, der zugleich tüchtiger Astronom ist, auf den Gedanken geriet, die Gäodrome zu einem Fluge in den Weltraum hinaus zu benutzen. Daß man sich mit Hilfe dieser Apparate weit über den Dunstkreis der Erde erheben könne, war längst bekannt und verstand sich eigentlich von selbst, da ja ihre Fortbewegung ganz unabhängig ist von der atmosphärischen Erdhülle und lediglich vom Erdmagnetismus abhängt, dessen Wirksamkeit mit der Entfernung vom Erdkörper zwar abnimmt, keineswegs aber aufhört. Mit dem Aëropter schwimmst Du — gleichwie einst mit dem unbehilflichen Luftballon — in der atmosphärischen Luft, bist also an diese gebunden; nicht aber mit dem Gäodrom, das Dich soweit hinausträgt, als die abstoßende Kraft zweier gleichnamiger magnetischer Pole nur immer reicht. Was dem entgegenwirkt, ist lediglich die Anziehungskraft der Erdmasse auf alle Körper. Doch da das Gäodrom, um überhaupt in die Höhe steigen zu können, vom Erdmagnetismus kräftiger abgestoßen sein muß, als es von der Erdschwere angezogen wird, so lag, wie gesagt, eigentlich von Anbeginn keinerlei Grund vor, um in Zweifel zu ziehen, daß es mit ihm gelingen müsse, sich beliebig weit von der Erde zu entfernen. Nur dachte — wie das nun einmal so geht — lange Zeit niemand daran, daß dem so sei, oder richtiger, jenen wenigen, die daran allenfalls denken mochten, nutzten ihre Ideen

lange Zeit nichts, solange es aus einem mit dem Wesen der Sache allerdings nicht zusammenhängenden Grunde unmöglich war, von der Idee zur That zu schreiten. Die Gäodrome, wie man sie zu gewöhnlichen Zwecken baut, können nämlich deshalb nicht über den Luftraum hinaussteigen, weil sie in einer gewissen, verhältnismäßig unbedeutenden Höhe angelangt, Risse bekommen und wenn man, durch diese gewarnt, nicht rechtzeitig umkehrt, bersten. Sowie nämlich die äußere Luft zu dünn wird, bietet sie keinen genügenden Gegendruck wider die im Innern des Gäodroms nach außen pressende Luft und die Wände des Fahrzeuges geben diesem nach außen gerichteten Drucke endlich nach."

„Warum hilft man sich dann nicht dadurch, daß man die Luft auch im Gäodrom entsprechend verdünnt, was einfach dadurch bewerkstelligt werden kann, daß man den hermetischen Verschluß entfernt?"

„Weil es dann den Menschen im Gäodrom so erginge, wie ohne das dem Letzteren," entgegnete Kurt lachend. „Weißt Du nicht, daß den Bergsteigern schon bei 6 bis 8000 Meter Höhe das Blut aus Mund, Nase und Ohren dringt? Nun, gutgebaute Gäodrome sind nicht einmal so empfindlich; sie vertragen Höhen bis zu 12 und 15 000 Metern. Dort die Ventile öffnen, um den Apparat vor dem Bersten zu schützen, hieße die in ihm befindlichen Menschen zum Bersten bringen. Nein, so ging es nicht. Argon, so hieß der Erfinder, geriet auf den viel praktischeren Gedanken, sein Fahrzeug so zu bauen, daß es auch ohne Gegendruck von außen dem Innendrucke widerstehe, und dann zu versuchen, wie weit er mit ihm wohl kommen werde. Es mußte zu diesem Behufe die ganze Form des Gäodroms geändert werden und zwar in einer Weise, die es zu Fahrten gewöhnlicher Art, d. h. inmitten des die Erde rings umgebenden Luftmeeres, höchst ungeeignet gemacht hätte. Die gewöhnlichen Gäodrome haben die Dir bekannte Eiform, dasjenige Argon's bestand aus einem Systeme gebogener Flächen, deren Höhlungen nach außen und deren Buckel nach innen gekehrt waren; es wäre jedem halbwegs heftigen Winde gegenüber kaum zu steuern und auch bei ruhigem Wetter so schwerfällig als nur irgend möglich gewesen, da es die Luft nicht durchschnitten, sondern in seinen muschelförmigen Ausbuchtungen aufgefangen hätte. Aber dort,

wo Argon hinwollte, gab es ja keinen Wind und keine Luft, dort konnte diese Form des Gefährtes nichts schaden und es zeigte sich alsbald, daß er — von einigen später hinzugekommenen Verbesserungen abgesehen — das Richtige getroffen. Er stieg schon bei seinem ersten Versuche in mehr als 1500 Kilometer Höhe, ohne daß auch nur eine Niete seines Gäodroms nachgab und was ihn zur Umkehr veranlaßte, war nicht die Unverläßlichkeit seines Fahrzeugs, sondern die Unzulänglichkeit des Luftvorrates im Innern desselben. Denn die Idee, sich von der Erde gänzlich zu entfernen und den Mond zu besuchen, hatte er damals noch nicht gefaßt. D. h. in letzter Linie, als später einmal vielleicht zu erreichendes Endergebnis weiterer Forschungen und Erfindungen, dachte er von Beginn seiner Versuche daran; aber daß mit seiner Erfindung die Hauptsache schon vollbracht und alles andere verhältnismäßig leicht sei, das erkannte er erst, als sein erster Aufstieg von ihm bereits vollbracht war.

Dieser belehrte ihn nämlich darüber, daß mit zunehmender Entfernung von der Erde die Fluggeschwindigkeit des Gäodroms nicht ab- sondern zunehme. Bis dahin hatte alle Welt und so auch er selber es als selbstverständliche, ferneren Nachdenkens gar nicht bedürftige Thatsache betrachtet, daß es sich umgekehrt verhielte. Die abstoßende Kraft, die das Gäodrom in den Luftraum und dann in den Weltraum hinaushebt, vermindert sich schritthaltend mit der Entfernung des abgestoßenen vom abstoßenden Körper, also des Gäodroms von der Erde. Nun weiß und wußte man allerdings, daß eine ununterbrochen wirkende Kraft sich in ihrer Wirkung steigert, auch wenn sie selber abnimmt, da die aufeinander folgenden Wirkungen sich eben häufen. Gäbe es also bloß den Erdmagnetismus, der hier als Kraft in Rechnung zu ziehen wäre, so hätte niemals jemand bezweifelt, daß sich der Aufstieg eines Gäodroms mit stetig wachsender Geschwindigkeit vollziehen lasse. Daß der Schnelligkeits*zuwachs* von Moment zu Moment abnehmen müsse, hätte keinen Denker auf die Vermutung gebracht, daß dieser Zuwachs jemals aufhören würde, eben ein Zuwachs zu sein. Aber der polaren Stoßkraft wirkt die Schwerkraft entgegen; deren Wirkung nimmt gleichfalls stetig, wenn auch in stetig abnehmendem Umfange zu, welchem Umstand es zuzuschreiben ist, daß jeder durch

eine einmal wirkende Kraft von der Erde fortgeschleuderte Körper nach kürzerem oder längerem Aufstiege wieder zu ihr zurückkehrt, herunterfällt. Ähnlich, so glaubte man nun, müsse es sich auch mit dem Gäodrom verhalten, vergaß aber dabei, daß dieses nicht durch eine einmal, sondern durch eine — gleich der Schwere — ununterbrochen wirkende Kraft in die Höhe getrieben werde.

Indessen, was die Spekulation nicht gefunden, das ergab sich, sowie es zur Ausführung kam, ganz von selbst. Argon bemerkte mit Staunen, daß sein Gefährt in desto raschere Bewegung geriet, je weiter es sich von der Erde entfernte. Und daß er, sowie die Thatsache feststand, auch über ihre Begründung nicht lange im Zweifel bleiben konnte, versteht sich leicht. Es wurde ihm plötzlich klar, daß die Erdschwere zwar unausgesetzt verlangsamend, dagegen aber die Polarkraft unausgesetzt beschleunigend auf seinen Flug wirke, und daß die beschleunigende Wirkung die verlangsamende notwendigerweise stetig überflügeln müsse, weil ja das Gäodrom an sich nichts anderes ist, als ein Apparat, auf welchen die abstoßende Kraft der Erdpole stärker einwirkt, als die anziehende der Schwere.

Sowie Argon sich hierüber klar geworden und seine Entdeckung veröffentlicht hatte, wußte man auch, daß im Gäodrom das Mittel gegeben sei, sich von der Erde hinweg beliebig weit in den Weltraum zu begeben. Damit aber stellte sich auch sofort der Gedanke ein, es mit einem Ausfluge nach dem Trabanten der Erde, dem sich dieser bis auf 362 000 Kilometer nähernden Monde zu versuchen. Der geniale Erfinder, der bisher mit eigenen und einiger Freunde Mitteln gearbeitet hatte, wandte sich an die Öffentlichkeit und erhielt Kredite in ausreichender Höhe angewiesen, um ein Gäodrom zu bauen, welches die ganze Entfernung zum Monde mit einer mittleren Geschwindigkeit von 750 Kilometern in der Stunde, also binnen 20 Tagen und einigen Stunden zurückzulegen vermochte. Dieses Gefährt wurde mit Luftvorrat, d. h. mit den chemischen Rohmaterialien und allen entsprechenden Apparaten zur Herstellung atembarer Luft für die Dauer von 6 Monaten, Mundvorrat, und einer großen Auswahl aller erdenklichen Instrumente ausgerüstet, durch deren Aufzählung ich Dich nicht ermüden will. Nur so viel lasse mich hinzufügen, daß alle diese Ausrüstungs-

gegenstände für 12 Personen berechnet waren, da sich Argon außer seiner mutigen jungen Frau noch 10 Begleiter angeschlossen hatten. Am 20. August des Jahres 166 nahm dieser erste Mondfahrer seinen Aufstieg, wurde bis zum Morgengrauen des 8. September, um welche Zeit er der Rechnung nach nurmehr 18 000 Kilometer entfernt vom Monde sein konnte, mit den eigens zu diesem Behufe konstruierten Fernrohren verfolgt, konnte aber am darauffolgenden Abend nicht mehr aufgefunden werden und ist mitsamt seinen Insassen seither spurlos verschwunden.

Die Gründe dieses Verschwindens sind nicht lange zweifelhaft geblieben. Man kam sehr bald auf die Vermutung, daß das Gäodrom den letzten Teil seines Weges rascher zurückgelegt haben dürfte, als rechnungsmäßig zu vermuten gewesen und daß es also nicht erst in der Nacht vom 8. auf den 9. September, sondern zu einer Stunde des 8. September den Mond erreichte, während welcher die dem Monde zugekehrte Erdseite Tag hatte und folglich die Vorgänge in der Nähe des Mondes von der Erde aus nicht gesehen werden konnten. Als Ursache einer solchen rechnungswidrigen Beschleunigung der Bewegung vermutete man, daß Magnetismus und Schwere des Mondes nicht im selben Kräfteverhältnisse zu einander stehen dürften, wie Magnetismus und Schwere der Erde. Das Gäodrom besitzt einen Apparat, um sich durch magnetische Polarkraft abstoßen zu lassen. Daß der Mond ein Magnet sei, gleich der Erde, konnte nun allerdings nicht bezweifelt werden. Hätte man anderes für möglich gehalten, so wäre daran gar nicht zu denken gewesen, daß das Gäodrom, einmal in den Anziehungsbereich des Mondes gelangt, heil zu demselben herabgelangen könne. Es hätte aus einer Höhe von vielen tausend Kilometern auf den Mond einfach herabstürzen müssen wie ein Stein und wäre in Atome zerschmettert auf seiner Oberfläche angelangt. Man rechnete also von Anfang darauf, in die Mondnähe gelangt durch magnetische Abstoßung vom Monde die Fallgeschwindigkeit mäßigen zu können und diese Voraussetzung war, wie spätere Erfahrung zeigte, auch vollkommen richtig. Aber Argon rechnete auch darauf, mit seinem Apparate die Fallgeschwindigkeit dem Monde gegenüber genau im selben Maße mäßigen zu können, wie der Erde gegenüber und das erwies sich

als Irrtum. Sei es, daß die magnetische Kraft des Mondes an sich im Verhältnisse zur Schwerkraft schwächer ist, als der Erdmagnetismus, sei es, daß unsere für irdische Verhältnisse erbauten Apparate dem Mondmagnetismus gegenüber in irgend einem Punkte von mangelhafter Wirksamkeit sind: die Thatsache, daß unsere Gäodrome sich dem Monde mit einer unheimlichen, nur schwierig zu mäßigenden Geschwindigkeit nähern, ist seither konstatiert worden und diesem Übersehen scheinen Argon und Genossen zum Opfer gefallen zu sein — falls sie überhaupt zu den Toten zu zählen sind. Denn Bestimmtes konnte über ihr Schicksal weder im Guten, noch im Bösen festgestellt werden."

„Letzteres ist unter alldem, was Du erzähltest, wohl das Einleuchtendste."

„Du meinst, weil wohl schwerlich jemand Lust hatte, Nachrichten über sie einzuholen? Da irrst Du ganz gewaltig. Der Bericht über das wahrscheinliche tragische Ende der ersten Mondexpedition war noch nicht so rasch erschienen, als sich auch von allen Seiten Tausende meldeten, die bereit waren, an einer zweiten Expedition zur Aufsuchung und womöglich zur Rettung Argons und seiner Genossen teilzunehmen und Millionen, welche die Ausrüstungskosten übernehmen wollten. Die Hilfe der letzteren wurde nicht in Anspruch genommen, da alsbald feststand, daß die Kosten vom Gemeinwesen zu tragen seien. Wenige Monate später — am 17. Januar 167 — ging die zweite Mondfahrt von statten. Drei neuerlich verbesserte Gäodrome, ausgerüstet insbesondere mit eigens für die vermutete Abweichung des Mondmagnetismus berechneten Maschinen, trugen 84 kühne Forscher in den Weltraum hinaus. Die Spannung, mit welcher man ihre Fahrt von der Erde aus verfolgte, war ungeheuer. Hatte schon Argons Aufstieg Millionen als Zuschauer herbeigezogen, so wanderten diesmal hunderte von Millionen von den zur Mondbeobachtung ungünstigen zu den günstigst gelegenen Erdpunkten, und diese unzählbare Menschenmenge folgte während der ganzen Dauer der Fahrt jenem Wanderzuge, welchen die Astronomen einschlugen, um jederzeit die der Bahn der Mond-Gäodrome entsprechenden besten Beobachtungspunkte aufzusuchen. Die Reise war diesmal noch kürzer, als das erste Mal. Schon in der Nacht vom 5. auf den 6. Februar lang-

ten alle drei Fahrzeuge in Abständen von wenigen Stunden in der Nähe der Mondoberfläche an und zwar dort, wo das sogenannte Mare serenitatis liegt. Landen sehen aber konnte man nur eines derselben, während die beiden anderen, dem Monde auf etwa 200 Kilometer nahe gekommen, plötzlich den Flug schräg seitwärts nahmen und nach Verlauf einiger Stunden sich im Schatten der von der Sonne nicht beschienenen Mondpartie verloren. Das erstere konnten die Beobachter noch einige Tage, oder vielmehr Nächte hindurch, so lange nämlich seine Landungsstelle im Mare serenitatis vom Sonnenlichte beleuchtet blieb, dort liegen sehen. Seine absolute Regungslosigkeit mußte die Besorgnis erwecken, daß es beim Landen Schaden genommen, was, wenn es sich wirklich so verhielt, seinen Insassen jedenfalls verhängnisvoll geworden sein mußte. Denn in und mit ihrem Gäodrome besaßen sie ja offenbar das einzig mögliche Mittel etwaiger Rettung aus ihrem, für die Existenz menschlicher Wesen nach mehr als einer Richtung bekannter Maßen schlechthin ungeeigneten Aufenthaltsorte. Zwar von einem eigentlichen Absturze des Gäodroms konnte keine Rede sein; dem widersprach, abgesehen von allen anderen Beobachtungsmomenten schon die Thatsache, daß es äußerlich unbeschädigt zu sehen war. Etwaige kleinere Schäden wären allerdings trotz aller Vollkommenheit der zur Anwendung gebrachten Fernrohre und sonstigen Beobachtungs-Hilfsmittel aus so gewaltiger Entfernung nicht zu bemerken gewesen; aber ein wirklicher Absturz aus hunderte von Kilometern betragender Höhe hätte das Gäodrom nicht beschädigen, sondern in Atome zersplittern, ja infolge der von so fürchterlichem Anprall entwickelten Hitze, zum Schmelzen und Verbrennen bringen müssen. Es konnte ihm also höchstens ein Unfall beim Landen zugestoßen sein; aber auch ein solcher mußte sich, wie gesagt, für die darin Befindlichen verhängnisvoll erweisen — es sei denn, daß eines der anderen Gäodrome, die seitlich abbiegend den Blicken der irdischen Beobachter entschwunden waren, rechtzeitig zu ihrer Rettung zurückkehrte, oder daß sie selber die erlittenen Schäden verbessern konnten.

Von diesen zwei anderen aber war nichts zu sehen, und als zwei Wochen später das mit dem Schatten der Mondnacht sich bedeckende Mare serenitatis neuerlich im Sonnenlichte dalag, war

auch das dort gelandete Gäodrom spurlos verschwunden. Ob es fortgeflogen war, oder ob während der Mondnacht eine Veränderung mit ihm vorgegangen, die es den Blicken irdischer Beobachter entzog, blieb allerdings ungewiß. Ein Teil der Astronomen behauptete, an jener Stelle, wo vordem der metallisch glänzende Körper des Gäodroms deutlich sichtbar gewesen, etwas wie eine dunkle Masse liegen zu sehen, die jedoch von der sie rings umgebenden Mondfläche sich nur schwer unterscheiden lasse; andere Astronomen aber widersprachen dem und so blieb denn diese Frage unentschieden. Von den beiden anderen Gäodromen keine Spur.

Der Mut zu neuen Versuchen war aber damit erst recht entflammt. Es kam eine dritte, vierte, fünfte und sechste Expedition zu stande, mit stets größeren Mitteln und unter unablässig wachsender Teilnahme der ganzen Menschheit. Niemals fehlte es an begeisterten todesmutigen Männern wie Frauen, die freudig ihr Leben dafür einsetzten, den Schleier zu lüften, hinter welchem unser Nebengestirn seine Geheimnisse verbirgt, und Sicherheit über das Schicksal der kühnen Vorgänger zu erlangen, ja ihnen wo möglich Rettung zu bringen. Über die dritte bis fünfte Mondfahrt ist wenig neues zu sagen; sie verliefen mit unwesentlichen Abweichungen ähnlich wie die zweite. Erst die sechste, unternommen von zwei Gäodromen, brachte ein wichtiges, neues Ergebnis. Diese beiden Fahrzeuge landeten vor den Augen der Beobachter, erhoben sich aber nach kurzer Rast zu neuem Fluge, kreuzten einige Stunden lang auf der beleuchteten Mondfläche, gleichsam als wollten sie den Brüdern auf der Erde einen deutlichen Beweis ihrer Unversehrtheit geben, nahmen aber dann gleich ihren Vorgängern die Richtung nach den von Nacht bedeckten Mondesteilen und entschwanden dort den Blicken. Drei Monate später erschien ein Gäodrom — wahrscheinlich eines der sechsten Expedition — neuerlich auf der beleuchteten Mondscheibe, kreuzte neuerlich während einiger Stunden, um dann abermals im Mondesdunkel unterzutauchen. Es hat sich seither sein stets während einiger Stunden deutlich sichtbares Wiedererscheinen noch zweimal wiederholt.

Erwiesen ist also, daß man mittels Gäodrom den Mond nicht

bloß heil erreichen, sondern sich auf ihm auch beliebig bewegen und — zum mindesten einige Monate lang — leben kann. Es fragt sich jetzt zunächst, aus welchem Grunde die meisten Gäodrome, in die Nähe des Mondes gelangt, von ihrer Bahn abgelenkt werden und hauptsächlich, warum sie alle außer stande sind, den Mond wieder zu verlassen und zur Erde zurückzukehren. Denn daß dazu die Mittel nicht ausreichen, über welche sie verfügen, versteht sich von selbst, da ja sonst sicherlich das eine oder andere derselben längst wieder hier eingetroffen wäre.

Du kannst Dir denken, welchen Grad der Aufregung diese Auffassung des Sachverhalts überall dort, wo man sich für die Mondfrage interessiert, das ist also unter allen denkenden und fühlenden Menschen, verbreitet. Wie? Hunderte und hunderte der wackersten und edelsten aus unserer Mitte leben vielleicht noch auf dem Monde, sie wären vielleicht zu retten, wenn man nur wüßte, worauf es bei der Hilfe, die ihnen gebracht werden soll, ankommt! Denn möglich ist es allerdings, daß das, was ihnen fehlt, um die Rückreise anzutreten, das Maß auch unseres Könnens übersteigt; es ist aber ebenso möglich, daß man es ihnen mit Leichtigkeit nachsenden könnte, wüßte man nur, was es ist. Der Gedanke, diese Wackeren und mit ihnen die Kunde von alldem, was sie gesehen und erfahren, zu verlieren, lediglich aus dem Grunde, weil die auf den Mond Gebannten kein Mittel der Verständigung mit der Erde besitzen, war der Menschenliebe und dem Wissensdurste gleich unerträglich. Alle erfinderischen Köpfe warfen sich auf die Suche nach einem solchen Werkzeuge der Verständigung und im April dieses Jahres, einen Monat ungefähr, bevor Du bei uns erschienst, wurde dieses Werkzeug gefunden. Die hierauf vorübergehend, bis zu praktischer Durchführnng der im Principe festgestellten Idee eingetretene Abspannung und verhältnismäßige Ruhe der Geister macht es — nebenbei bemerkt — mit erklärlich, daß Du so lange unter uns weilen konntest, ohne mit in das Interesse für die Mondfrage hineingezogen zu werden; daß Du aber bisher nicht einmal von der Existenz einer solchen Frage etwas hörtest, erscheint mir kaum glaublich, auch wenn ich die Eigentümlichkeit Deiner Lage in Berücksichtigung ziehe."

„Ich war anfangs der Sprache nicht recht mächtig" — er-

klärte ich zu meiner Entschuldigung. „Später fiel mir, wie ich mich jetzt erinnere, allerdings wiederholt auf, die Leute so oft vom Monde und von Dingen, die mit dem Monde zusammenhängen, sich unterhalten zu sehen; aber ich hielt es für eine zufällige Liebhaberei der betreffenden Personen, oder dachte allenfalls, daß es sich um irgend eine der gewöhnlichen Entdeckungen im Gebiete der Mondkunde handle, etwa um einen neuen Krater oder um die Farbenveränderung irgend einer Mondpartie — wofür mein Interesse in der That ein sehr mäßiges gewesen wäre, und wodurch ich mich auch keinen Augenblick lang von jenen Fragen ablenken lassen wollte, die mir hauptsächlich im Sinne lagen. Je mehr ich wußte, wie lebhaft sich selbst die Nichtgelehrten unter Euch für gelehrte Spezialfragen zu interessieren, ja zu begeistern pflegen, in desto minderem Grade erregte es meine Aufmerksamkeit, auch Nichtastronomen so viel über den Mond sprechen zu hören. Das ist der Grund, warum ich der Sache nicht näher nachging. Hätte ich eine Ahnung gehabt, um was es sich handelt, so wäre natürlich auch ich längst mit Leib und Seele dabei gewesen. Doch jetzt lassen wir mich und meine scheinbare Gleichgültigkeit. Erzähle mir lieber, welches das in Anwendung gebrachte Mittel der Verständigung zwischen Mond und Erde ist."

„Die ‚Selena' erhält einen mächtigen Apparat mit auf den Weg, der sie in den Stand setzen soll und hoffentlich auch wird, am Monde angelangt, dessen Magnetismus in ähnlicher Weise zur Erzeugung von Licht zu gebrauchen, in welcher der Erdmagnetismus zur Hervorbringung jener Lichterscheinungen dient, die Dir unter dem Namen Erdlicht vertraut sind. Die solcherart erzeugten Lichtstrahlen sollen mittels eines parabolischen Hohlspiegels von ganz besonderer Genauigkeit der Arbeit nach einem, der ‚Selena' im voraus bezeichneten Punkte auf der Hochebene von Thibet geworfen werden, wo große Fernrohre bereit stehen, ihn aufzufangen. Gelingt dies, so hat man es in der Hand, mit Hilfe eines vereinbarten Alphabets und einer vereinbarten Zeichensprache sich im Wege optischer Signale nicht bloß zu verständigen, sondern jedes beliebige Zwiegespräch zu halten. Denn die ‚Selena' erhält neben dem Scheinwerfer, um nach der Erde hin zu telegraphieren, auch ein genügend lichtstarkes Fernrohr, um ähnlichen Schein, der

ihr von der thibetanischen Hochebene aus zugeworfen werden wird, wahrzunehmen, und so rechnet man denn darauf, mit den Insassen dieses Gäodroms regelrechte Verbindung zu pflegen."

„Solcherart also können wir schon in allernächster Zeit eingehende Berichte vom Monde erhalten?"

„In drei Wochen, am 25. Dezember, nimmt die Selena mit 33 Männern und 2 Frauen ihren Aufflug; am 12. des nächsten Monats, eine halbe Stunde vor Mitternacht, dürfte sie auf dem Monde anlangen. Die erste Depesche, den gedrängten Reisebericht enthaltend, soll von ihr verabredetermaßen sofort nach ihrer Ankunft abgesandt werden. Das Eintreffen späterer Berichte wird von den Umständen abhängen."

Soweit Kurts Bericht. Ich verfolgte von da ab natürlicherweise alle mir irgendwie zugänglichen Berichte über die ‚Selena' mit derselben Begierde, wie meine Umgebung. Je weiter die Vorbereitungen gediehen, je näher der Tag der bevorstehenden Mondreise heranrückte, desto fieberhafter war die Aufregung, mit welcher wir die Nachrichten über die ‚Selena' suchten und verschlangen. In der letzten Woche vor der Abfahrt waren die Mondforscher der ausschließliche Gesprächsgegenstand, wo nur immer zwei Menschen zusammentrafen. Ganze Völkerwanderungen strebten der thibetanischen Hochebene zu, um dort Zeugen des Aufflugs zu sein, den Helden und Heldinnen, die ihr Leben für die Sache der Menschlichkeit und des Fortschritts in die Schanze schlugen, ein letztes Lebewohl zuzurufen, und die meisten auch, um auszuharren, bis die erste Botschaft vom Monde eingetroffen wäre. Wir, d. i. die Familie Leonhard und ich, wollten ursprünglich auch dahin reisen; im letzten Momente jedoch sah sich Vater Karl durch unaufschiebbare Amtsgeschäfte zurückgehalten, und so blieben wir alle, uns mit den telephonischen Meldungen aus Thibet und mit demjenigen begnügend, was mittels guter Fernrohre auch von Sizilien aus zu beobachten war.

Über den Aufstieg, so interessant auch die darüber erstatteten Berichte klangen, will ich kein Wort verlieren. Am 28. Dezember tauchte die ‚Selena' für unsere, natürlich entsprechend bewaffneten Augen am östlichen Horizonte als deutlich wahrnehmbares, leuchtendes Scheibchen auf, welches von Nacht zu Nacht höher im Gesichts-

kreise emporstieg und dabei allgemach zu einem winzigen Pünktchen zusammenschrumpfte, das aber mittels der vollkommenen Fernrohre, die zu ähnlichen Zwecken schon bei Gelegenheit der früheren Mondfahrten allenthalben in großer Zahl angeschafft und neuerlich bedeutend vermehrt worden waren, stets deutlich verfolgt werden konnte. Als die programmgemäße Landungsstunde herannahte, kannte die Aufregung keine Grenzen mehr. Da es um diese Zeit Abend in Thibet, also voller Tag bei uns auf Sizilien war, wir also von dem bevorstehenden Schauspiele fürs erste nichts zu sehen vermochten, waren wir auf die telephonischeu Berichte angewiesen, die von Viertelstunde zu Viertelstunde eintrafen. Um 8 Uhr abends thibetanischer, d. i. um $3^1/_2$ Uhr nachmittags sizilianischer Zeit, war die ‚Selena‘ nurmehr 2000 Kilometer vom Monde entfernt, ihre Bahn schnurgerade auf den vorherbestimmten Punkt des Mare serenitatis einhaltend; um 9, respektive $4^1/_2$ Uhr hatte sie sich diesem bis auf 1300 Kilometer genähert; um $9^1/_4$ hieß es plötzlich, sie scheine östlich abzuschwenken, eine halbe Stunde später war dies leider Gewißheit geworden. Da die ‚Selena‘ bei ihrer Landung gesehen werden, unmittelbar darauf aber Lichtsignale abgeben sollte, so war Ort und Zeit derart gewählt worden, daß sie auf dem Landungspunkte im Mare serenitatis einzutreffen hatte, während es dort noch Tag war, daß aber kurze Zeit darauf für jene Stelle des Mondes die Nacht bevorstand. Infolgedessen befand sich also die Flugbahn des Gäodroms, als sich dieses unserem Trabanten näherte, in unmittelbarer Nachbarschaft seines Schattens, und in diesem entschwand denn die ‚Selena‘ den Blicken ihrer Beobachter.

Was war da vorgegangen? Man hatte die ‚Selena‘, was ihre äußere Ausstattung und die Art ihres Triebwerkes anlangt, mit der denkbar größten Genauigkeit nach dem Muster der beiden letzten Mondgäodrome — Newton und Leverrier waren ihre Namen — gebaut und niemand zweifelte daher, daß auch ihr gelingen werde, was jene vollbracht, nämlich zu landen, wo es ihr beliebe und sich auf dem Monde frei zu bewegen. Es war nicht geschehen, sie vielmehr demselben Schicksal verfallen, wie ihre sonstigen Vorgänger. Die Enttäuschung, die Betrübnis hierüber waren unbeschreiblich. Kein Volk vergangener Jahrhunderte konnte eine verlorene Hauptschlacht schmerzlicher betrauern, als meine neuen Zeitgenossen ihre

Niederlage auf dem Monde. Aber so groß und allgemein auch die Trauer war, so zeigte sich doch von Entmutigung keine Spur. Unverweilt wurde an den Bau fünf neuer Gäodrome geschritten, welche in den verschiedensten Kombinationen die optische Ausstattung der ‚Selena‘ mit mannigfaltigen neuen Verbesserungen der Kraftmaschinen verbinden sollten. Inzwischen blieb natürlich die Mondscheibe unausgesetzter, sorgfältiger Beobachtung aus tausenden und hunderttausenden der besten Fernrohre unterworfen, und die Signalstation in Thibet in steter Bereitschaft, um bei einem etwaigen Wiedererscheinen der ‚Selena‘ sofort in Rapport mit ihr treten zu können. So vergingen nahezu zwei Monate fieberhafter Thätigkeit und banger Erwartung. Am 11. März endlich signalisierten die Sternwarten Central-Asiens das Auftauchen eines beweglichen glänzenden Pünktchens, offenbar eines Gäodroms, am Rande des westlichen Mondschattens. Wenige Stunden später konnte die Erscheinung auch in Europa gesehen werden. Das Pünktchen war um diese Zeit schon ziemlich weit auf der beleuchteten Mondfläche vorgerückt und hielt geradenwegs auf das Mare serenitatis zu, wo es sieben Stunden, nachdem man es aus dem Mondschatten hatte hervorkommen gesehen, anlangte.

Zum Verständnis des nun Folgenden muß zunächst nochmals daran erinnert werden, daß Lichtsignale von der Erde zum Monde und umgekehrt natürlich bloß dann gesehen werden können, wenn der Signalgeber sowohl als der Signalempfänger von Nacht umfangen sind. Es ließ sich ebenso wenig erwarten, daß künstlich erzeugte Lichtstrahlen, sie mochten wie mächtig immer sein, sich von einer sonnenbeschienenen Fläche abheben, als daß ein von Sonnenlicht geblendetes Auge sie wahrnehmen könne. Das Gäodrom mußte sich also, um mit der irdischen Signalstation in Rapport zu treten, notwendigerweise nicht bloß eine Stunde wählen, um welche es in Thibet Nacht war, sondern sich außerdem in eine beschattete Partie des Mondes begeben. Es hatte nun derart manövriert, daß es an der vor zwei Monaten der ‚Selena‘ bestimmten Stelle zu einer Zeit anlangte, wo dort zwar noch Tag war, das Hereinbrechen der Nacht aber unmittelbar bevorstand, und dementsprechend in unmittelbarer Nähe der Mondschatten zu finden war. Hier senkte sich das Gäodrom, blieb einige Minuten liegen, gleichsam um sich zu

zeigen, und nahm dann seinen Flug in die benachbarte Nachtlandschaft.

Wir auf Sizilien, die all' das in einer Aufregung verfolgten, von welcher sich schwerlich jemand, der es nicht miterlebt, eine Vorstellung machen kann, erwarteten jeden Moment die erste vom Monde eingetroffene Lichtbotschaft aus Thibet übermittelt zu erhalten. Statt dessen traf die Meldung von dorther ein, daß die ‚Selena' keinerlei Lebenszeichen von sich gebe. Die Leiter der Beobachtungsstation waren indessen Männer, die nicht so leicht in Verlegenheit gerieten. Von der Vermutung ausgehend, daß die Freunde da droben, wenn sie auch außer stande seien, selber Signale zu geben, doch vielleicht von der Erde aus gegebene Signale bemerken und verstehen werden, blitzten sie die Frage hinauf: „Versteht Ihr uns? Wenn es der Fall ist, zeigt Euch neuerlich im Sonnenlichte." Wir in Sizilien hatten von diesem Auskunftsmittel durchs Telephon Kenntnis erhalten, wenige Minuten, nachdem es beschlossen und noch bevor es — das Lichtalphabet war eben ein wenig schwerfällig zu handhaben — völlig zur Durchführung gebracht werden konnte. Wir, und mit uns die Bewohner aller Erdgegenden, von denen aus um diese denkwürdige Stunde die Mondscheibe gesehen werden konnte, waren also sofort in der Lage, zu verstehen, was es zu bedeuten habe, als wir durch unsere Fernrohre sahen, wie das kleine Pünktchen neuerlich aus dem Mondschatten auftauchte, eine Strecke weit im Sonnenscheine fortflog und dann in den Nachtschatten zurückkehrte. Ein Jubelschrei aus Millionen Kehlen begrüßte dieses „Ja" aus 375 000 Kilometer Entfernung (das war um jene Zeit die Entfernung des Mondes von der Erde). Wir fielen einander um den Hals und küßten uns, die Frauen und wohl auch die meisten Männer weinten — ich werde den Eindruck dieser Minute niemals vergessen.

Und nun ging es an ein ununterbrochenes Fragen und Antworten. Die Thibetaner fragten und die Seleniten antworteten mit ja oder nein, je nachdem sie sich zeigten oder unsichtbar blieben. Alsbald aber wurde ihnen auch die Möglichkeit geboten, Nachrichten oder Wünsche, die ihnen vielleicht nicht abgefragt werden konnten, direkt bekannt zu geben. Die Signalstation verständigte sie davon, daß sie ihnen das Alphabet langsam vorbuchstabieren werde und

forderte sie auf, bei dem Buchstaben, den sie — die Seleniten — uns zu signalieren wünschten, ihr „Ja“ abzugeben, d. h. sich zu zeigen. In solcher Weise gelangte eine zusammenhängende, wenn auch sehr kurz gehaltene Nachricht vom Monde herab. Die Zeit drängte, denn die Mondscheibe näherte sich dem westlichen Horizonte von Thibet und mit ihrem Untertauchen hinter diesem war natürlich für diese Nacht die Correspondenz mit den Seleniten zu Ende. Am nächsten Tage, das war eine ihrer ersten Mitteilungen, würde man sie nicht mehr auf der sichtbaren Mondfläche finden, da sie gezwungen sein würden, wieder für einige Monate auf die der Erde abgewendete Mondseite zurückzukehren, die sie stets nur für kurze Zeit zu verlassen vermöchten. Die Mitteilungen, erschwert durch das umständliche Signalisierungssystem, beschränkten sich daher auf das allernotwendigste, welches, im Zusammenhange mit dem den Seleniten Abgefragten, aus dem Folgenden bestand.

„Das Gäodrom, mit welchem wir Zwiesprache gepflogen hatten, war nicht die ‚Selena‘, sondern der ‚Leverrier‘. Dieser und der ‚Newton‘ sind die einzigen, welche sich auf dem Monde frei bewegen können. Die anderen Gäodrome sehen sich außer stande, die Kehrseite des Gestirns zu verlassen. Der Grund ist im Mondmagnetismus zu suchen, dem ihre Maschinen nicht entsprechen. Schaden genommen hat bloß einer, ‚Mars‘ von der dritten Expedition. Seine Insassen wurden gerettet. Alle Mitglieder sämtlicher Expeditionen sind wohlauf. Die ‚Selena‘ brachte Kunde von den in Thibet getroffenen Vorbereitungen und übergab dem ‚Leverrier‘ ihre optische Ausrüstung. Die Lichtapparate auf den ‚Leverrier‘ zu übertragen war unmöglich. Wir brauchen Apparate zu genauen Beobachtungen aller Arten magnetischer Erscheinungen, Lichterzeuger von geringerem Gewicht, Werkzeuge und Materialien zur Umänderung unserer Maschinen; haben wir diese, so werden wir . . .“

Hier brach der Bericht ab. Auf der Thibetanischen Hochebene war die Nacht dem Morgen gewichen und dessen erstes Grauen hatte die Signale für den ‚Leverrier‘ unverständlich gemacht, gleichwie es diesen der Beobachtung der Signalstation entzog. Doch so kurz auch der Gedankenaustausch mit den Freunden im Monde gewesen, und so sehr er sich aus begreiflichen Gründen zunächst bloß

um Fragen bewegte, welche das Befinden Jener und die Mittel zu ihrer Unterstützung zum Gegenstande hatten, so sind doch die erhaltenen Auskünfte von unschätzbarer Tragweite. Daß die Mondgäodrome in der Lage sein würden, zurückzukehren, oder doch zum mindesten direkte Signale abzugeben, sowie sie in den Besitz der zuletzt geforderten Hilfsmittel gelangt wären, kann trotz des unvollendet gebliebenen Schlußsatzes kaum einem Zweifel unterliegen. Schlimmstenfalls muß der Gedankenaustausch für einige Zeit noch nach der soeben erprobten, allerdings etwas schwerfälligen Methode unterhalten werden. Daß die Wackeren nicht bloß alle leben, sondern daß sie sich wohlauf befinden, ist aber nicht bloß an sich erfreulich, sondern durchaus geeignet, ein ganz neuartiges Licht auf die Beschaffenheit unseres Trabanten zu werfen. Es kann dort unmöglich an den Existenzbedingungen für menschliche Wesen fehlen. Denn die ersten Mondfahrer befinden sich schon über neun Jahre lang auf jenem Gestirn, mit Luft und Mundvorrat waren sie wie alle folgenden stets nur für wenige Monate ausgerüstet gewesen, und da sie noch immer leben, so müssen sie Gelegenheit zu Erneuerung ihrer Vorräte gefunden haben.

Erörterungen darüber, wie sich das erkläre und zusammenhänge, bildeten natürlich von da ab den beinahe ausschließlichen Gesprächsstoff. Man dachte anfangs bloß daran, daß Argon und seine Nachfolger auf dem Monde die Mittel zu künstlicher Erzeugung von Luft, Wasser und Nahrungsstoffen vorgefunden haben müßten. Aber das hätte allenfalls erklärlich gemacht, daß sie noch nicht Alle zu Grunde gegangen, nicht aber, daß sie allesamt leben und sich wohlauf befinden. Denn Menschen, die Jahre hindurch in ihre Gefährte eingesperrt ein künstlich gefristetes Dasein führen, müßten notwendigerweise verheerenden Krankheiten und großer Sterblichkeit unterworfen sein. Nein, unsere Seleniten, das unterliegt keinem Zweifel, sind nicht in ihren Gäodromen hermetisch eingeschlossen; sie bewegen sich frei inmitten einer Natur, die ihrer Gesundheit, ihrem Behagen alle erforderlichen Hilfsmittel bietet. Luft, Wasser, ja organisches Leben muß auf dem Monde zu finden sein. Dieses zu bestreiten giebt es keinen ausreichenden Grund. Zwar die der Erde zugekehrte Mondhälfte entbehrt der übereinstimmenden Anschauung aller

Astronomen zufolge dieser Dinge entweder gänzlich, oder besitzt sie doch nicht in jenem Maße, wie es für das Gedeihen irdischer Menschen erforderlich wäre. Dort hätten die Insassen unserer Gäodrome wegen Mangels genügend dichter Luft ersticken, wegen Mangel an Wasser verdursten und wegen Mangel an Nahrung verhungern müssen. Aber wir wissen ja, daß sie sich auf der Kehrseite des Mondes aufhalten, daß nur zwei derselben, und auch diese bloß vorübergehend, auf der Erdseite unseres Trabanten erscheinen und daß sich in jenen Mondregionen, die bisher noch keines irdischen Astronomen Forschung zugänglich gewesen, ganz andere Lebensbedingungen vorfinden, ist nicht bloß an sich möglich, sondern wäre bei näherer Erwägung sogar von vornherein zu vermuten gewesen. Denn die seit jeher bekannte Thatsache, daß unser Nebenplanet seinem Muttergestirne stets dieselbe Seite zukehrt, muß notwendigerweise bestimmend sein auf die ganze stoffliche Anordnung des ersteren, gleichwie eine besondere stoffliche Anordnung als Ursache dieser einseitigen Bewegung angenommen werden muß. Längst schon vermuteten zahlreiche Astronomen, daß der Mond keine Kugel, sondern ein eiförmiger Körper sei. Reine Kugelgestalt besitzt ja in Wahrheit kein uns näher bekannter Himmelskörper; die Planeten alle, mit Einschluß der Erde, sind an beiden Polen gleichmäßig abgeplattet; der Mond dagegen — so wurde, wie gesagt, früher schon von Einzelnen behauptet — sei an dem einen, der Erde abgekehrten Pole stärker abgeplattet, als irgend ein Planet, dafür aber an dem der Erde zugekehrten Pole zugespitzt. Beweise dafür konnten nicht erbracht werden. Die Meldungen des ‚Leverrier‘ aber sind in Wahrheit als vollgiltiger Beweis der Richtigkeit dieser Auffassung zu betrachten. Denn nur, wenn der Mond ein eiförmiger Körper ist, läßt sich — dann aber auch in vollkommen ausreichender Weise — erklären, daß Luft und Wasser, die auf der einen Hälfte fehlen, auf der anderen in einer Menge und Beschaffenheit vorhanden sind, die nicht bloß für die Entstehung eigenartiger Pflanzen und Tierformen, sondern auch für das Gedeihen irdischer Gäste ausreichen. Der Schwerpunkt des Mondes muß dann nicht in seinem geometrischen Mittelpunkte, sondern dem abgekehrten Pole näher liegen, als dem zugespitzten. Solcherart aber ist die ganze der Erde zugekehrte Mondhälfte gleichsam eine einzige, gegen die

Mitte zu stets höher emporsteigende Hochebene, die abgekehrte Seite hinwieder eine einzige, gegen die Mitte zu stets tiefer einsinkende Tiefebene. Nimmt man an, daß Zuspitzung und Abplattung auch nur von einigermaßen beträchtlicherem Umfange sind, daß sie z. B. den hundertsten Teil der Mondaxe, d. i. 34 Kilometer betragen, so hätten wir in der uns zugekehrten Mondhälfte gleichsam einen Berg von 17 Kilometern Höhe, in der uns abgekehrten eine Einsenkung von 17 Kilometern Vertiefung vor uns. Was Wunder, daß ersterer hoch über alle atmosphärischen Einflüsse, über Niederschläge und organische Formen hinausragt, während letztere das Reservoir ist, in welchem sich alle Luft, alles Wasser, alles Leben versammelt.

Natürlich ist in all' dem eine unerschöpfliche Fülle von Kombinationen möglich. Während die einen annehmen, die Kehrseite des Mondes dürfte dem Wesen nach dieselbe Oberflächengestaltung haben, wie die Erde, nämlich abwechselnd Meer und Festland aufweisen, vertreten andere die Meinung, daß die dort vorhandene Vertiefung von einem einzigen Meere ausgefüllt sein müsse, mit keinem anderen Ufer, als dem kreisförmigen Rande an der Grenze der beiden Mondhälften. Man streitet darüber, ob die Atmosphäre der ganzen Kehrseite zu menschlicher Atmung geeignet sei, oder ob sie nicht vielleicht gegen den abgeplatteten Pol zu allzu dicht werde, so daß die Insassen unserer Gäodrome sich auf die Grenzgebiete der beiden Mondhälften beschränkt sähen, auf jene Zone, die man sich zugleich als den Küstengürtel des großen Mondozeans denken könne. Welche Beschaffenheit haben Pflanzen- und Tierleben auf dem Monde? Finden sich dort auch Menschen oder zum mindesten menschenähnliche Wesen? All das und tausenderlei Ähnliches wird mit desto fieberhafterem Eifer besprochen und erörtert, als mit Sicherheit darauf zu rechnen ist, daß schon die allernächste Zukunft erschöpfende Aufklärung bieten werde.

Das brennendste Interesse aber erregt die Ergründung der Frage, woran es eigentlich liege, daß die meisten Gäodrome gänzlich außer stande sind, die jenseitigen Mondgebiete zu verlassen, und daß die zwei, die das vorübergehend vermögen, doch stets nach kurzem Ausfluge dahin zurückkehren müssen. Luft und Wasser können damit nichts zu thun haben, umsoweniger, da diese Gebundenheit an das jenseitige Mondgebiet allem Anscheine nach zu

wirken beginnt, noch ehe die Gäodrome am Monde völlig angelangt sind. Beweis dafür, daß beinahe alle diese Fahrzeuge außer stande waren, auf der diesseitigen Mondhälfte auch nur zu landen, vielmehr schon bei Gelegenheit ihrer Ankunft in der Nähe des Mondes von der geraden Flugrichtung abgelenkt und zum Abbiegen gezwungen wurden. Warum und wodurch? Das bleibt vorläufig allerdings ein Rätsel, auf welches die Botschaft des ‚Leverrier' kein Licht verbreitete und dem die scharfsinnigsten Astronomen und Physiker, die sich seither mit dessen Ergründung beschäftigen, ratlos gegenüberstehen. Denn daß die Ursache aller Wahrscheinlichkeit nach in magnetischen Kräfteverhältnissen zu suchen sei, ist eben noch keine Antwort. Ebensowenig aber vermag irgend jemand eine zuverlässige Meinung darüber abzugeben, ob die Brüder auf dem Monde selber dies Rätsel bereits gelöst und auch schon ergründet hätten, warum sie außer stande seien, zur Erde zurückzukehren. Sie haben einerseits Materialien und Werkzeuge behufs Abänderung ihrer Maschinen verlangt; dies läßt vermuten, daß sie bereits wüßten, woran es ihnen fehle und der Meinung seien, sich selber helfen zu können. Sie forderten aber auch eine ganze Reihe von Instrumenten zu genauer Beobachtung magnetischer Strömungen. Das konnte allerdings die Bedeutung haben, daß sie ihre bisherigen Beobachtungen bloß zu ergänzen wünschten; es ist aber auch möglich, daß sie erst von diesen zukünftigen Beobachtungen Aufklärung über den eigentlichen Sitz des Übels erhoffen und die Materialien wie Werkzeuge bloß fordern, um dann in der Lage zu sein, die erlangte Kenntnis praktisch zu verwerten.

Die sanguinischeren unter uns neigen der ersteren Auffassung zu, und nicht verschweigen will ich, daß auch ich zu denjenigen gehöre, die darauf rechnen, schon im Laufe der nächsten Monate die sämtlichen oder doch mehrere der auf dem Monde befindlichen Gäodrome auf Erden eintreffen zu sehen. Welch unerhörte Kunde wartet da unser! Was alles werden wir zu hören, zu sehen bekommen! Proben nie zuvor gesehener Tiere und Pflanzen — vielleicht sogar Menschen oder doch menschenähnliche Wesen vom Monde. Andere halten diese Erwartungen für übertrieben. Selbst wenn die Freunde da oben auch schon im Princip wüßten, was sie zu thun hätten, sei

doch noch lange nicht ausgemacht, daß es ihnen so rasch gelingen werde, es auch zu vollführen. Sie könnten ganz gut auf dem richtigen Wege sein, das schließe jedoch eine Reihe vorerst mißlingender praktischer Versuche nicht aus. Ehe man sich überschwänglichen Hoffnungen ganz und gar gefangen gebe, sei es jedenfalls ratsam, das nächste Wiedererscheinen des ‚Leverrier‘ oder des ‚Newton‘ und die Ergänzung der ersten Botschaft abzuwarten. Darüber indessen, daß die Mondfrage ihrer endgiltigen Lösung entgegengehe und daß nurmehr der Zeitpunkt dieser Lösung zweifelhaft erscheinen könne, ist alle Welt einig. Und ebenso giebt es keine Meinungsverschiedenheit darüber, daß derart gehandelt werden müsse, um jeder, wann und welcher Art immer erfolgenden Lösung vorzuarbeiten.

Es wurde also einerseits beschlossen, in rascher Reihenfolge zwanzig Gäodrome nach dem Monde abzusenden, ausgerüstet mit allen erdenklichen, für den vorliegenden Zweck irgend brauchbaren Maschinen, Maschinenbestandteilen, Materialien und Instrumenten. Als Bemannung werden bloß die erlesensten Maschinenbauer und Ingenieure angenommen. Zugleich aber arbeitet man mit größter Energie an der Herstellung einer ganzen Reihe fernerer Signalstationen, die derart von Ost nach West an dazu geeigneten Punkten der Erde angeordnet sind, daß von ihnen aus der Mond ununterbrochen im Auge behalten werden kann. Taucht nach Vollendung dieses Stationengürtels ein Gäodrom auf dem Monde auf, so wird es möglich sein, den Verkehr so lange mit ihm zu unterhalten, als es nur immer an hierzu geeigneter Stelle selber auszuharren vermag. Dem gleichen Zwecke, nämlich einer Erleichterung und Ausdehnung des wechselseitigen Verkehrs, dient die Ausarbeitung eines überaus sinnreich erdachten Systems abgekürzter Zeichen für eine große Anzahl im voraus festgestellter Fragen und Antworten. Man darf so hoffen, einen erschöpfenden, mehrere tausend Worte umfassenden Bericht vom Monde zu erhalten, selbst wenn inzwischen das die Zwiesprache pflegende Gäodrom noch nicht das Mittel erlangt haben sollte, selbständige Lichtsignale abzugeben. Ist das letztere der Fall, so kann natürlich auf noch weitaus eingehendere Mitteilungen gerechnet werden.

Daß sämtliche in Ausrüstung begriffene Mondfahrer reichlich

mit Allem versehen werden, was irgend zu Bequemlichkeit und Annehmlichkeit der so lange Verbannten dienen mag, braucht wohl nicht besonders erwähnt zu werden. Noch im Laufe des Monats Mai machten sich vier der Hilfsgäodrome auf den Weg, die andern 16 sollen in kurzen Zwischenpausen bis um die Mitte des Monats Juni nachfolgen.

X.

Obwohl nun das Interesse für diese Mondfahrten und ihre Ergebnisse alles Andere vorerst in den Hintergrund drängte, so konnten doch naturgemäß die Anforderungen des Alltaglebens nicht verschwinden. Arbeit, Belehrung und Vergnügen nahmen ihren ungestörten Fortgang. Ich selber hatte mich mehr und mehr eingelebt in meiner neuen Umgebung. Noch immer bewohnte ich die mir eingeräumten Gemächer im Leonhardschen Hause. Einmal hatte ich Kurt auf einer Ferienreise begleiten wollen, die er für die Dauer eines Monats unternahm. Juana war aber bei bloßer Erwähnung dieses meines Vorsatzes in so hochgradige Aufregung geraten, daß ich den Gedanken alsbald wieder fallen ließ. Nie durfte ich sie für länger als höchstens einige Stunden verlassen. Als ich eines Abends vor dem Schlafengehen noch einen Spaziergang ins Freie unternahm, dann zufällig von allen ungesehen heimkehrte und am nächsten Morgen ebenso ungesehen das Haus wieder verließ, fand ich sie, als ich zum Frühmahle wieder eintraf, in einem Zustande der kläglichsten Verzweiflung. Da man mich weder kommen noch gehen gesehen und meine Gemächer inzwischen von der Reinigungs-Gesellschaft in Stand gesetzt worden waren, hatte sie auf ihre Frage nach mir die Auskunft erhalten, ich wäre diese Nacht nicht heimgekehrt. Meine Ankunft brachte zwar alles wieder in Ordnung; aber ihr Benehmen während der wenigen Minuten, in denen sie mich verloren gewähnt, war ein derartiges gewesen, daß die Eltern und Geschwister ernstlich in uns drangen, dem langen Brautstand ein Ende zu bereiten und uns je eher je besser zu verehelichen. Ich war mit Freude bereit. Juana aber wollte davon nichts wissen

und es gelang ihr auch bald, mich auf ihre Seite zu bringen, indem sie mich an unsere Abrede erinnerte, vor völliger Aufklärung der näheren Umstände meiner Entrückung einander nicht angehören zu wollen. Die anderen wunderten sich zwar höchlich über diese ihnen unerklärliche Mischung leidenschaftlicher Zärtlichkeit und widerstrebenden Zögerns, fügten sich aber ohne weiteres in die gegebene Thatsache. Nur Schwesterchen Elfriede wollte die Sache nicht recht einleuchten und wir beiden waren von da ab Gegenstand ihrer steten Neckereien, die jedoch selbstverständlich ohne Erfolg blieben, denn unsere beiderseitige Liebe bedurfte keiner Steigerung, und das Hindernis, welches unserer Vereinigung entgegen stand, vermochte der liebliche Kobold eben so wenig hinwegzuräumen, als die anderen es vermochten.

Anfangs Mai sah sich der Vater genötigt, eine Reise nach den Gebieten des Tschad-Sees, jenseits der ehemaligen großen afrikanischen Wüste zu unternehmen. Umfangreiche Wasserbauten waren dort teils noch im Werke, teils vollendet und da für das nächste Budgetjahr neuerlich viele Millionen Pfund Sterling zu Zwecken dieser Anlagen veranschlagt werden sollten, so hielt er es für seine Pflicht, sich vor Eröffnung der Session seines Vertretungskörpers vom Stande der Arbeiten und Pläne an Ort und Stelle zu überzeugen. Die Reise ins Herz Afrikas hat übrigens nicht viel zu bedeuten. Die 2500 Kilometer, die Sizilien von jenem Gebiete trennen, durchmessen die Gäodrome, deren täglich mehrere Hundert diesen Weg einschlagen, in sieben Stunden. Es ist dies eben eine der meistbefahrenen Hauptlinien, welche die Hauptstadt mit den mächtigsten Ackerbaudistrikten im Innern des schwarzen Kontinents verbindet. Frau und Kinder machten — wie gewöhnlich — die Dienstreise mit; daß auch ich mich anschließe, verstand sich angesichts meiner Abrede mit Juana von selbst. Ich wäre übrigens auch ohne dieses nur ungern zurückgeblieben, da ich mich auf das Lebhafteste darnach sehnte, möglichst viel von der mir neuen Welt zu sehen und insbesondere das Leben und Treiben in den Sitzen der Landwirtschaft, von denen ich schon so viel gehört, aus der Nähe zu betrachten.

Am 3. Mai um 10 Uhr vormittags bestiegen wir bei Cap Passaro den ‚Niger‘, eines der schönsten und schnellsten Gäodrome, welche den Verkehr zwischen Sizilien und ganz Afrika bis zum Cap

der guten Hoffnung vermitteln. Die Überfahrt nach Tripolis über das hier reichlich 200 Kilometer breite Syrten-Meer, währte nicht ganze 3/4 Stunden und nach einem Aufenthalt von wenigen Minuten ging es über das Gebiet des einstigen Tripolis und Fessan. Ein einziger ungeheuerer Garten war es, den wir überquerten. In der ersten Viertelstunde d. i. bis ungefähr 100 Kilometer von der Küste, war dieser Garten von Villen und Palästen ziemlich dicht erfüllt, nicht so dicht wie auf Sicilien, wo durchschnittlich schon auf je 3000 Quadratmeter irgend ein Gebäude entfällt, aber doch derart, daß man von einer ‚Stadt‘ im Sinne meiner neuen Zeitgenossen sprechen konnte. Wie mir Kurt erzählte, beherbergt das afrikanische Küstengebiet längs des ganzen Mittelmeeres und dann längs des Atlantischen Oceans bis Kap Branco auf ungefähr 500 000 Quadratkilometern zweihundert Millionen Bewohner. Die jedes Haus umgebenden Gärten sind hier größer als auf Sizilien, die öffentlichen Gebäude dagegen weder so großartig noch so zahlreich, dafür aber der Reiz des durch Natur und Kunst zu höchster Üppigkeit entfalteten Pflanzenwuchses ein geradezu berückender. Je tiefer wir in das Innere eindrangen, desto spärlicher wurden die Behausungen, desto vorherrschender der ländliche Charakter der Gegend. Wir befanden uns jetzt im Herzen des Obst- und Gemüsegartens der ganzen westlichen Welt.

Gegen 11 1/2 Uhr, ungefähr 300 Kilometer von der Küste entfernt, erreichten wir das einstige Wüstengebiet. Äußerlich war dasselbe jetzt von den üppigen Fruchtthälern, die wir soeben verlassen, kaum zu unterscheiden. Auch hier überall reicher Baumwuchs, bestehend aus Palmen- und Laubwäldern, frisches Grün und eine zahlreiche Tierwelt. Aber von menschlichen Behausungen nur vereinzelte Spuren in sehr großen Abständen und — sonderbar — gerade diese durchaus künstliche Schöpfung trug im Gegensatze zu dem bisher durchmessenen Lande, welches überall von dem Wirken der ordnenden Menschenhand Zeugnis ablegte, mehr den Charakter einer unberührten Wildniß. Für alle Fälle war deutlich sichtbar, daß dieses ehemalige Wüstengebiet weder zu Feld- noch zu Gartenbau benutzt wurde. Kurt, den ich deshalb befragte, gab mir die Auskunft, daß es infolge der Bewässerungsarbeiten wohl gelungen sei, hier eine recht üppige Pflanzenwelt heimisch zu machen, daß aber mangels

einer eigentlichen Humusdecke der Boden doch noch großer Schonung bedürfe. Es gedeihe jetzt in der Sahara zwar alles, was die Gebiete ringsum nur immer hervorbringen, aber minder reichlich, und da man die Auswahl unter den fruchtbarsten Gebieten der Erde habe, so liege kein Grund vor, von der Sahara Ernten zu verlangen. Ihre Bewässerung und Bepflanzung wurde bloß vorgenommen, um das Klima Nord-Afrikas und Süd-Europas zu verbessern.

Weiter im Innern der ehemaligen großen Wüste wurde der Pflanzenwuchs etwas spärlicher, übertraf aber immer noch an Üppigkeit den der schönsten europäischen Waldungen. Die Anpflanzungen sind hier eben jüngeren Datums und die Nachbarschaft der sonnendurchglühten Felsengebiete von Thebu und Bilma, die zu bepflanzen bisher noch nicht gelungen war, macht sich störend fühlbar. Hier in diesen wilden Berglandschaften kam mir auch zum Bewußtsein, daß die Bewässerung der Sahara unmöglich in der Weise vollbracht worden sein konnte, wie ich es mir ursprünglich vorgestellt, nämlich durch Zuleitung und Verteilung von Wasser im Wege eines großartigen Kanalsystems. Von Kurt erfuhr ich jetzt, daß Kanalbauten bei dem Bewässerungswerke eine sehr untergeordnete Rolle spielten. „Der größte Teil der Wüste liegt viel höher, als alles Wasser, an das zu Bewässerungszwecken irgend zu denken war. Auch wären Kanalbauten, die unter allen Umständen sehr kostspielig sind, nur dann notwendig gewesen, wenn es sich um dauernde künstliche Bewässerung gehandelt hätte. Das ist aber nicht der Fall. Wir wußten sehr gut, daß dieses Gebiet, gelang es nur erst einmal, es gehörig anzufeuchten und mit einer Pflanzendecke zu versehen, fortab der Menschen zu seiner Befruchtung gar nicht mehr bedürfen würde, daß dann vielmehr Regen und sonstige atmosphärische Niederschläge hier ebenso sich einstellen würden, wie in anderen Erdteilen der gleichen geographischen Breite. Wir entschlossen uns daher nach reiflicher Erwägung und Vergleichung der Kosten der verschiedenartigsten in Vorschlag gebrachten Bewässerungssysteme, die Sahara ganz einfach zu begießen."

„Wie? fragte ich, $6^1/_2$ Millionen Quadratkilometer, ein Gebiet in der Größe von zwei Dritteilen ganz Europas wolltet Ihr begießen wie man ein Blumenbeet begießt?"

„Allerdings, das wollten wir, und das vollbrachten wir auch. Die Sahara wurde begossen, ganz wie Du sagst, gleich einem Blumenbeete. Nur waren die Gießkannen recht groß und zahlreich und auch ziemlich lange Zeit hat es gedauert, bis wir mit dem Begießen fertig wurden, richtiger gesprochen, fertig werden dürften, denn für ungefähr ein Jahrzehnt haben wir immer noch an diesem Werke zu arbeiten, welches unsere Vorfahren vor sechs Jahrzehnten in Angriff nahmen. Die Gießkannen, deren wir uns bedienen, sind gewaltige Gäodrome, deren jedes im Mittel 10 000 Tonnen Wasser faßt, und deren nach und nach 50 000 in Betrieb gesetzt wurden. Diese Gäodrome schöpfen ihr Wasser aus dem Kongo, Niger, Tschad-See, Nil und aus den Flüßchen der Nordküste, schleppen es über die ihnen angewiesenen Wüstenteile und lassen es dort gleich einem Regen niederfallen. Der Weg, den diese Riesenkannen von der Schöpfstelle bis zu ihrem Bestimmungsorte zu durchmessen haben, ist weit, aber einmal des Tags legen sie ihn durchschnittlich doch zurück, und sie sind solcherart im stande, insgesamt eine Strecke von 5 Millionen Hektaren oder 50 000 Quadratkilometern täglich mit genügender Feuchtigkeit zu versehen. Es gab und giebt nun Wüstengebiete, die mehrere hundert mal begossen werden mußten, ehe die Natur den Menschen ablöste; für andere Gebiete genügten wenige künstliche Anfeuchtungen. Zahlreiche natürliche Flüsse und Seen haben sich seither in der Sahara gebildet, hundert- und tausendfach erstattet jetzt diese einstige Wüste den umliegenden Gebieten jene segenspendende Feuchtigkeit zurück, die ihnen einst zu ihrer Erweckung aus dem Todesschlaf entnommen wurde, und zur Erweckung einzelner Wüstengebiete noch immer entnommen wird. Ohne diese gewaltige Vermehrung und Verstärkung der nordafrikanischen Ströme wäre jene großartige üppige Kultur, die Du während der zweiten Reisestunde zu bewundern Gelegenheit hattest und in den südlich der Sahara gelegenen Ackerbaudistrikten abermals wirst wahrnehmen können, in solchem Umfange gar nicht möglich. Die Sahara, einst ein Feuerofen, dessen Gluthauch allem Leben auf tausende Kilometer Entfernung gefährlich war, ist jetzt eine Segenspenderin, das große unerschöpfliche Wasserreservoir der schönsten und fruchtbarsten Erdgebiete.“

Es war $4\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags, als wir die letzten Ausläufer

der einstigen Wüste hinter uns gelassen hatten und in das fette Fruchtland eintraten, welches, wie ich bereits wußte, sich mit geringen Unterbrechungen vom südlichen Rande der Sahara bis zum Zambesi, d. i. über ganz Centralafrika zwischen dem 15. Grade nördlicher und dem 15. Grade südlicher Breite erstreckt. Dieses insgesamt nahe an 7 Millionen Quadratkilometer umfassende Gebiet eignet sich wegen seiner gewaltigen Seen und Ströme in hervorragendem Maße zu Zwecken des Ackerbaues, ist aber thatsächlich nur ungefähr zu einem Dritteil unter den Pflug genommen, dort nämlich, wo die Fruchtbarkeit des Bodens und die Leichtigkeit steter Bewässerung am allergrößten ist. Hier werden auf 250 Millionen Hektaren von etwas über 50 Millionen ländlicher Arbeiter — die mit ihren Familien eine Bevölkerung von 180 Millionen Seelen bilden — die Körnerfrüchte und sonstigen Bodenerzeugnisse für ganz Europa und Afrika d. i. für eine Bevölkerung von rund einer Milliarde hervorgebracht. Man darf sich jedoch unter diesen Ackerbauern beileibe keine seßhaften Landwirte vorstellen, deren ausschließlicher Beruf die Bestellung ihrer Felder wäre. Es giebt unter diesen 180 Millionen Menschen zwar zahlreiche, die niemals — es sei denn auf ihren Ferienreisen — die heimischen Felder verlassen; die Mehrzahl aber wechselt mit ihrem Berufe, verbleibt einige Jahre hier in den Tropen, übergeht dann zu irgend einer industriellen Beschäftigung in den nördlicher gelegenen Industrieorten oder wohl auch vorübergehend zu dem Hirtenleben noch weiter im Norden, kehrt dann gelegentlich wieder zum Ackerbau zurück und beschließt den Lebensabend nach Geschmack und Neigung entweder in ländlicher Abgeschiedenheit, oder inmitten einer der großen Städte. Und auch unter der ländlichen Abgeschiedenheit der Tropen darf man sich nichts dem Dorfleben vergangener Jahrhunderte Ähnliches vorstellen. Schulen, Museen, Bibliotheken, Theater giebt es zwischen Niger und Zambesi wie an den Gestaden des Mittelmeeres. Die Erziehung der Kinder, die geistigen Bedürfnisse der Erwachsenen sind überall die nämlichen und nirgends würden sich Angehörige des heutigen, stolzen, selbstbewußten Menschengeschlechts ansiedeln, wo nicht in ausreichender Weise für alle Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten eines hochentwickelten Kulturlebens gesorgt wäre. Auch die landwirtschaft-

lichen Arbeiten werden gleich den industriellen der Hauptsache nach von Maschinen verrichtet; dem Menschen bleibt bloß das Amt der Überwachung und Regelung der ihm dienstbar gewordenen Elementarmächte. Die vielseitigste Verwendung findet dabei das Wasser. Kurt, der hier, wie überall, mein Gewährsmann ist, erzählte mir, daß die gesamte Wassermenge der mittelafrikanischen Riesenseen und Riesenströme durch ein großartiges Kanalsystem über alle Fruchtfelder, oft auf viele hundert, ja auf tausend und mehr Kilometer Entfernung verteilt wird. Gerade die größten der afrikanischen Seen liegen bekanntlich sehr hoch: der 50000 Quadratkilometer deckende Ukerewe z. B. 1400 Meter über dem Meeresspiegel. Es sind nun durch die die Seen umgebenden Ufergebirge gewaltige Stollen gebohrt worden, durch welche man diese Wasserreservoirs anzapfen und ihren Inhalt nach Bedarf in die entfernteren Ebenen leiten kann. Dort wird die befruchtende Feuchtigkeit vermittelst ungeheurer, teils gemauerter, teils aus Eisen erbauter Aquädukte oft mehrere hundert Meter hoch über der Thalsohle weitergeführt. Die natürlichen Abflußöffnungen der Seen sind vermittels Schleusenbauten nach Bedarf zu sperren oder zu schließen, so daß die während der Regenzeit niedergehenden ungeheuren Wassermassen verhindert werden können, nutzlos dem Ozean zuzufließen, und für die Zeiten der Trockenheit zur Verfügung bleiben. An geeigneten Stellen wurden zudem die Fluten zahlreicher Ströme und Flüße künstlich zu Seen aufgestaut, um deren Wasser gleichfalls für die Zeit des Bedarfs aufzusparen. Und dieses solcherart den Fruchtfeldern zugeführte Naß wird dann nicht etwa durch Berieselungskanäle über diese verteilt, was mit großer Wasserverschwendung verbunden wäre, vielmehr geschieht die Bewässerung durch eigenartige, vom Wasserdruck selbstthätig betriebene riesige Brausen und Sprengwerke.

„Warum" — so fragte ich — „benützt Ihr nicht auch hier Gäodrome zum Besprengen der Felder?"

„Weil es sich hier nicht um einmalige und vorübergehende, sondern um dauernde Zufuhr von Feuchtigkeit handelt. Um 250 Millionen Hektare in der heißen Trockenheit ausreichend zu besprengen, wären ungefähr $2^1/_2$ Millionen der größten Gäodrome notwendig. Nun würden diese allerdings immer noch mit viel weniger Kosten, d. h. mit geringerem Aufwande menschlicher Arbeit

zu beschaffen sein, als die ungeheuren Wasserbauten, die zu gleichem Zwecke notwendig waren. 2½ Millionen Gäodrome lassen sich von ungefähr 200 Millionen Menschen binnen Jahresfrist herstellen; an den Kanalbauten, Felsenstollen und Wassersperrwerken Central-Afrikas aber haben durch 150 Jahre im Mittel 3 Millionen Menschen gearbeitet; es steckt also ein Arbeitsaufwand von 450 Millionen Jahresarbeiten in ihnen. Aber diese Wasserbauten sind von ewiger Dauer, d. h. sie lassen sich mit verhältnismäßig geringfügigem neuen Arbeitsaufwande dauernd erhalten; die Gäodrome dagegen müßten längstens alle 30 Jahre erneuert werden. Ferner würde die Bedienung von 2½ Millionen Gäodromen ungefähr 20 Millionen Menschen erfordern, während die Bedienung der automatischen Brause- und Sprengwerke unseres Kanalsystems bloß ungefähr 1 Million Menschen erfordert. Die Sache steht so, daß 3 Millionen Arbeiter durch 150 Jahre und 1 Million Arbeiter ständig thätig sein müssen, damit 50 Millionen anderer Arbeiter ungefähr 2½mal so viel erzeugen, als ohne das Eingreifen der früher erwähnten 4 Millionen möglich wäre. Denn infolge der reichlichen, niemals versagenden Bewässerung hat sich die Fruchtbarkeit der Felder hier um das Zweieinhalbfache vermehrt. Die Bewässerungsanlagen sind gleichsam ein Instrument, mit dessen Hilfe 4 Millionen Menschen die Arbeit von 75 Millionen verrichten. Wohlverstanden, die Arbeit von 75 Millionen, die ohnehin schon auf fruchtbarstem Boden und ausgerüstet mit allen Behelfen einer hochentwickelten Technik arbeiten. Wenn Du die Leistungen unserer Ackerbauer mit denen der Bauern Deiner Tage in Vergleich stellen willst, so wirst Du finden, daß die Menge und Güte der landwirtschaftlichen Produkte, die hier zum Gebrauche von einer Milliarde unserer Zeitgenossen durch 50 Millionen arbeitender Menschen — u. zw. durchschnittlich binnen 4 Stunden täglich — hervorgebracht werden, alles, was damals von den Bodenbebauern der ganzen Erde in 10-, 12-, 15stündiger aufreibender Plage hervorgebracht wurde, mindestens um das zehnfache überragt. Was damals alle Ackerbauer der Welt zu erzeugen vermochten, das würden hier hochgerechnet 5 Millionen unserer Arbeiter zu Wege bringen; und wenn man die Unterschiede

der Arbeitszeit mit in Berechnung stellt, so brauchten ihrer nicht einmal 2 Millionen zu sein."

Ihr Absteigequartier hatte die Familie Leonhard bei einem ihr durch alte Gastfreundschaft verbundenen landwirtschaftlichen Arbeiter genommen, der ein am Ostufer des Tschadsees reizend gelegenes Haus besaß. Wir erhielten fünf Zimmer eingeräumt, was allerdings unseren Hauswirten einige Ungelegenheit bereiten mochte, da sie in allem bloß über neun Gelasse verfügten, während unserer Anwesenheit also für die aus drei Köpfen bestehende Familie — Vater, Mutter und Tochter — bloß 4 Zimmer erübrigten. Da es in nicht zu großer Entfernung ein bequem eingerichtetes Fremdenhaus gab, wie solche überall für den Gebrauch Durchreisender sowohl als etwaiger alleinstehender Ansässiger errichtet sind, so lag eigentlich kein Grund vor, den guten Leuten lästig zu fallen. Juana aber bat mich, ganz gewiß jedwede Hindeutung auf derartigen Umzug zu unterlassen, da dies unsere Gastfreunde verletzen würde, und als ich die überströmende Herzlichkeit sah, mit welcher wir beherbergt und bewirtet wurden, begriff auch ich, daß unsere Anwesenheit den Nortons — so hießen unsere Gastfreunde — keine Last, sondern eine Freude sei, und auch uns — mir nicht minder, als der Familie Leonhard — war der Verkehr mit diesen wackeren, hochgebildeten Menschen ein inniger Genuß. Nortons gehören zu denen, die den Süden zum dauernden Aufenthalte wählten; der Grund liegt keineswegs in irgend welcher Weltfremdheit, denn auf ihren Ferienreisen pflegten sie sich die übrigen Teile der bewohnten Erde gründlich anzusehen, und in allen größeren Städten besitzen sie vertraute, liebe Freunde. Die unvergleichliche Schönheit der Tropennatur hält sie eben fest — Vater Norton, der in seinen Mußestunden ein leidenschaftlicher Maler ist und ein wohlausgestattetes Atelier im Hause besitzt, ganz insbesondere der landschaftliche Reiz dieser herrlichen Gegend.

Für mich faßte der liebenswürdige Mann rasch ein lebhaftes Interesse und wurde niemals müde, meine häufigen Fragen nach allen erdenklichen Dingen zu beantworten. So verdanke ich beispielsweise ihm nähere Aufklärung über das Wesen des sozialen Bodenrechts. Meister Leonhard hatte mir schon am ersten Tage unserer Bekanntschaft mitgeteilt, daß der Boden herrenlos sei,

gleich der atmosphärischen Luft, d. h. daß ihn jedermann nach eigener Wahl und eigenem Belieben benützen könne. Nun wußte ich allerdings, daß das gleiche von den Produktionsmitteln ganz im allgemeinen gelte, also auch von Maschinen, Fabriken u. dergl.; es hatte mir aber stets geschienen, daß hier ein in der Natur der Sache begründeter Unterschied vorhanden sein müsse. Maschinen und Fabriken kann man nach Belieben vermehren, nicht aber den Boden; wie soll es trotzdem möglich sein, unter allen Umständen jedermanns Anspruch auf Boden zu befriedigen? Ferner, nicht aller Boden ist an Güte gleich; wie soll es möglich sein, die Ansprüche Aller auf besten Boden zu befriedigen? Meister Leonhard hatte mir zwar seinerzeit Antwort auf alle meine Bedenken versprochen, die Sache war mir aber seither entfallen, und erst hier inmitten der großen Landwirtschaften erinnerte ich mich wieder daran. Als ich gelegentlich eines Abendspazierganges meinen Zweifeln Norton gegenüber Worte lieh, lächelte dieser und fragte mich, ob ich denn nicht wüßte, daß auf demselben Boden je nach Umständen mehr oder weniger Arbeitende Beschäftigung finden können.

„Allerdings weiß ich das," war meine Antwort.

„Nun denn, dann stelle Dir eben vor, daß, wenn wirklich einmal der Boden für diejenigen knapp wird, die ihn bebaueu wollen, ihrer mehr auf der gleichen Fläche unterkommen müssen. Wo früher hundert saßen und einmal pflügten, werden dann zweihundert sitzen und zweimal pflügen. Man kann den Boden zwar nicht beliebig vermehren, wie die Werkzeuge, Maschinen und Fabriken, aber man kann ihn dafür beliebig sorgfältig bearbeiten. Im übrigen hat dieser ganze Unterschied bloß theoretische Bedeutung, denn thatsächlich giebt es überflüssig genug Boden für jedermann."

„Aber es giebt nicht gleich guten Boden für jedermann. Ich habe mir sagen lassen, daß das Gebiet hier am Tschadsee, insbesondere seitdem die großen Entwässerungsarbeiten vollendet sind und die benachbarte Sahara kühle Winde statt des einstigen Samums entsendet, zu den allerfruchtbarsten der ganzen Erde gehört, etwa um die Hälfte höhere Erträge liefert, als die Landschaften weiter im Süden. Wie kommt es, daß sich hier nicht alle Ackerbauer zusammendrängen?"

„Das kommt daher, weil wir Ackerbauer nicht dümmer sind, als andere Menschen, und daher jenen Boden aufsuchen, wo für die gleiche Arbeitsleistung der möglichst hohe Ertrag auf uns entfällt. Das ist aber nicht der fetteste, an und für sich fruchtbarste, sondern jener Boden, auf welchem der Arbeitsaufwand im besten Verhältnisse zum Bedarfe nach Arbeitskraft steht. Lasse hier am See, wo eine halbe Million Arbeiter ungefähr 1000 Pfund Sterling per Kopf und Jahr verdient, eine ganze Million arbeiten, und sie werden bei gleichem Fleiße wahrscheinlich bloß 6—700 Pfund im Jahre herausschlagen. Denn die Arbeit der neuhinzugekommenen halben Million wird natürlich lange nicht so notwendig und nützlich sein, wie die der ersten. Lasse unser hier fünf Millionen sein, so wird der Ertrag für jeden einzelnen vielleicht auf 300 Pfund zusammenschmelzen, d. h. die zehnfache Arbeitskraft wird dem Boden wahrscheinlich bloß den dreifachen Ertrag abringen, wie früher die einfache; und stelle Dir vollends vor, daß hier alle 50 Millionen Arbeiter Central-Afrikas zusammenströmen, so werden sie sich bei gleichem Fleiße wahrscheinlich mit weniger als 100 Pfund im Jahre zu begnügen haben. Was, glaubst Du nun, lockt die Leute mehr: die chemische Beschaffenheit der Humusschichte hier, oder die 900 Pfund Sterling, die sie bei gleichem Fleiße anderwärts mehr verdienen? Die Antwort ist wohl nicht schwer, und Du siehst, daß man die Menschen bloß ihren natürlichen Instinkten zu überlassen braucht, um dessen sicher zu sein, daß sie sich auch des Bodens wie der anderen Arbeitsmittel in vernünftiger Weise bedienen werden. Gerade weil der Boden frei ist gleich der atmosphärischen Luft, wird es niemand einfallen, sich auf besserem Boden zusammenzudrängen, wenn er dort geringeren Ertrag seiner Arbeit findet, als auf vergleichsweise minder fettem. Es kommen hier am See allerdings mehr Arbeiter auf den Quadratkilometer, als anderwärts, aber eben nur genau um so viele mehr, daß auf den Einzelnen hier nicht mehr und nicht weniger Ertrag entfällt, als sonstwo."

Ich fühlte mich beschämt, diesen so überaus einfachen Sachverhalt übersehen zu haben, und begriff nun, daß solcherart die wirtschaftlich wünschenswerteste Verteilung der Arbeitskräfte unendlich besser gewährleistet sei, als durch das Bodeneigentum der alten Ordnung, welches gerade durch die Gebundenheit der Menschen an

den Besitz nur zu oft verhinderte, daß übervölkerter Boden verlassen und von Arbeitskraft entblößter im richtigen Verhältnisse besiedelt werde. Dagegen tauchte ein anderes Bedenken in mir auf. „Sage mir," so fragte ich, „wie Ihr es anstellt, daß gewisse Industrieen, die, wie ich weiß, auch hier in den Ackerbaudistrikten angesiedelt sind, den zu ihren Zwecken notwendigen Boden zugewiesen erhalten, ohne daß es darüber zu Zank und Hader käme. Es liegt da z. B. in der Nachbarschaft eine große Mühle; sie nimmt Euch recht schönen Raum weg. Habt Ihr diesen freiwillig abgetreten?"

„Natürlich; wer hätte uns denn zwingen können?"

„Was veranlaßte Euch dazu?"

„Nun, unser Vorteil. Wir stimmten zu, weil wir der Ansicht waren, daß die Mühle uns nützen, d. h. unseren Gewinn erhöhen werde."

„Schön! Was aber wäre geschehen, wenn es sich anders verhalten, d. h. wenn es sich um eine Fabrik gehandelt hätte, die Euch nichts genützt, vielleicht sogar geschadet hätte, oder bezüglich deren Ihr doch der Meinung gewesen wäret, daß sie Euch schaden wird?"

„Eine solche Fabrik wäre natürlich nicht gebaut worden."

„Das heißt also, Ihr hättet dieser anderen Genossenschaft, gestützt auf die größere Zahl und Macht Eurer Genossen, den Bau verboten?"

„Was Du für sonderbare Ideen hast! Wer braucht denn Dinge zu verbieten, die schädlich sind?"

„Wer? Ei derjenige, dem sie schaden, demjenigen, dem sie nützen?"

„Ach so! Jetzt erst verstehe ich Dich. Verzeih! Ich vergesse immer, daß Du aus einer anderen Zeit stammst. Du meinst offenbar, daß es sich um eine Fabrik handeln kann, die uns zwar schadet, die aber ihren Erbauern nützt. Ist es nicht so?"

„Natürlich!"

„Aber Freund, wie soll denn das möglich sein! Wenn die Fabrik Nutzen abwirft, so gehört dieser Nutzen uns so gut, als den Erbauern der Fabrik, da ein jeder von uns jederzeit das Recht hat, an diesem Nutzen teilzunehmen. Und wenn die Fabrik uns schadet, so leiden unter diesem Schaden die Erbauer gerade so gut,

als wir, da jeder von uns das Recht hat, dem ihm zugefügten Schaden dadurch auszuweichen, daß er in die Fabrik übertritt. Genau das nämliche gilt von unserem Nutzen und dem Schaden der Fabrik. Keine Macht der Erde kann bewirken, daß jenen nütze, was uns schadet oder umgekehrt, daß jenen schade, was uns nützt. Bedenke doch, daß alle Produktionsmittel allen gehören! Der Boden gehört nicht uns und die Fabrik nicht jenen; wir sind bloß diejenigen, die den allen gehörigen Boden, und jene sind es, die die allen gehörige Fabrik bewirtschaften. Wir müssen wünschen, daß eine Fabrik, die hier die günstigsten Verhältnisse findet, hier entstehe, und die Genossen der Fabrik müssen wünschen, sich dort niederzulassen, wo ihre Ansiedelung den größten Nutzen stiftet. Ein Interessengegensatz ist gänzlich ausgeschlossen."

„Aber es sind doch Meinungsverschiedenheiten möglich?"

„Das versteht sich von selbst. Aber das sind dann nicht Meinungsverschiedenheiten zwischen uns Landwirten auf der einen und den Industriellen auf der andern Seite, sondern Meinungsverschiedenheiten, bei denen Landwirte sowohl als Industrielle abweichender Ansicht sind über dasjenige, was beider gemeinsames Interesse erfordert. Und hierüber entscheidet dann natürlich das Stimmenverhältnis. Es kommt vor, daß die Majorität irrt, und das wird vorkommen, so lange die Majoritäten aus fehlbaren Menschen bestehen; aber dann ist es eben ein Irrtum über den eigenen Vorteil, den sie begeht und niemand kann sich dadurch in seinem Rechte gekränkt fühlen."

„Für diejenigen aber, die solcherart überstimmt werden, ist das immerhin eine mißliche Sache."

„Warum? Sie können es ja anderweitig mit ihren Plänen versuchen. Es ist möglich, daß sie überall abgewiesen werden und daß sie trotzdem das Richtige planten — wirst Du sagen. Auch das will ich zugeben. Aber welche Hilfe ist da möglich? Mehr als die Gelegenheit, es überall mit seinen Ideen zu versuchen, kann niemand fordern, und bei unbefangenem Nachdenken wirst Du wohl selber einsehen, daß jede darüber hinausgehende Begünstigung der Einzelwillen dem Gesamtwillen gegenüber zur Willkür führt. Wenn Du Einzelnen das Recht und die Macht einräumen willst, ohne Rücksicht auf die Meinung der Vielen schlechthin alles zu

thun, was sie wollen, so ist dies anders nicht möglich, als indem Du die Vielen allen und jeden Rechtes, aller und jeder Macht beraubst."

Ich habe dieses Gespräch so ausführlich wiedergegeben, weil es mir bezeichnend, nicht bloß für das soziale Bodenrecht, sondern ganz im allgemeinen für die soziale Rechtsauffassung erscheint. Die Wiedergabe all' dessen, was ich sonst noch während unseres vierzehntägigen Aufenthaltes am Tschadsee gehört und gesehen, hebe ich für spätere Zeit auf.

Am 20. Mai kehrten wir nach Sizilien zurück. Ich wäre gern noch einige Zeit geblieben, um die großen Kanalbauten an den Seen und insbesondere am Kongo, von denen ich Wunderdinge gehört, zu besichtigen; auch ein Ausflug nach dem mittels Gäodrom binnen 8 Stunden zu erreichenden Madagaskar lockte mich, wo eigenartige Stadtanlagen zu finden sind, und von da nach den ostindischen und australischen Inselgruppen mit ihren paradiesischen Gärten und großartigen Kulturmittelpunkten hätte ich nur eine fernere Tagereise gehabt. Aber abgesehen von allem anderen, was der sofortigen Ausführung dieser Pläne im Wege stand, riefen mich Berufspflichten gebieterisch nach Sizilien zurück. Ich hatte mich an jener Universität, an welcher Onkel Renaud höhere Mathematik dociert, um eine Professur für Kultur- und Sittengeschichte des ersten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung beworben, und soll im Laufe des Juni einige Probevorträge halten. Es war also höchste Zeit, daß ich zurückkehrte. Meine einschlägigen Studien hatte ich zwar der Hauptsache nach vollendet, was mir um so leichter geworden war, als ich mich auf Anraten Meister Leonhards entschlossen hatte, bei meinen Vorträgen weniger die litterarischen Überlieferungen aus jener Zeit, als mein Gedächtnis zu Rate zu halten. Aber fernere Ablenkung meiner Aufmerksamkeit von diesem Gegenstande meiner bevorstehenden Lehrthätigkeit war doch unter allen Umständen zu vermeiden.

Ich hielt es übrigens für nützlich, mich in den letzten Wochen der Vorbereitung nicht durch allzu eifriges Studium abzuspannen, sondern meinem Geiste durch Einhaltung der gewohnten Lebensweise die Frische zu bewahren. So nahm ich denn an allen Vergnügungen nach wie vor teil. Am Tage nach unserer Rückkehr war Abendzirkel

bei Leonhards, bei welchem sich wie gewöhnlich die engeren Freunde der Familie einstellten. Unter den Gästen befand sich einer, den ich bisher nicht gesehen, ein zukünftiger Kollege, Professor Archibald, der an unserer Hochschule Psychologie dociert. Gehört hatte ich schon von ihm, denn er zählt zu den berühmtesten Gelehrten der Gegenwart und ist namentlich auf jenen Gebieten, die das sogenannte Nachtleben der Seele behandeln — Traum, Hypnotismus, Somnambulismus, — unbestrittene Autorität. Er genießt den Ruf eines der exaktesten Denker, der nichts gelten läßt, was nicht über jeden Zweifel bewiesen ist, der aber diesen streng wissenschaftlichen Grundsatz nicht bloß auf neue Erscheinungen, sondern auch auf die Lehrsätze der geltenden Theorien anwendet. „Glauben oder leugnen, worüber man nichts weiß, ist gleichmäßig Aberglaube," ist sein Wahlspruch. Und seiner Meinung nach giebt es trotz aller Fortschritte des Menschengeistes doch unendlich wenige Dinge, bezüglich deren man heute schon wirklich etwas weiß. „Über bloße Hypothesen," so sagt er, „haben wir es in Wahrheit fast nirgends gebracht, und eine Hypothese, das vergißt man nur zu häufig, ist nichts anderes, als ein Versuch, Ordnung und System in unsere Forschungen nach der Wahrheit zu bringen. Irgend eine Thatsache bloß deshalb zu leugnen, weil sie — wirklich oder scheinbar — in Widerspruch steht mit einer wissenschaftlichen Hypothese, ist um vieles unvernünftiger, als sie leugnen, weil sie im Widerspruch steht mit dem Koran oder der Bibel. Denn diese beiden Bücher geben sich doch zum mindesten selber als Inbegriff aller Wahrheiten und aller Erkenntnis; die Wissenschaft aber, auf welche man sich den Thatsachen gegenüber berufen wollte, giebt sich selber als einen Versuch zu Aufklärung der Wahrheit, sie sagt selber, daß ihr die Wahrheit noch gar nicht bekannt sei, sie kann nur benützt werden zu Erklärung, nicht aber zu Ableugnung der Thatsachen."

Daß ich diesen Mann, der wie gesagt zu den Intimen der Familie Leonhard zählt, bisher bloß von Hörensagen kennen gelernt, hatte seinen Grund darin, daß er vor mehr als Jahresfrist, also noch vor meinem Erscheinen in der neuen Umgebung, verreist und erst kürzlich zurückgekehrt war. Seine Studien hatten ihn nach Indien an die Gestade des Ganges geführt, wo, wie er sagte, in den Bibliotheken

ganz merkwürdige Überreste uralter Geheimlehren zu finden seien, die neben einem unendlichen Wuste des krausesten Unsinns doch auch manche Körner wirklichen Wissens enthielten, die bisher der Aufmerksamkeit der modernen Gelehrtenwelt entgangen seien. Auch gebe es im Gangesthale noch einzelne Familien, welche gewisse Zweige dieser Geheimlehren gleichsam wie eine Art Ahnenkultus weiter betreiben. Es seien das durchaus modern gebildete, modern denkende Menschen, die im allgemeinen ihren alten Büchern und Überlieferungen sehr geringen wissenschaftlichen Wert beilegten, denselben vielmehr ausschließlich historisches Interesse entgegenbrächten. Einzelne Sonderlinge unter ihnen aber seien doch anderer Meinung. Diese trügen in der Regel eine gewisse Scheu, ihre Überzeugung offen auszusprechen, aus Besorgnis, sich dadurch den Ruf abergläubischer Menschen zuzuziehen. Gelinge es aber, das Vertrauen eines solchen Adepten zu erlangen, so gebe er zu verstehen, daß in seinen Akten Dinge zu finden seien, von denen sich die Weisheit der Modernen nichts träumen lasse. Ihre Vorfahren, so meinen diese Leute, seien gerade durch die eigenartige Beschaffenheit ihres Aberglaubens, der aus Vergöttlichung aller einzelnen Naturerscheinungen bestand, darauf hingewiesen worden, der Natur eine besonders innige Beachtung zu schenken. Gewisse Sekten hätten sich auf den ausschließlichen Kultus einer einzigen Naturerscheinung beschränkt, z. B. auf die Verehrung des Schlafes, des Todes, des Traumes. Das, in Verbindung mit der Beschaulichkeit des indischen Lebens, mit der Vorstellung, daß man der erwählten Gottheit am besten diene, wenn man sich möglichst tief in ihr Wesen versenke, habe diese Sekten uud insbesondere Büßer und Einsiedler unter ihnen dahin gebracht, neben einer Menge hirnverbrannter Wahnvorstellungen doch auch einzelne Wahrheiten über ihren „Gott“ zu finden, die der minder geduldigen, minder einseitigen wissenschaftlichen Forschung bisher entgangen seien. „Wird es Dich Wunder nehmen,“ so fragte den Professor einer dieser Hindus, „wenn sich beispielsweise zeigen sollte, daß die Priester Vizlipuzlis im alten Mexiko, die ihrem Gotte zu Ehren den Leib ihrer noch lebenden Opfer zu öffnen hatten, frühere und genauere Kunde über den Kreislauf des Blutes, über die Funktion der Eingeweide und dergleichen Dinge erlangten, als die Gelehrten

der übrigen Welt?" Durch all das aufmerksam geworden, habe er — Professor Archibald — sich die Mühe nicht verdrießen lassen, teils unter Anleitung eingeweihter indischer Freunde, teils auf eigene Faust, den Wust des altindischen Aberglaubens zu durchstöbern und dabei in der That höchst merkwürdige Funde gemacht.

Der gelehrte Psychologe, eine Ehrfurcht erweckende, gewaltige Erscheinung, an welcher der durchdringende, sich in das Innerste der Seele bohrende Blick mir besonders auffiel, schien für mich einiges Interesse an den Tag zu legen, denn er widmete sich, nachdem ich ihm vorgestellt worden, beinahe ausschließlich mir. Er hatte seinerzeit die Ankündigungen in den Blättern gelesen, — ich meine die Aufforderung an alle Jene, die etwa Näheres über mich wissen sollten, mir dies bekannt zu geben, — ebenso die verschiedenartigen Abhandlungen, die meinen Fall zum Gegenstande hatten, und schließlich auch schon während der wenigen Tage seiner neuerlichen Anwesenheit in Sizilien einiges über mich gehört. Da ängstliche Rücksichtnahme nicht in der Natur dieses Mannes lag, verwickelte er mich ohne weiteres in eingehende Erörterungen über diesen Gegenstand. Ich konnte dabei bemerken, daß er sichtlich, gleich meiner Umgebung, von der Ansicht ausging, ich müsse am Abend oder doch verhältnismäßig kurze Zeit vor dem 23. Mai des Vorjahres irgendwie in Schlaf versenkt worden sein, bei welcher Gelegenheit mir die Erinnerung an meine wirkliche Vergangenheit abhanden gekommen und an deren Stelle die Vorstellung von einem Leben im 19. Jahrhundert nach Christi Geburt getreten wäre. Als ich jedoch im Laufe des Gesprächs näher auf diese meine Vorstellungen aus der Vergangenheit einging, sah ich, wie der Professor mich mit wachsendem Erstaunen betrachtete, einigemal wie im Zweifel den Kopf schüttelte, dann, während ich weiter sprach — ich war eben dabei, ihm die Häuslichkeit meiner Eltern zu schildern — mit über der Brust gekreuzten Armen nachdenklich auf- und abschritt, mich zwischendurch immer wieder mit seinen Blicken durchbohrend. Plötzlich wendete er sich mir mit den Worten zu:

„Freund, das hast Du nicht geträumt, sondern erlebt!"

„Das ist, wie ich gestehen muß, auch meine Überzeugung," antwortete ich.

Er blickte mich nochmals forschend an, nahm mich dann

unter den Arm und führte mich auf die anstoßende Gartenterrasse, um dort, ungestört vom Geräusche der übrigen Gesellschaft, eine Reihe eingehender Fragen an mich zu richten. Sie betrafen zumeist die näheren Umstände der letzten Tage und Stunden meiner früheren Existenz, und ich beantwortete sie trotz des Unbehagens, das sie mir teilweise verursachten, so gut ich konnte. Auch ihm fiel es auf, daß eine Lücke in diesen meinen Erinnerungen vorhanden sei.

„Giebt es denn gar kein Moment, absolut nichts, was Dir eine Art Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart bilden könnte? Hast Du keinerlei Erinnerung, keinerlei Empfindung aus jenen Zeiten bewahrt, die an etwas anknüpft, was Dich jetzt umgiebt?" fragte er schließlich.

„Eine Erinnerung im eigentlichen Sinne des Wortes nicht, wohl aber eine Empfindung. Es scheint mir, als ob ich einer Person aus meiner gegenwärtigen Umgebung früher einmal irgendwo und irgendwie schon begegnet sein müsse."

„Und wer ist diese Person?"

„Juana."

„Juana!?" rief er beinahe schreiend und starrte mich mit weitaufgerissenen Augen sprachlos an.

In diesem Momente erschien die also von uns beiden genannte auf der Schwelle der Terrasse. Sie hatte ihren Namen rufen gehört und gemeint, daß wir ihrer bedürften. Bemerken muß ich hier, daß Professor Archibald, wie mir gelegentlich mitgeteilt worden war, eine ganz ungewöhnliche Zuneigung für diese älteste Tochter seines Freundes von deren frühester Kindheit an den Tag gelegt hatte. Dem Kinde war er ein selbstvergessener Spielkamerad, der Jungfrau ein unermüdlicher Lehrer gewesen. Juana besaß ungewöhnliche naturwissenschaftliche Kenntnisse, die sie der Schulung dieses außerordentlichen Mannes verdankte. Als sie jetzt in unserer Mitte erschien und unsere beiderseitige Haltung bemerkte, wußte sie, noch bevor einer von uns gesprochen, worum es sich handle.

„Jules hat Dir mitgeteilt, Meister, daß wir beide durch eine Art dunkler Erinnerung oder aus der Vergangenheit herüberragender Empfindung an einander geknüpft sind?"

„Nichts weiß ich noch, oder doch so viel als nichts. Dein

Freund hat mir bloß soeben erklärt, er habe die Empfindung, Dir früher bereits einmal begegnet zu sein, und von Dir erst höre ich, daß die Empfindung eine beiderseitige ist. Weiter, weiter, erzählet mir das Nähere," drängte er in höchster Aufregung.

Wir berichteten, was wir wußten, aber es war wenig genug. Der Professor stellte uns ab und zu einzelne Kreuzfragen, deren Bedeutung mir nicht völlig klar war, auf deren möglichst genaue Beantwortung er jedoch den größten Wert legte. Nur so viel sah ich, daß es sich dabei hauptsächlich um die bereits erwähnten Lücken in meinem Erinnerungsvermögen handelte. Aber auch sein „Töchterchen", wie er Juana nannte, wurde nach der nämlichen Richtung einem gründlichen Verhör unterworfen, bei welchem sich denn allmählich ergab, daß auch aus ihrem Gedächtnisse gewisse Stunden oder Minuten insbesondere der letzten Tage vor meinem Erscheinen gleichsam weggelöscht seien. Des ferneren zeigte sich, daß sie am Abend und in der ersten Nachthälfte des 23. Mai des Vorjahres allein zu Hause gewesen. Ihre Eltern hatten in Begleitung Elfriedens die Abendgesellschaft eines befreundeten Hauses besucht, Kurt dagegen, der gleich ihr daheim geblieben, war seinem Studium obgelegen, und sie hatte ihn die ganze Zeit über nicht zu Gesicht bekommen. Was sie an diesem Abend gethan, vermochte sie nur unvollständig anzugeben; es komme ihr so vor, erklärte sie schließlich, als hätte sie zwischendurch ein wenig geschlummert. Wann und wie sie dann zu Bette gegangen, wisse sie nicht.

Der Professor, der auf alle, selbst die anscheinend nebensächlichsten Einzelheiten den größten Wert legte, rief schließlich Kurt herbei, um diesen zu befragen, ob er am bewußten Abend nichts Auffallendes an Juana oder sonst im Hause bemerkt hätte; dieser aber wußte sich überhaupt an nichts mehr zu erinnern, es sei denn, daß er zugab, sich damals gewundert zu haben, daß Juana ihn kein einziges Mal während des langen Abends aufgesucht habe, um, wie dies sonst ihre Art sei, nach ihm zu sehen und ihm einige freundliche Worte zu sagen.

Nachdem er sah, daß durch uns Ferneres nicht zu erfahren sei, ließ uns der Professor stehen und ging mit großen Schritten in tiefes Nachdenken versunken im Raume auf und ab. Sichtlich

suchte er Ordnung in seine Gedanken zu bringen und zu irgend einem Entschlusse zu gelangen. Zwischendurch richtete er abwechselnd an mich und Juana neuerliche Fragen, um möglichst genau die Stunde, ja Minute gewisser uns bedeutungslos erscheinender Vorgänge — immer am Abend des 23. Mai — festzustellen. Auch einzelne, zwischen den Zähnen gemurmelte Worte, wie „das würde stimmen" — „es kann aber doch nicht sein" — „sollte es das gewesen sein?" u. dergl. konnten wir vernehmen. Plötzlich blieb er vor Kurt stehen und fragte ihn: „Du liebst Deine Schwester sehr?"

„Mehr als mein Leben."

„Und Deine Schwester liebt diesen Mann?"

„Ich glaube, mehr noch als ich sie liebe."

„Er ist folglich auch Dir theuer?"

„Er ist mein liebster Freund."

„Du scheust also eine Gefahr, der Du Dich vielleicht aussetzen müßtest, um ihn Deiner Schwester zu erhalten, nicht?"

„Keine."

„So folge mir. Nimm Abschied für zwei, drei Tage von den Deinen. Wir reisen nach Indien. Das nächste Gäodrom dahin geht, wenn ich nicht irre, um 11 Uhr abends von Messina ab. Es ist jetzt 10½ Uhr, wir haben also noch reichlich Zeit und können die 20 Kilometer bequem mittels Aëropter zurücklegen. Von Reisegerät brauchst Du bloß das allernotwendigste mitzunehmen, da auf diesen indischen Gäodromen für alle Reisebedürfnisse bei Tag und Nacht reichlich gesorgt ist. Morgen Nachmittag," so wandte er sich an mich, „sind wir in Benares; dort treffe ich den, den ich suche, entweder sofort, oder habe doch Gelegenheit, ihn rasch aufzufinden. Im Laufe des übermorgigen Tages — jedenfalls vor Mitternacht — will ich zurück sein. Bereite Dich auf ein sehr ernsthaftes Experiment vor, das ich dann mit Dir vorzunehmen gedenke. Beschäftige Dich in der Zwischenzeit vornehmlich mit Deinen Erinnerungen vor Deiner Hypnotisierung. Denn daß Du hypnotisiert bist, brauche ich Dir wohl nicht erst zu sagen. Vermeide alle Aufregung. Iß so wenig, als Du, ohne geschwächt zu werden, vermagst. Enthalte Dich gänzlich aller geistigen Getränke und stark stickstoffhaltiger Nahrungsmittel. Die Vorbereitungsfrist ist kurz, aber sie muß

genügen. Und nun Gott befohlen! Grüßt mir Vater, Mutter und die anderen!"

Damit wollte er gehen. Juana aber trat ihm in den Weg mit der Frage, ob er denn ihr nichts zu sagen habe.

„Ein herzliches Lebewohl, mein Kind, sonst nichts das ich wüßte."

„Meister, ich will dabei sein, wenn Du Jules hypnotisierst, und zugleich mit ihm hypnotisiert werden!"

Der Professor blieb stehen und sah sie erstaunt an. Plötzlich schlug er sich vor die Stirn: „O Du ahnungsvoller Engel Du! Daß ich daran vergessen konnte! Natürlich sollst Du zugleich mit Deinem Geliebten in Schlaf versenkt werden; es muß sogar geschehen, soll der Versuch keinen uns Allen höchst unerwünschten Ausgang nehmen. Seltsam, höchst seltsam, daß Du das gewußt zu haben scheinst, trotzdem Dir die Gründe unmöglich bekannt sein können. Es ist das eines der Wunder jener Regung des Herzmuskels, die man Liebe nennt. Doch darüber zu grübeln ist später Zeit. Halte Dich in allen Stücken an das, was ich Deinem Jules empfohlen."

Damit war er in der Thüre verschwunden und wenige Minuten später hörten wir das leise Rauschen der Aëroptere des Professors und Kurts, die über unseren Köpfen gen Norden nach Messina hinzogen.

Daß wir beiden, Juana und ich, uns gewissenhaft an die uns vorgeschriebene geistige und körperliche Diät hielten, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Ich sah dem bevorstehenden Versuche mit sehr gemischten, aus Wißbegierde, freudiger Aufregung und banger Sorge zusammengesetzten Gefühlen, Juana mit ruhiger Zuversicht entgegen. Die ganze Zeit verbrachten wir entweder zu zweien, oder ein jeder für sich in seinen Gemächern. Da ich längst bemerkt hatte, daß meine Erinnerungen an die Tage der Vergangenheit, die sich sonst allgemach ins Dunkle zu verlieren beginnen, dann am lebhaftesten auftauchen, wenn ich mit der Abfassung dieser Blätter beschäftigt bin, so benutzte ich die Muße der zwei Tage hauptsächlich zu Niederschrift der letzten Abschnitte derselben.

Im übrigen vergingen diese Tage ohne jeglichen Zwischenfall. Aus Indien traf keine Nachricht ein.

Die Mitternacht des 23. Mai naht heran. Wie, wenn der Professor nicht zur vorgesetzten Zeit zurückkehren sollte? Was wollte er damit sagen, daß die Vorbereitungsfrist, so kurz sie sei, genügen müsse? Offenbar, daß der Versuch, den er im Sinne hat, um zu gelingen, an diese Nacht gebunden ist. Für immer, oder bloß für eine bestimmte Zeit? Kann das, was in der nächsten Stunde nicht geschieht, nie mehr, oder bloß ein Jahr lang, mehrere Jahre lang nicht geschehen? Und welche Folgen fürchtet er, wenn es nicht geschieht?

Diese Fragen, diese Zweifel werden unerträglich! Und die Uhr rückt unerbittlich vor. Es ist 11¾ Uhr, im Hause regt sich nichts.

Doch wer weiß, ob es nicht ein gütiges Schicksal ist, welches den Versuch vereitelt, dem ich entgegengehe? Wie, wenn ich, von Professor Archibald eingeschläfert, als derjenige wiedererwache, der ich vor Jahresfrist gewesen? Entsetzlicher Gedanke! Das werde ich mir für alle Fälle vom Experimentator ausbedingen, daß er mir den Tod giebt, wenn er merken sollte, daß sein Versuch diesen Verlauf nimmt. Mir schwindelt der Kopf. Und Aufregung ist mir verboten. Hin zur Geliebten, ihre Zuversicht wird mich aufrichten!

Doch horch! Ist das nicht das Rauschen von Aëropteren? War das nicht die Stimme Kurts, das die des Professors? Sie sind da, sie sind da! Alle Bangigkeit, jeder Zweifel hat ein Ende! Die kommende Stunde wird mir das Rätsel meines Doppeldaseins lösen.

---

* * *

Soweit das Manuskript meines jungen Freundes.

Was sollte all' das bedeuten? Hatte ich eine romantische Erfindung in Händen, oder glaubte der Autor, was er schrieb? Der ganze Inhalt spricht ebenso unwiderleglich für das erstere, als Ton und Ausdruck für das letztere. Und zudem: Jules Raymont war kein Mensch, der Lust am Fabulieren hatte, sondern eine durchaus ernst angelegte Natur. Doch gleichviel, ob Roman oder Tagebuch: wie kam das Manuskript in meine Hände? Wie soll ich mir all' diese Unbegreiflichkeiten erklären? Ich habe monatelang nach einem Schlüssel des Rätsels gesucht; vergeblich. Jedenfalls scheint es die Absicht des Autors gewesen zu sein, daß seine Aufzeichnungen veröffentlicht werden. Das thue ich denn hiermit. Unter den Lesern werden sich wohl welche finden, die Zusammenhang, Zweck und Sinn des Ganzen erraten.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin erschien ferner:

Der Moralunterricht der Kinder. Von Felix Adler. Autorisierte Übersetzung, herausgegeben von Georg von Gizycki. 2 M., geb. 2,60 M.

Friede und Abrüstung. Von Gustaf Björklund. 1,50 Mark.

Die Anfänge eines neuen sozialen Geistes. Von Professor Dr. Wilhelm Foerster, Geh. Regierungsrat. 60 Pf.

Die wirklichen Gefahren der Lage. Ein öffentlicher Vortrag, gehalten in Berlin am 9. Dezember 1894 von Wilhelm Foerster. 50 Pf.

Ethische Aufgaben in der sozialen Bewegung. Von Dr. Friedr. Wilh. Foerster in Freiburg. 50 Pf.

Die Bürgerpflicht der Frau. Von Lily von Gizycki. 30 Pf.

Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Grimm. Ausgewählt und bearbeitet von Georg und Lily von Gizycki.

Volks-Ausgabe. Mit 8 farbigen Bildern. Gebunden 1 M.
Feine Ausgabe auf Velinpapier. Mit 8 farbigen Bildern. Eleg. geb. 2 M.

Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze von Prof. Dr. M. Lazarus. Dritte Auflage. 3 Bände. 22,50 M., geb. 27 M.

Träume. Von Olive Schreiner. Autorisierte Übersetzung von Margarete Jodl. Mit einer Einleitung von Dr. Friedrich Jodl. 1,60 M., eleg. geb. 2,40 M.

Die akademische Laufbahn und ihre ökonomische Regelung. Ein Wort an die Regierung und an die Volksvertretung. Von *** 2,40 M.

Ein Blick auf die großen Erfindungen des zwanzigsten Jahrhunderts. Von Maximilian Plessner.

I. **Die Zukunft des elektrischen Fernsehens.** 1 Mark.
II. **Die Dienstbarmachung der Windkraft für den elektrischen Motorenbetrieb.** Mit einer Tafel. 2 M.

Berlin in Wort und Bild. Von Paul Lindenberg. Mit 244 künstlerischen Illustrationen. 7,50 M., elegant gebunden 9 M.

Alldeutschland in Wort und Bild. Eine malerische Schilderung der deutschen Heimat von August Trinius. Mit 209 künstlerischen Illustrationen.

Erster Band: Teutoburger Wald. Hohe Rhön. Fichtelgebirge. Spreewald. Thüringen. Schwäbische Alb. Rhein. Mit einem farbigen Titelbild und 79 Illustrationen. 5,40 M., elegant gebunden 7 M.

Zweiter Band: Vogesen. Spessart. Odenwald. Eifelgebirge. Bayerisches Oberland. Taunus. Wilhelmshöhe. Schwarzwald. Mit 65 Illustrationen. 5,40 M., elegant gebunden 7 M.

Dritter Band: Harz. Von der Nordsee zur Ostsee. Riesengebirge. Sächsische Schweiz. Mark Brandenburg. Mit 68 Illustrationen. 5,40 M., eleg. geb. 7 M.

☛ Jeder Band auch einzeln käuflich. ☚

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Hertzka, Theodor,

Entrückt in die Zukunft

Berlin 1895